Studien über die Frauen.

. . . . .
„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht".

Friedrich Schiller, Würde der Frauen.

Studien

über

die Frauen.

Von

Eduard Reich.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Vorwort.

Wirkliches Verständniss des Weibes lässt nur auf Grund genauen Studiums der Thatsachen, welche Forschung und Beobachtung lieferten, sich ermöglichen. Ohne innige Bekanntschaft mit der Wesenheit und den Lebensbedingungen der Frauen kann keine Frage entschieden werden, die auf gesellschaftliche Stellung, auf Arbeit und andere Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes sich bezieht.

Weil von der Art und Lebensäusserung des Weibes das Schicksal der ganzen Menschheit abhängt, deshalb ist für Jeden, der mit dem Menschen und der Gesellschaft es zu thun hat, das Studium der Frauen unerlässlich.

Ich habe das weibliche Geschlecht aus verschiedenen Gesichtspunkten zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, und übergebe in den nachstehenden Blättern die Resultate meiner Beobachtungen, For-

schungen und Meditationen der Oeffentlichkeit. Möge es gelingen, durch diese Studien zur Lösung der gegenwärtig die Welt bewegenden Frauenfrage etwas beizutragen!

An der Ostsee, den 18. Januar 1874.

Dr. Eduard Reich.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Das Weib 1
Extreme 1
Werth der Frauen 2
Mann und Weib 6

Die Frauen in der Statistik.

Einleitende Worte 9

Von der Zahl der Frauen.

Knaben- und Mädchengeburten 10
Zahl der Frauen je nach Alter 12
Stadt und Land 13
Verhältniss von Frauen und Männern 14
Lebenszähigkeit des Weibes 15
Oertliche Verhältnisse und Zahl der Frauen 16

Von Lebensdauer und Heirathen.

Mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer 18
Sterblichkeit 22
Ehe 23
Verheirathete und unverheirathete Frauen 23
Geschlechts- und Heirathstrieb 26
Heirathsalter 28
Frühzeitige Ehen 30
Hohe Lebensalter 32

Von den Körpermaassen.

Einleitendes 33
Leibeshöhe. Leibesumfang 36

Seite
Verschiedenheiten der Körpermaasse 37
Wachsthum 37
Schönheit 38
Ausbildung des Leibes 39

Die einzelnen Körpertheile.

Allgemeines 41
Der Kopf 41
Der Schädel 41
Das Gehirn 45
Der Hals 49
Alter und Hals 50
Thätigkeit, etc., und Hals 51
Der Rumpf 52
Brustkorb 52
Busen 55
Unterleib und Becken 58
Die Extremitäten 62
Muskelkraft der oberen Gliedmassen 63
Ober- und Vorderarm 64
Hand 65
Untere Gliedmassen 67

Von den Athemzügen und Pulsschlägen.

Zahl 71
Einfluss auf das moralische und sociale Leben 71

Von der Anzahl der Selbstmordfälle.

Ursachen 72
Europa und Amerika 74

Von der Statistik des Lasters.

Säuferei 81
Hurerei 87

Von der Statistik des Verbrechens.

Weibliche Verbrecher in den verschiedenen Ländern 99

Von der Statistik der Erkrankung.

Zahlen 109
Fälle plötzlichen Todes 110
Widerstandsvermögen des Weibes 111
Oertlichkeiten 112

Die Frauen in der Naturlehre.

Seite

Auffassung der Frauen 113
Verhältniss des Weibes zu dem Manne 113

Von der Physiognomik.

Allgemeines 116
Die Stirne 117
Form 117
Runzeln 118
Grösse 121
Das Haar 122
Farbe 122
Sonstige Beschaffenheit 125
Die Augen 125
Bedeutung 125
Farbe der Augen und Prostitution 126
Glanz der Augen 128
Charakter und Augen 130
Leidenschaften und Augen 132
Weiteres über die Augen 132
Augenbraunen 134
Die Nase 136
Form 136
Aeussere Verhältnisse und Nase 138
Der Mund 141
Allgemeines 141
Gestalt 141
Grösse 142
Das Kinn 143
Gestalt 144
Doppelkinn 144
Die Wangen 144
Farbe 144
Erröthen 146
Die Ohren 148
Grösse 148
Form 150
Das Gesicht im Ganzen 151
Eintheilung der Frauen nach dem Gesichte 151
Schöne, interessante und andere Frauenzimmer 151

Von den Bedürfnissen.

Allgemeines 153
Das Nahrungsbedürfniss 154

Seite
Wohlstand und Armuth 154
Menge der Nahrung 158
Qualität der Nahrung 159
Narkotische und alkoholische Getränke 161
Tabak 165
Das Zeugungsbedürfniss 167
Offenbarungen dieses Bedürfnisses 168
Liebe, etc. 169
Eierstöcke 171
Die anderen Bedürfnisse 172
Kleidung und was dazu gehört 172
Wohnung 180
Ortsveränderung 181

Von dem Temperamente.

Allgemeines 182
Philosophisches Temperament 182
Sanguinische Frauen 184
Charakteristik 184
Modificationen 185
Anlagen 186
Blut 188
Leibeszustände 189
Phlegmatische Frauen 190
Plätze für solche 190
Physiognomisches 191
Constitution 192
Anlagen 193
Entstehung des Temperaments 197
Eigenthümlichkeiten 198
Cholerische Frauen 200
Geistesthätigkeit 200
Constitution 201
Entstehung 202
Leidenschaften 204
Melancholische Frauen 205
Eigenschaften 205
Constitution 206
Besonderheiten 207
Frauen gemischten Temperaments 209
Schilderung 209
Erziehung 212
Launen. Liebenswürdigkeit 213
Verstand 214

Seite
Manche Besonderheiten 215
Umgestaltung der Temperamente 216
Alter und Temperament 218

Von der Geistesthätigkeit.

Allgemeines 219
Der Verstand 219
Denken und Fühlen 219
Verstand und Gemüth 220
Gelehrsamkeit 222
Verstandesbildung 223
Das „ewig Weibliche" 225
Genialität 226
Gedächtniss u. s. w. 228
Die Einbildung 231
Bedeutung der Phantasie des Weibes 231
Das sogenannte Versehen 232
Phantasie und Verstand 233
Pflege der Einbildung 234
Einbildung und Leidenschaften 236
Entartete Phantasie 237
Der Wille 238
Eigensinn und Wille 238
Charakter und Wille 239
Pflege des Willens 240
Zurechnungsfähigkeit 242
Der Instinct 246
Begriff und Bedeutung 246
Die Sprache 248
Eigenthümlichkeiten 248
Geberdenspiel 249
Wesenheit 250
Sprache höher gebildeter Frauen 252
Mädchen sprechen früher, als Knaben 253
Sprache ein Spiegel des Gemüthes 254
Die Anwendung der Geisteskräfte 254
Wissenschaft, Kunst und Frauen 255
Handwerk und Frauen 258

Von der Gemüthsverfassung.

Gemüth des Weibes 259
Die Gefühle und die Leidenschaften 259
Gefühlvolle und gefühllose Weiber 259
Wirkung der Erziehung 260

Seite
Unbeständigkeit der Gefühle 261
Gefühle und bewusstes Denken 262
Gefühle in Einfluss auf das sociale Leben 263
Leidenschaften der Frauen 264
Leidenschaften und Phantasie 265
Wirkung der Leidenschaften 266
Leidenschaft und Physiognomie 267
Die Liebe 269
Bedeutung bei den Frauen 269
Kleidung und Liebe 270
Poëtische und animalische Liebe 271
Allgemeine Charakteristik der Liebe 272
Heisse und kalte Liebe 273
Glückliche und unglückliche Liebe 274
Bewusste Geistesthätigkeit und Liebe 276
Das Verlieben 278
Quellen der Liebe 281
Inhalt der Liebe 282
Materialismus 283
Die anderen Leidenschaften 285
Weltliche und religiöse 285
Gemeine Leidenschaften 285
Hochmuth 286
Habsucht und Ehrgeiz 287
Selbstsucht 288
Schlechte Laune 289
Religiöse Leidenschaften 290
Der Charakter 293
Nationalität und Volksschichte 293
Leibesverfassung 295
Kleine Residenzen, etc. 296

Von der Fortpflanzung.

Einleitendes 296
Einweiberei und Vielweiberei 297
Wirkungen der beiden Institutionen 297
Vielmännerei 299
Schaden der Vielheit in der Ehe 300
Keuschheit 300
Begriff 300
Voraussetzungen 301
Wirkungen 302
Unkeuschheit 302
Fruchtbarkeit 304

Seite
Wirkung auf das Gemüth 304
Ursachen der Unfruchtbarkeit 304
Bedingungen der Fruchtbarkeit 307

Von Leben und Tod.

Allgemeine Bemerkungen 309
Altersverhältnisse 310
Das weibliche Kind 310
Das Mädchen 312
Die kleine Arbeiterin 313
Die Jungfrau 316
Die Frau 323
Die Matrone 326
Die Auflösung 328
Verschiedenheiten im Sterben 329
Glaube an Unsterblichkeit 332
Religion 334

Die Frauen in der Socialwissenschaft und Hygieine.

Einleitende Worte 336

Der praktische Materialismus und die Frauen.

Zweierlei praktischer Materialismus 337
Geldmaterialismus ein grosses Unglück für die Frauen 339
Bauchmaterialismus 348
Der Panzer wider den Materialismus 349
Temperament und Erziehung 350

Die Frauen im öffentlichen Leben, in Wissenschaft und Kunst.

Einfluss der Frauen auf das öffentliche Leben 351
Politik und Frauen 351
Nordamerika's Frauen 353
Beurtheilungsvermögen der Frauen 355
Staatsverwaltung 356
Seelsorge 356
Lehrstühle und Frauen 357
Wissenschaftliches Studium 358
Gelehrsamkeit 359
Heilkunst 361
Krankenpflege. Geburtshülfe 363
Erziehung der zarten Jugend 363

Die Arbeit der Frauen.

Beantwortung einiger Fragen 364
Fabrikarbeit 366

Seite
Statistik der Frauenarbeit 367
Arten der Frauenarbeit 370
Lohnverhältnisse 374
Einfluss der Arbeit auf Geist und Gemüth 375
Einfluss der schweren Arbeit auf Frauen und deren Nachkommen . . 377

Die Frauen in der Ehe.

Beruf der Frau 379
Bedingungen der Ehe 380
Ehe und Oertlichkeiten 381
Einfluss der Unverheiratheten 382
Vermittelung der Eheschliessung 383
Verfehlte Ehen 384
Bedingungen normalen Ehelebens 387

Die Prostitution.

Ursachen und Wirkungen 389

Die Frauen, der Klerus und die Soldaten.

Geistliche und Frauen 391
Krieger und Frauen 393

Die Frauen, die Schriftgelehrten und die Weltweisen.

Bedingungen des Einflusses der Weisen auf die Frauen 394

Die Frauen und die Künstler.

Physiologische Betrachtungen 397

Die Frauen und die Dichter.

Allerhand Betrachtungen 398

Ueber die Emancipation der Frauen.

Allgemeines 402
Kindergarten und Schule 404
Beruf der Frauen zu Kindergärtnerei, Unterricht und Erziehung . . 404
Handarbeit und Handel 406
Beruf der Frauen hierzu 406
Dienstbotenthum 407
Verwaltung und Verkehrsanstalten 409
Lob der Frauen in diesen Zweigen 409
Krankenpflege 410
Bedeutung der Frauen 410
Allgemeine Betrachtungen 410
Mancherlei über Emancipation 410

Ueber die Erziehung der Frauen.

Was von der Erziehung der Frauen abhängt 414

Seite

Unterrichtung des weiblichen Geschlechts 414
Moralische Erziehung des weiblichen Geschlechts 419

Ueber die Hygieine der Frauen.

Allgemeines 428
Nahrungsverhältnisse 429
Kleidungsangelegenheiten 434
Hautpflege 437
Gymnastik und Verwandtes 439
Schlaf und Beischlaf 439
Geistesleben und Vermehrung 440
Leben in den höheren Volksklassen 441

Schluss.

Druckfehler.

Seite 45 Zeile 1 von unten und
„ 46 „ 1 „ oben lese man: **verschiedene deutsche und niederländische,** anstatt: die deutschen und niederländischen.
„ 72 „ 18 „ oben „ „ **von,** anstatt; unserer.
„ 81 „ 15 „ unten „ „ **ergeben,** anstatt: ergibt.
„ 209 „ 16 „ oben „ „ **lediggebliebener,** anstatt: verlederter.
„ 368 „ 1 „ unten kommt die Note *) Arznei- und Hebeammenkunst in Wegfall.
„ 369 „ 10 „ unten lese man: **sammt Unterricht, Arznei- und Hebeammenkunst,** anstatt: sammt Unterricht.

Einleitung.

§. 1.

Die Dichter haben das Weib verherrlicht und gegeisselt, die Bildner haben Tugend und Laster durch die Gestalt des Weibes ausgedrückt, die Stifter von Religionen suchten durch besondere Stellung zu dem weiblichen Geschlechte eine der festesten Grundlagen ihrer Wirksamkeit zu gewinnen, die Lenker der Staaten suchten stets vermittelst der Frauen ihre Angelegenheiten zu fördern, ihre Ziele zu erreichen, die ihrer Autorität unterworfene Menschheit zu meistern und zu beglücken, oder zu quälen.

Weil das Weib seiner ganzen Organisation nach dazu geeignet ist, in Extremen sich zu bewegen; weil es auf den Mann den grössten Einfluss ausübt; weil es die Nachkömmlinge unter dem Herzen trägt und aus dem eigenen Körper ernährt, alsdann pflegt und erzieht; weil die Frau innerhalb des engeren häuslichen Cirkels gebietet und sozusagen dessen eigentliche Seele ausmacht, auf die Kinder bestimmend einwirkt, über Frieden und Entwickelung des Hauswesens entscheidet; — aus diesen und anderen Gründen haben Dichter, Bildner, Religionsstifter, Staatenlenker und ein ganzes Heer anderweitiger Professionisten das schöne Geschlecht zum Gegenstande und Angelpunkte ihres Thätigseins auserkoren.

§. 2.

Extreme sind dort besonders zu Hause, wo die Phantasie besonders zu Hause ist, und wo das Gemüth die Thätigkeit des

Verstandes überwiegt; mithin neigt das schöne Geschlecht weit mehr dazu hin, in Extremen sich zu bewegen, und kann weit mehr, als das männliche Geschlecht, in Tugend und Laster sich vertiefen. Zu grosser Tugendhaftigkeit, ebenso wie zu grosser Lasterhaftigkeit, gehört Phantasie, gehört ein wohl geartetes, beziehungsweise übel gerathenes Gemüth, welches den Intellect überflügelt.

Weil nun Tugenden und Laster im Weibe die höchste Stufe der Entwickelung erreichen, deshalb haben zu allen Zeiten die Symbole von Tugenden und Lastern Frauengestalt angenommen.

Warum aber ist denn der Teufel, der wahre Ausbund aller Laster, männlichen Geschlechts? Zu dem Amte des Teufels genügen Leidenschaften und Phantasie nicht; es gehört dazu auch jener raffinirte Verstand, über den kein Frauenzimmer verfügt, selbst wenn es das Doctorexamen in der Weltweisheit glänzend bestanden und durch seine Wissenschaft die Rotte seiner alt- und neumodischen Examinatoren beschämt. Weil aber selbst der Teufel nicht so leidenschaftlich sein und werden kann, als ein böses Weib, darum hat man ihm eine Grossmutter zur Seite gesetzt und den Fürsten der Hölle mit Furien umgeben.

§. 3.

Der Werth, in welchem die Frauen bei den verschiedenen Völkern stehen, ist ein sehr verschiedener und durch zahlreiche Verhältnisse bedingt, weniger durch das Maass von Tugend und Laster, als vorzüglich durch die Anzahl der Individuen weiblichen Geschlechts und die Proportion derselben zu den Individuen männlichen Geschlechts, durch die Dauer der Zeugungsfähigkeit, der Schönheit, der Blüthe, der Frische, und durch die von der Religion und der Nationalökonomie genährten Anschauungen und Vorurtheile.

Wo man den Tugenden Frauengestalt gibt, hat man Hochachtung vor den Frauen. Wo man das Weib hochachtet, dort ist das Gattungsleben des Weibes von längerer Dauer und damit auch die Schönheit, die Blüthe, die Frische. Im Oriente dauert das Gattungsleben des Mannes sehr lange, das des Weibes geht rasch vorüber: daher der Werth des Weibes in abstracto geringer,

als im Occident; daher dort im Osten keine Personification durch Frauengestalten und die Religion ohne Zugeständniss für die Frau, ja diese sogar weit in das Hintertreffen stellend.

In den Ländern der Herrschaft einer durch die Moral nicht beeinflussten Nationalökonomie, wo das Feldgeschrei „Emancipation der Frauen" lautet, gibt man vor, das Weib hoch zu achten und sucht eine dem Manne gleichwerthe Stellung im öffentlichen Leben der Frau zu sichern. Aber ist hiermit nicht der erste Schritt zur Entwerthung des Weibes gethan? Wird durch unnatürliche Stellung und Beschäftigung der Frauen in einer der Organisation derselben widersprechenden Weise vielleicht für die Dauer deren Werth gesichert? Im Gegentheile, sie selbst sinken nach der Periode des Sturmes und Dranges herab, werden Zwittergeschöpfe, und dieser Vorgang läuft mit Entartung der excentrisch gewordenen Gesellschaft parallel.

§. 4.

Erhöhung des Werthes der Frauen wird also nicht durch deren Emancipation erzielt, sondern lediglich durch Erziehung zu dem natürlichen Berufe, durch Pflege der Gesundheit und Verlängerung der Blüthe und Frische; sie wird erzielt durch sorgfältige und veredelnde Erziehung des männlichen Geschlechtes und richtige Instruction desselben über die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten der Frauen und über sein normales Verhalten zu diesen letzteren.

„Es ist natürlich", sagt William Edward Hartpole Lecky [1]), „dass in dem Zeitalter, wo die Menschen noch vollständige Barbaren, wo ihre Lebensgewohnheiten noch nomadisch, und wo, da Krieg und Jagd ihre einzigen Beschäftigungen sind, die zu diesen erforderlichen Eigenschaften ihren einzigen Maassstab der Vollkommenheit bilden, der geringere Werth der Frauen gegen die Männer für unbezweifelt gelten, und ihre Stellung eine sehr niedrige sein muss. In allen jenen Eigenschaften, die dann am meisten geschätzt werden, stehen die Frauen unstreitig nach. Die gesellschaftlichen Eigenschaften, in denen zu glänzen sie besonders geeignet sind, haben keinen Kreis zu ihrer Entfaltung. Die Macht der Schönheit ist sehr schwach, und selbst

wenn sie es nicht wäre, könnten nur wenige Spuren weiblicher Schönheit die Mühsale des wilden Lebens überdauern. Die Frau wird lediglich als die Sklavin des Mannes und die Dienerin seiner Leidenschaften betrachtet. In der ersten Eigenschaft ist ihr Leben das einer unaufhörlichen, gemeinen und unbelohnten Arbeit; in der zweiten Eigenschaft ist sie allen den heftigen Gefühlsverstimmungen ausgesetzt, welche bei rohen Männern der Befriedigung der thierischen Leidenschaft folgen". „Die zwei ersten Schritte zur Erhebung des Weibes sind wohl die Beseitigung der Gewohnheit, die Frauen zu kaufen, und der Aufbau der Familie auf Grundlage der Monogamie". So Lecky.

Bei allen Barbaren steht die Gewalt höher, als das Recht; nur der Stärkere gilt, und der Schwächere unterliegt beständig: er ist wehr- und rechtlos. Daher sind bei allen barbarischen Völkern die Frauen die Sklaven und Lastthiere der Männer.

Niemand wird so unsinnig sein, zu glauben, dass das Faustrecht jemals in der Welt ganz aufhöre; der Stärkere tritt und zertritt immer den Schwachen und wird in dieser Infamie durch die sogenannte Bildung nur wenig gestört, durch die sogenannte halbe Bildung und durch die Gesetze und Sitten, welche aus dieser Quelle entspringen, eher noch unterstützt und ermuntert. Wenn nun auch im Fortschritte der Civilisation das körperliche Faustrecht und damit die leibliche Gewaltthätigkeit sich vermindert, so bleibt die Macht des Besitzes immer die schwere Gewitterwolke, die über den Häuptern von Millionen schwebt, alle Freiheit vernichtet, und das Weib in viel höherem Maasse als den Mann in die Fesseln der Knechtschaft schlägt: denn die Frau ist das Opfer des Mammoncultus und der Gewaltthätigkeit, welche bei den Priestern des goldenen Kalbes das kennzeichnende Symptom ausmacht.

§. 5.

In der civilisirten Barbarei des gegenwärtigen Europa hat ein kleiner Bruchtheil der Frauen grossen Werth; allein die Mehrzahl der Vertreterinnen des schönen Geschlechts ist daran verhindert, zu dem vollen Werthe, zu der vollen Bedeutung im gesellschaftlichen Dasein zu gelangen. Die Ursachen dieses beklagenswerthen Umstandes liegen entschieden weit mehr in

der Oekonomie und in den pathologischen Verhältnissen, die in dem Leben der Männer sich geltend machen, als im weiblichen Geschlechte selbst. Unter dem Einflusse dieser Momente entwickelt die Frau sich fehlerhaft, und glaubt zuletzt, nur in gewaltsamer Beseitigung aller bindenden Normen, durch Emancipation den natürlichen Standpunkt zu erobern.

Der eigentliche und volle Werth der Frau kann nur im engeren und weiteren häuslichen Kreise und unter zwei Voraussetzungen zur Geltung kommen: wenn der Mann so weit sittlich und allgemein gesundheitlich gediehen ist, dass sein Einfluss die Entwickelung der guten Keime des Weibes wesentlich fördert, die Entwickelung der schlimmen Seiten sicher hintanhält, und zweitens wenn Elend ebenso wie Ueppigkeit abwesend sind. Die Emancipation des Weibes übt keinen versittlichenden und vergesundenden Einfluss auf den Mann, sondern kann unter Umständen gerade das Gegentheil erwirken. Die Emancipation des Weibes kann in einzelnen Fällen Elend abwenden; aber durch eine mit der Sittenlehre organisch verbundene National-Wirthschaftspflege, welche das Weib im Kreise des Hauses und der Familie und bei specifisch weiblichem Leben und Weben antrifft, kann das Elend in der grössten Mehrzahl der Fälle verhütet und getilgt werden.

§. 6.

Auf Seite der Frau ist nichts mehr geeignet, die natürliche Grundlage für das weibliche Leben herzustellen und den Werth des schönen Geschlechts für die Dauer in einer der Entwickelung der Menschheit wirklich günstigen Weise zu sichern, als gute Erziehung und Pflege der Gesundheit.

Der sittliche Werth der Frau hat in einem gesunden Leibe seine beste Unterlage. Je normaler ein weibliches Wesen beschaffen, desto besser und vielseitiger kann es erzogen werden. Je gesunder und je besser erzogen das Weib, desto mehr Liebe und Hochachtung flösst es dem Manne ein, desto höheren Werth versichert es sich selbst, und desto länger dauern die physischen und moralischen Reize, die Frische und Jugend.

Frau Necker de Saussure[2]) fasst die Bestimmung der Frauen so auf, dass sie sagt, das Weib sei dazu berufen, das

private Leben zu vervollkommnen. „Arm oder reich, verheirathet oder ledig, haben die Frauen Einfluss auf das private Leben, und das Glück der Familien hängt von ihnen zu sehr grossem Theile ab. Wir sagen, das private im Gegensatze zu dem politischen Leben, zu den öffentlichen Verrichtungen; denn wir billigen niemals, dass die Thätigkeit der Frauen sich beschränken soll auf den Umkreis ihrer Wohnung, sondern glauben im Gegentheile an die Bestimmung des Weibes, in weiterem Umfange zu wirken; aber der Frauen Einfluss ist immer von derselben Art".

Diese Auffassung befindet sich in vollem Einklange mit den Beziehungen der Organisation und mit dem ganzen Thätigsein der Frauen. Wenn wir das Weib nur für das private Leben erziehen, so ist es im Stande, bei sonst guten Eigenschaften und Anlagen den Mann für die Dauer zu beglücken, aus den Kindern Menschen zu machen, damit den eigenen Werth stetig zu erhöhen und so die Gesittung auf das Wesentlichste zu fördern.

§. 7.

Joseph Alexander de Ségur[3]) bemerkt unter Anderem: „Die Frauen sind, wenn ich es wagen soll zu sagen, eine zweite Seele unseres Wesens, welche, in einer anderen Hülle, auf das Innigste allen unseren Gedanken entspricht, die sie erwecken, allen unseren Wünschen, die sie in das Leben rufen und theilen, unseren Schwächen, die sie bedauern können, ohne davon betroffen zu sein". Und weiter: „... die Erziehung gestaltet alle Wesen. Aber Alles, was die Moral der Frauen durch eine schlecht geleitete Erziehung verlieren kann, muss den Männern zur Last gelegt werden. Diese beschränken oder vermehren nach ihrem Gutdünken die Fähigkeiten der Frauen, und mit einer empörenden Ungerechtigkeit weisen sie auf die von ihnen selbst der Entwickelung der Frauen in den Weg gelegten Hemmnisse, um darzuthun, dass das weibliche Geschlecht unter ihnen stehe".

Das Verhalten des männlichen Geschlechtes gegen das weibliche ist entscheidend für alle Lebensverhältnisse dieses letzteren. Ohne die Tyrannei und Unwissenheit des Mannes gäbe es weder Sklaverei noch Laster bei der Frau; ohne das aus Habgier des Mannes entsprungene Elend böte keine Frau ihren Leib zum

Genusse an; ohne die falschen Theorieen, welche der geistig halb entwickelte und gemüthlich verwahrloste Mann, der zufällig den Ton in der Gesellschaft angibt, aus missverstandenen Daten leitet, wäre kein Weib genöthigt den Wirkungskreis des eigenen Geschlechtes zu verlassen oder in dieser Sphäre zu leiden. Sollen die Frauen gut sein, müssen die Männer gut und weise sein.

§. 8.

Im alten Rom waren die Frauen so gut wie die Kinder dem vollen Absolutismus des Mannes preisgegeben, und diese Allgewalt des starken Geschlechtes wurde an sich selbst und durch ihre Folgen zu einer der mächtigsten Quellen der Sittenverderbniss. „Aber eine fürchterliche Macht", bemerkt J. Denis [4]) unter Anderem, „beherrschte diese natürlichen Beziehungen: die ganze Familie befand sich in der Hand des Mannes. König, Priester, Richter im Innern des Hauses, war der Vater in seiner Autorität nur begrenzt durch die Schranken, welche die gewöhnliche Nachsicht und Schwäche der Affection oder die Besorgniss gegenüber der öffentlichen Meinung setzte. Ich glaube wohl, dass ein Theil der Gewalt des Patriciats aus dieser extremen Gewalt des Mannes über Frau und Kind entsprang. Indessen muss man gestehen, dass die Macht des Gatten durch ihr Uebermaass selbst eine der tiefsten Ursachen der Verderbniss der römischen Familie ausmachte".

Weil schon ihrer ganzen Organisation gemäss die Frau nicht die Sklavin, sondern nur und ausschliesslich die Gefährtin und Gehülfin des Mannes sein kann, so ist es nöthig, dass das männliche Geschlecht in einer Weise geleitet und erzogen werde, dass Missbrauch seiner physischen Ueberlegenheit unmöglich ist. Jede naturwidrige Stellung des Weibes lässt auf Missbrauch der physischen Kraft des Mannes, komme diese in was immer für Formen zum Ausdrucke, sich zurückführen. Der Stärkere treibt so lange Missbrauch, als er nicht durch gute Erziehung einsichts- und liebevoll geworden ist.

Es war im alten Rom von Veredelung des Gemüthes durch wahrhaft humane Erziehung nicht die Rede; man pflegte Leibes- und Verstandeskräfte und setzte den gemüthlichen Seiten der

Menschennatur Kälte und Spott entgegen; man kannte nur Nützlichkeit, abstracte Gerechtigkeit und staatliche Macht, bekümmerte sich fast ausschliesslich um das Vaterland, und gab jenen edlen Regungen des Herzens nicht Raum, die allein geeignet sind, Missbrauch zu verhindern, die der Sklaverei ebenso wie der Despotie vorbeugen, den Schwachen als gleichberechtigt mit dem Starken erkennen, und an Stelle des starren Buchstabens der Satzung den lebendigen Geist der Nächstenliebe setzen.

Die Frauen in der Statistik.

§. 9.

Weil des Weibes ganze Entwickelung und Leibesbeschaffenheit von der des Mannes abweicht, so muss auch die Statistik der beiden Geschlechter verschieden sein. Diese Voraussetzung ist durch die umfangreichsten Forschungen bestätigt worden; es wurde immer und überall klar, dass die Zahlen, welche der bestimmte Ausdruck der Lebensverhältnisse sind, das Weib in anderem Lichte erscheinen lassen, als den Mann.

Eine vergleichende Anatomie und Physiologie der beiden Geschlechter lässt das, was die Statistik uns enthüllt, mit mehr oder weniger Sicherheit ahnen, und andererseits sind die Ergebnisse statistischer Forschung ausgezeichnete Hülfsmittel für Verwerthung der Resultate vergleichender Anatomie und Physiologie zu wirklicher Erkenntniss von Natur und Verhältnissen des weiblichen Geschlechts.

Von der Zahl der Frauen.

§. 10.

Wie viel Menschen weiblichen Geschlechts in einem bestimmten Augenblicke den Erdball bewohnen, — wer weiss es? Wer vermag es, genau dies anzugeben, annäherungsweise zu berechnen? Das Eine ist sicher: die Zahl der Frauen ist in den

meisten Ländern grösser, als die Zahl der Männer. Diese Thatsache in Verbindung mit der physischen und auch intellectuellen Unterordnung des Weibes bestimmt die Stellung der Frauen, und vollkommene moralische Gleichstellung der beiden Geschlechter wäre ungenügend, hier eine wesentliche Veränderung zu erwirken.

Fast in der ganzen Welt werden mehr Knaben geboren, als Mädchen, und fast überall übertrifft die Sterblichkeit der ersteren jene der letzteren, so dass stets mehr Frauenzimmer angetroffen werden, als Männer. Dies ist schon sehr lange bekannt und von den Statistikern der neuen Zeiten durch zahllose Tabellen, Berechnungen, Zählungen und Beweise erhärtet worden. Nur, was den Orient betrifft, waren die Gelehrten von jeher der Meinung, dass dort gleich von vorne herein mehr Mädchen zur Welt kommen; aber auch für den Orient ist von Johann Peter Süssmilch[5]) und Anderen nachgewiesen worden, dass da gleichfalls mehr Knaben geboren werden, als Mädchen. Somit waltet nahezu auf allen Stellen unseres Planeten dieselbe Norm in Betreff des Geburtsverhältnisses der beiden Geschlechter.

§. 11.

Es sind die Statistiker zu der Erkenntniss gekommen, dass auf dem Lande die männlichen Geburten noch mehr als in den Städten die weiblichen überwiegen. In Betreff dieses Punktes bemerkt J. E. Wappäus[6]) mancherlei, was eher wie ein Widerspruch klingt, denn als eine Erklärung; und die Bemerkungen Anderer haben mit denen von Wappäus die grösste Aehnlichkeit. Seien wir ehrlich und sagen wir offen es heraus: die eigentliche Ursache des Knabenüberschusses bei der Geburt und besonders auf dem Lande ist bis zu dieser Stunde noch unbekannt.

Eine Thatsache jedoch, die in Bezug auf das gesellschaftliche Leben sehr schwer wiegt, ist, dass bis zum zwanzigsten Lebensjahre die Zahl der Personen männlichen, und vom zwanzigsten Lebensjahre ab die Zahl der Personen weiblichen Geschlechtes überwiegt. Wappäus hat für verschiedene Länder Europa's folgende Tabelle berechnet:

Auf hundert Individuen männlichen Geschlechts kommen

im Alter von der Geburt bis zu 5 Jahren	$98_{,03}$	weibliche Individuen
im Alter von 5 bis 10 „	$97_{,66}$	„ „
„ „ „ 10 „ 15 „	$97_{,05}$	„ „
„ „ „ 15 „ 20 „	$99_{,84}$	„ „
„ „ „ 20 „ 25 „	$106_{,85}$	„ „
„ „ „ 25 „ 30 „	$104_{,23}$	„ „
„ „ „ 30 „ 40 „	$102_{,46}$	„ „
„ „ „ 40 „ 50 „	$101_{,70}$	„ „
„ „ „ 50 „ 60 „	$106_{,80}$	„ „
„ „ „ 60 „ 70 „	$117_{,34}$	„ „
„ „ „ 70 „ 80 „	$117_{,08}$	„ „
„ „ „ 80 „ 90 „	$134_{,46}$	„ „
„ „ über 90 Jahre	$155_{,20}$	„ „
bei der gesammten Bevölkerung	$102_{,73}$	„ „

Betrachten wir diese Zahlen, so finden wir, dass zwischen dem zwanzigsten und dreissigsten Lebensjahre, also gerade zu der Zeit, wo die meisten Ehen geschlossen werden, die Zahl der Frauen um einen verhältnissmässig ganz bedeutenden Bruchtheil grösser ist. Dieser Umstand verursacht, dass viele Mädchen unverheirathet bleiben und dass heirathsfähige Männer bei den Frauenzimmern stets eine gesuchte Waare sind. Das Ledigbleiben so vieler Mädchen ist Oel auf die Lampe der kleinen Leidenschaften und nährt somit die Flamme des kleinen gesellschaftlichen Krieges, der ohne Blutvergiessen sich vollzieht, und dessen Einzelnheiten zu einem sehr guten Theile von alten Jungfern in spe, welche noch nicht das Document des Verzichtes unterschrieben, in Szene gesetzt oder doch veranlasst werden. Denken wir uns alle diese der Liebe bedürftigen Wesen rechtzeitig und glücklich unter die Haube gebracht: wie anders müsste dann das Bild der Gemeinschaft sich offenbaren?

Vom funfzigsten Lebensjahre an überwiegt die Zahl der Frauen sehr beträchtlich. Wären beide Geschlechter bis in das hohe Alter in gleicher Menge vorhanden, so bekundeten die familiären Verhältnisse der Menschen eine andere Physiognomie, als gegenwärtig, und es wären vielleicht auch Drangsal und Elend in ungemein vielen Häusern nicht anzutreffen. So wie das Oberhaupt der Familie für immer die Augen schliesst, und

die Frau dessen Stelle vertreten, den Herd erhalten und für die Kinder allein sorgen muss, sinkt in der grössten Mehrzahl der Fälle die Oekonomie; Alles wird knapper und kärglicher, das Ansehen der Familie in der äusseren Welt vermindert sich, und die Mutter ist gar häufig nicht im Stande, Söhne und Töchter so zu zügeln und zu leiten, als es gut und nöthig wäre. Und dies Alles wird verursacht durch den Umstand, dass in den reifen Altersjahren das männliche Geschlecht von dem weiblichen in der Zahl der Individuen bedeutend übertroffen wird.

§. 12.

Schon vom zwanzigsten Lebensjahre an wird das männliche Geschlecht von dem weiblichen numerisch überwogen, und zwar ist dies unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Fall, auch wenn von Krieg u. s. w. nicht die Rede ist. Es gehört also nicht etwa Krieg dazu, um den Ueberschuss der Frauen über die Männer und somit Verminderung dieser letzteren zu erwirken; sondern es ist die erhöhte Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes lediglich der Ausdruck einer ganz natürlichen Norm.

Bickes[7]) machte einige Bemerkungen, die wir sorgfältig prüfen wollen. So sagt er unter Anderem: „Nach der gewöhnlichen Annahme der Theoretiker erhält sich das numerische Verhältniss der Geschlechter fortwährend in gleicher Grösse, und man behauptet, dass, obgleich mehr Knaben als Mädchen geboren werden, die Ueberzahl des männlichen Geschlechts durch dessen grössere Sterblichkeit ausgeglichen werde. Diese Behauptung ist richtig oder unrichtig, je nachdem man den kriegerischen oder friedlichen Zustand der Völker in Betrachtung zieht. Allerdings erhielten sich bisher, das heisst: in der letzten Zeit, und so weit wir Zählungen nach den Geschlechtern besitzen, diese in einer gewissen Proportion, aber offenbar nur in Folge der Kriege, wodurch ausserordentlich viele Männer der Bevölkerung entzogen wurden; sofern hierdurch das numerische Verhältniss erhalten wird, kann man den Kriegszustand als einen naturgemässen ansehen". Und weiter: „Was auch die Folge eines grossen Missverhältnisses der Geschlechter sein mag, wenn der Friede noch lange Jahre erhalten werden sollte, so wird doch

Niemand den wahnsinnigen Gedanken hegen, jenem bevorstehenden Uebelstand zuvorkommen zu wollen; ist aber einmal der blutige Kampf zur Wahrung der Ehre, Rechte und Sicherheit der Staaten beschlossen, dann würde man Unrecht haben, ihn als einen Fluch der Menschheit zu verdammen, da er, zwar selbst ein Unglück, doch offenbar ein vielleicht grösseres Unglück verhütet. Die Wunden, durch den Krieg geschlagen, heilen schnell, und wenige Friedensjahre reichen hin, den blühenden Zustand eines Landes wieder herzustellen; aber eine Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche durch die grosse Vermehrung des männlichen Geschlechts allmälig bewirkt werden müsste, lässt sich nach ihrer Ausdehnung nicht berechnen und würde zuletzt vielleicht alle Ordnung umstürzen".

Es ist durch die Erfahrung zur Genüge bewiesen worden, dass auch im tiefsten Frieden die Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes grösser ist, als jene des weiblichen, und dass nach dem zwanzigsten Lebensjahre die Zahl der Männer von der Zahl der Frauen übertroffen wird. Da nun der Krieg dieses disharmonische Verhältniss noch vermehrt, und zwar umsomehr, je länger er dauert, so wäre es das grösste Unrecht, wollte man den Kriegszustand in einem bestimmten Sinne als naturgemäss auffassen; man wird vielmehr als einen wirklichen Fluch der Menschheit ihn verdammen müssen, der durch seine Folgen zu einem weit grösseren Unglücke leitet, als er an sich selbst schon ist.

§. 13.

In Ländern, wo weder Kriege noch Rebellionen Opfer forderten, wo während halber Jahrhunderte oder doch während mehrerer Jahrzehnte die Ruhe des Friedens herrschte, war doch auch die Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes grösser, als die des weiblichen. A. Legoyt[8]) wies nach, dass in Belgien bei der am Schlusse des Jahres 1856 vorgenommenen Volkszählung in den Städten die Zahl der Frauen grösser war, als jene der Männer; auf dem Lande freilich schienen die Individuen männlichen Geschlechtes um ein Unbedeutendes zu überwiegen. Dagegen war in Hannover schon vom vierzehnten Lebensjahre an das weibliche Geschlecht an Zahl stärker, als

das männliche. In der Schweiz fand man bei allen Zählungen die Anzahl der Frauen grösser, und in Würtemberg wog bei der Volkszählung von Ende 1858, ganz ebenso wie bei den anderen Zählungen von 1834 an, das schöne Geschlecht schon von den ersten Lebenstagen an bedeutend über das männliche vor.

Nach den Forschungen von Adolph Tellkampf[9]) war in dem ehemaligen Königreiche Hannover das Verhältniss der männlichen und weiblichen Bewohner in allen Landdrosteien das gewöhnliche; nur in der Landdrostei Stade war die Zahl der Frauen kleiner, als die der Männer.

Es kamen auf 1000 männliche Individuen

im ganzen Königreiche	1015,5	weibliche Individuen
in der Landdrostei Hannover	1015,5	" "
" " " Hildesheim	1029	" "
" " " Lüneburg	1007	" "
" " " Stade	981	" "
" " " Osnabrück	1016	" "
" " " Aurich	1044	" "
" " Berghauptmannschaft Clausthal	1073	" "

„Der Umstand“, bemerkt Tellkampf, „dass wir bei der Bevölkerung aller umfangreicheren Länder, soweit wir gewisse Kunde davon besitzen, ein geringes Uebergewicht des weiblichen Geschlechts über das männliche hervortreten sehen, begründet mit Recht die Vermuthung, dass Gleichheit der Geschlechter das eigentliche Naturgesetz sei, aber durch die dem männlichen Theile der Bevölkerung vorzugsweise zufallenden verderblicheren Beschäftigungen fast immer gestört werde“.

Es muss anerkannt werden, dass die vorzugsweise dem männlichen Theile der Bevölkerung zufallenden verderblicheren Beschäftigungen eine sehr gewichtige Ursache der grösseren Sterblichkeit bei dem männlichen Geschlechte sind, vielleicht sogar die gewichtigste Ursache. Wie kommt es aber, dass in Belgien auf dem Lande und in der Landdrostei Stade die Zahl der Frauen von der Zahl der Männer übertroffen wird, wo doch, wie im Bezirke von Stade, eine der gefährlichsten Beschäftigungen, die Schifffahrt, das männliche Geschlecht so bedeutend in Anspruch nimmt? Oder liegt die Ursache in den

Besonderheiten der Organisation der Frauen, die hier vielleicht weniger Widerstandsvermögen haben, als anderswo? Und setzen die Frauen hier vielleicht grösseren Gefahren sich aus, als dort, wo die Zahl der Männer kleiner ist, als ihre Anzahl?

In Belgien treiben die Frauen viel gefährliche Professionen, und in der Landdrostei Stade haben sie nicht allein den Zug nach Hamburg, sondern auch häufig genug Gelegenheit, mit den Männern die Gefahren zu theilen, welche die Schifffahrt mit sich bringt.

§. 14.

P. Foissac[10]) ist der Ueberzeugung, dass die Frauen mehr Lebenszähigkeit besitzen, als die Männer, und dass die längere Lebensdauer des Weibes grosse sociale Vortheile habe. „Die Vitalität des weiblichen Geschlechtes", sagt er, „ist grösser, als die des männlichen; wenn ebensoviel Töchter zur Welt kämen, als Söhne, veranlasste dies Störungen in dem Zustande der Gesellschaft. Im Heirathsalter zeigte sich ein bedeutender Ueberschuss an Mädchen; dürfte man dieselben zu Ehelosigkeit verdammen, oder sollte man unter solchen Umständen die Vielweiberei einsetzen? In Folge grosser Sterblichkeit der Knaben in den ersten Jahren des Lebens, wird die numerische Gleichheit der Geschlechter gegen das einundzwanzigste Jahr hin hergestellt. In dieser Altersperiode, während welcher das weibliche Wesen alle Inbrunst und Affectionen, von denen das Herz überfliesst, auf die Familie concentrirt, beginnt die stürmische Laufbahn des Mannes: hier der Krieg mit seinen blutigen Opfern, da die heissen Leidenschaften und der Geist der Abenteuerlichkeit. Der Tod beeilt seine Ernte unter dieser verblendeten und getäuschten Jugend". „Die Frau ist die Seele der Familie; verschwindet sie, so zerbricht Alles. Sie ist der Mittelpunkt der Affectionen zwischen Brüdern, und ihre Tugend wird ein Beispiel, welches die Herzen der Brüder anzieht, ein sympathisches Verbindungsmittel der theuersten Hoffnungen der Menschheit". Dies die Worte von Foissac.

Die Lebenszähigkeit des weiblichen Geschlechtes ist ohne Zweifel eine nicht wenig beträchtlichere, als die des männlichen; man denke nur an die vielen und grossen Beschwerden, welche

das ganze Geschlechtsleben mit seiner Menstruation, Schwangerschaft, Entbindung, Säugung und Kinderpflege in sich begreift und mit sich bringt, und es wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass die weibliche Organisation in der That einen Grad von Widerstandsvermögen bekundet, wie ein solcher nöthig ist, um den Leib die vielen Krisen und Stürme des Gattungslebens überdauern zu machen. Der Kampf mit der Aussenwelt ist häufig genug ein sehr angreifender und aufreibender, und hält in schlimmen Fällen wohl die Wage mit den Beschwerden, welche die Fortpflanzungsthätigkeit dem Weibe auferlegt. Wir sehen nun den Mann früher erliegen, als das Weib, und schliessen daraus mit Recht bei jenem auf geringere Lebenszähigkeit.

Es kommt aber ein Umstand in Betrachtung, der das natürliche Maass der Zähigkeit bei dem Manne sehr bedeutend herabsetzt: die Unmässigkeit und Ausschweifung. Das Weib lebt unter allen Umständen mässiger und moralischer, und aus diesem Grunde bewahrt es auch weit besser sein Widerstandsvermögen. Diese Thatsache wiegt sehr schwer und kann nicht genug in das Auge gefasst werden. Es ist sicher und gewiss, dass ein Leben nach den Grundsätzen der Gesundheits- und Sittenlehre das Reactionsvermögen des Mannes sehr vermehrt und zur Verlängerung des Daseins auf das Mächtigste beiträgt. Hierdurch kann nur das natürliche Gleichgewicht in der Zahl der beiden Geschlechter sich herstellen, und das Wittwen- und Waisenthum zu einem unbeträchtlichen Factor zusammenschrumpfen.

Die Frau ist allerdings die Seele der Familie, und entschieden zerbricht Alles, wenn eine gute, tugendhafte Mutter verschwindet; aber, damit das Weib wirklich jene Bedeutung habe und zum Glücke der Familie auch behalte, ist es nöthig, dass auch der Mann sein Dasein möglichst verlängere und auf seinem Platze bleibe.

§. 15.

In grossen Städten kann das numerische Verhältniss der beiden Geschlechter je nach dem Maasse des Wohlstandes, beziehungsweise der Armuth, mehr oder weniger von der Regel abweichen, und in gewissen Ländern kann die Zahl der weib-

lichen Wesen gleich von frühester Jugend an die Zahl der männlichen übertreffen.

Josef Körösi [11]) fand für ganz Ungarn zunächst, dass schon bei der Geburt die Zahl der Mädchen grösser ist, als die Zahl der Knaben, dass dieses Verhältniss in der Stadt Pesth auch bei der Zählung vom Jahre 1857 sich ergab, und dass für diese Stadt erst die neueste Zählung vom Jahre 1870 einen geringen Ueberschuss an männlichen Individuen bewies. Zu besserer Einsicht lassen wir Körösi's Zahlen folgen:

	in ganz Ungarn im J. 1870		in Pesth im J. 1870		in Pesth im J. 1857.	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
von der Geb. bis Ende des 1. Jahres	303264	304227	2642	2504	1425	1445
vom 1. Jahre „ „ „ 2. „	231264	233494	1778	1671	1306	1327
„ 2. „ „ „ „ 3. „	204342	207234	1666	1694	1320	1307
„ 3. „ „ „ „ 4. „	199570	203901	1634	1618	1276	1256
„ 4. „ „ „ „ 5. „	192563	194850	1375	1534	1260	1343
„ 5. „ „ „ „ 6. „	195635	195669	1520	1436	1397	1365
Zusammen:	1,326638	1,339375	10615	10457	7993	8043

„Sind auch diese Widersprüche der Volkszählungsresultate", sagt Körösi, „der Zahl nach nicht sehr bedeutend, so werden sie doch um so auffälliger, als sie sich nicht nur für alle Theile des Landes und für jedes Altersjahr, sondern auch für die Städte Ofen, Kolozsvár, Szeged, Pressburg, Debreczin, Arad, Theresiopel, Temesvár und Kecskemét wiederholen, so dass unter den zehn grössten königlichen Freistädten Ungarns Pesth die einzige ist, wo die Zahl der Knaben jene der Mädchen übertrifft".

Und weiter bemerkt Körösi: „... so ergibt sich schon für die zweite Altersklasse, das ist die von funfzehn bis zwanzig Jahren, der Umstand, dass in den zwei wohlhabenderen Stadttheilen die Frauen die Männer beträchtlich an Zahl übertreffen, nämlich gegen je zehntausend Männer zwölftausend einhundert und sechszig Frauen... In dem dritten Wohlhabenheitsbezirke sind die Männer zahlreicher; es finden sich nämlich gegen je zehntausend Männer dieser Altersklasse nur neuntausend und sechsundvierzig, ja in dem letzten, ärmsten Bezirke nur achttausend einhundert und zweiundvierzig gleichartige Frauen". Körösi sucht die Ursache des Ueberwiegens der Frauen in den wohlhabenden Stadtbezirken lediglich in der grösseren Zahl

weiblicher Dienstleute; somit wäre ohne diese auch in den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt das männliche Geschlecht dem weiblichen an Zahl überlegen.

Was kann wohl der Grund dieser Erscheinung sein? Diese Frage lässt weit leichter sich stellen, als beantworten; denn es ist unmöglich, heutzutage irgend wie nur zu bestimmen, welche Verhältnisse der Organisation, des Klima und des socialen Lebens das numerische Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes in Ungarn bedingen. Dass in den wohlhabenden Gesellschaftsklassen von Pesth mehr Frauenzimmer angetroffen werden, fällt nicht den natürlichen Ursachen zur Last, sondern ist lediglich eine der sozusagen künstlichen Folgen der durch den Wohlstand stark sich ausprägenden Landessitte; demnach kann dieses Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes hier gar nicht in Betrachtung kommen.

Die Ungarn gelten als ein ritterliches Volk, welches durch feurige Liebe sich auszeichnet. Andererseits ist die leibliche Constitution der Magyaren eine ungemein zähe, das Widerstandsvermögen gegen äussere Schädlichkeiten ein sehr bedeutendes; Fabriken und andere teuflische Institute, welche Gesundheit und Sitte verderben, werden in dem glücklichen Ungarlande ausserhalb der Hauptstädte nur sehr vereinzelt angetroffen, und das „Zeit ist Geld" spielt dort bei den Söhnen Arpád's noch nicht im Entferntesten die Rolle, die ihm heutzutage im Westen und auch in der Mitte Europa's zukommt; — diese und viele andere Verhältnisse gewähren der ursprünglichen Kraft in Ungarn eine breite Basis und sind vielleicht mit die Veranlassung des numerischen Ueberwiegens des männlichen Geschlechtes (nach Ablauf der Kindheit) in den Ländern der Stephanskrone.

Von Lebensdauer und Heirathen.

§. 16.

Alle statistischen Erhebungen, welche über die Zahl der Individuen weiblichen Geschlechts zu den verschiedenen Zeiten des Lebens gemacht wurden, beweisen auf das Genaueste, dass die mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer bei den Frauenzimmern grösser, ja beträchtlich grösser ist, als bei den Män-

nern. Der Ursachen dieser Erscheinung exsistiren viele; wir haben schon oben auf die eine und die andere hingewiesen.

Johann Ludwig Casper[12]) macht folgenden, für unseren Gegenstand wichtigen Ausspruch: „Aber das Weib ist jedenfalls körperlich wie geistig rascher vollständig entwickelt, als der Mann, und lebt doch länger. Die überwiegende Sensibilität und Reproduction und ein ruhigeres Gleichmaass der psychischen Vermögen im Weibe scheinen mir diese längere Lebensdauer zu erklären. Aus ersterem Grunde unterliegt der weibliche Körper mehr den weniger lebensgefährlichen Empfindungskrankheiten, als der Mann, der seinerseits mehr den acuter und gefährlicher verlaufenden Reizungskrankheiten unterworfen ist. Die überwiegende Reproduction des Weibes bedingt einen rascheren Ersatz des Verbrauchten, und trägt so wesentlich zur Erhaltung des Lebens bei, wie endlich das Gleichmaass der Seelenkräfte das Weib mehr als den Mann vor jenen heftigen psychischen Schwankungen und Extremen schützt, die, nach allen Anzeichen, nicht unwesentlich lebensverkürzend wirken".

Die grössere mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer der Frauen hängt wesentlich damit zusammen, dass die „gefährlichen Reizungskrankheiten" durch das Vorwiegen der Geschlechtsthätigkeit einerseits, und durch die Abwesenheit von Berufsgeschäften und von Excessen im Fressen und Saufen, welche zu solchen Leiden die Veranlassung geben, andererseits, in sehr beträchtlichem Maasse verhindert werden. In wie weit die psychischen Verhältnisse hierbei zu Gunsten des längeren Lebens der Frauen mitwirken, lässt nicht genau sich bestimmen; so viel aber ist gewiss, dass die strengere Zucht und Sitte, unter welcher das weibliche Geschlecht aufwächst, und die grössere Genügsamkeit der Frauen, dass diese Momente sehr wesentlich zur Verlängerung des Daseins beitragen.

§. 17.

Es wäre interessant, zu wissen, ob auch bei den uncivilisirten Völkern die mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer der Frauen grösser sei, als jene der Männer, oder ob die genannte Erscheinung nur auf gesittete Nationen sich beschränke. Wir

besitzen keine, oder doch keine irgendwie verlässlichen Nachweisungen über die Lebensverhältnisse der Wilden und Halbwilden; es ist uns nur möglich, innerhalb des Kreises der civilisirten Menschen Vergleichungen anzustellen.

Man möge uns gestatten, zunächst einige von Casper und Anderen mitgetheilte Zahlen hierher zu setzen. In England und Wales betrug zwischen 1813 und 1830 die mittlere Lebensdauer des männlichen Geschlechtes dreiundzwanzig, jene des weiblichen achtundzwanzig Jahre. In Belgien stellte sich die wahrscheinliche Lebensdauer bei dem männlichen Geschlechte auf einundzwanzig Jahre in den Städten und vierundzwanzig Jahre auf dem Lande heraus, und bei dem weiblichen Geschlechte auf achtundzwanzig Jahre in den Städten und siebenundzwanzig Jahre auf dem Lande. Nach Wappäus [13]) beträgt die mittlere Lebensdauer in Bayern bei den Männern siebenundzwanzig und eindrittel, bei den Frauen einunddreissig und eindrittel Jahre. A. Quetelet [14]) veröffentlicht verschiedene Tabellen, aus denen hervorgeht, dass die wahrscheinliche Lebensdauer bei den Frauen in Schweden, England, Belgien, den Niederlanden und Bayern grösser ist, als bei den Männern dieser Länder, dass die Schwedinnen am meisten, die Bayerinnen am wenigsten Lebensaussichten haben, und dass zwischen den beiden, von den Schwedinnen zu den Bayerinnen hin gerechnet, die Engländerinnen, Belgierinnen und Holländerinnen mitten inne liegen.

Wir wollen die wichtigsten der von Quetelet verzeichneten Zahlen folgen lassen:

Die wahrscheinliche Lebensdauer betrug Jahre:

	in Schweden		England		Belgien	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
bei der Geburt	48	55	44	46	40	43
im Alter von 5 Jahren . . .	54	59	54	56	53	54
" " " 10 " . . .	50	55	51	52	49	51
" " " 20 " . . .	41	46	43	44	42	43
" " " 30 " . . .	33	37	35	36	34	36
" " " 40 " . . .	25	29	27	29	26	28
" " " 50 " . . .	18	21	20	21	18	21
" " " 60 " . . .	12	13	13	14	12	13
" " " 70 " . . .	7	7	8	8	7	7

Die wahrscheinliche Lebensdauer betrug Jahre:

	in den Niederlanden		in Bayern		Im Mittel	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
bei der Geburt	31	36	22	32	37	43
im Alter von 5 Jahren . . .	51	54	53	53	53	55
" " " 10 " . . .	49	51	50	49	50	52
" " " 20 " . . .	40	43	41	41	41	43
" " " 30 " . . .	33	34	34	33	34	35
" " " 40 " . . .	25	27	26	26	26	28
" " " 50 " . . .	18	20	18	18	18	20
" " " 60 " . . .	12	12	12	11	12	13
" " " 70 " . . .	7	7	7	7	7	7

Diese Zahlen zeigen deutlich, dass die wahrscheinliche Lebensdauer schon innerhalb der civilisirten Menschenkreise schwankt, dass aber überall die Frauen mehr Lebensaussichten haben, als die Männer. Je gesitteter, je moralischer, je temperirter ein Volk, desto grösser die wahrscheinliche Lebensdauer, desto grösser die Lebensaussichten der Frauen. Vergleichen wir Schweden und England mit Bayern, so fällt uns ein geradezu sehr bedeutender Unterschied der wahrscheinlichen Lebensdauer in die Augen. Woher kommt es, dass in Schweden und England die Lebensaussichten so günstig sich gestalten und dass selbst in den wenig gesundheitsgemässen Niederlanden die wahrscheinliche Lebensdauer grösser ist, als in Bayern?

Unter allen eigentlichen Culturstaaten ist Bayern der uncivilisirteste; die Bewohner dieses armseligen Königreichs sind im Allgemeinen noch so roh und unwissend, so unmässig und gewaltthätig, dass sie mit durch Stirnbreter verdeckten Augen in Gefahren und Schädlichkeiten hineinrennen, und, darin steckend, wie Unsinnige um sich schlagen, anstatt mit Hülfe von Vernunft und Umsicht aus dem Verhängnisse sich zu winden. Weil nun die Frauen in Bayern nicht jene Elastizität und Grazie, auch nicht jene Bildung und Temperation haben, wie die Frauen der anderen von den oben genannten Ländern, darum sind ihre Lebensaussichten im Verhältnisse am geringsten. Je mehr die Weiblichkeit in naturgemässer Weise sich ausbildet und verfeinert, desto grösser wird die Lebenswahrscheinlichkeit;

je roher und gemeiner das weibliche Geschlecht in gesitteten Ländern, desto geringer die Lebensaussichten.

§. 18.

Es ist nothwendig, einiger von Marc d'Espine[15]) nachgewiesener Thatsachen zu gedenken. Dieser Forscher fand für die Stadt und den Canton Genf, dass bis gegen das achte Jahr hin die Sterblichkeit bei dem männlichen Geschlechte grösser sei, als bei dem weiblichen, dass aber von diesem Alter an bis zum neunzehnten Jahre im Grossen und Ganzen das Umgekehrte stattfinde; vom zwanzigsten bis zum sechszigsten Lebensjahre sei wieder die Sterblichkeit der Männer grösser, und zwar beträchtlich grösser, als die der Frauen.

Für England berechnete Marc d'Espine, dass bis zum zehnten Jahre die Mortalität bei den Knaben grösser sei, als bei den Mädchen; vom zehnten bis zum vierzigsten Lebensjahre finde im Gegentheile grössere Sterblichkeit bei den Frauen statt; zwischen dem vierzigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahre hielten beide Geschlechter das Gleichgewicht; vom fünfundvierzigsten Lebensjahre bis zum fünfundsechszigsten Jahre sei die Sterblichkeit der Männer beträchtlicher, als die der Frauen.

Für Belgien berechnet Marc d'Espine aus den Tabellen von Quetelet eine erhöhte Sterblichkeit für die Kinder männlichen Geschlechtes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres; vom zweiten bis zum einundzwanzigsten Jahre sei die Sterblichkeit der Frauenzimmer wieder bedeutender; von einundzwanzig bis sechsundzwanzig stürben mehr Männer, von sechsundzwanzig bis funfzig mehr weibliche Wesen, von funfzig bis sechszig wieder mehr Männer, und zwischen sechszig und siebenzig hielten beide Geschlechter sich die Wage.

Wir sehen in jedem Lande ein anderes Verhältniss der Sterblichkeit nach den Altersperioden bei den beiden Geschlechtern, und nun zunächst bei den Frauen. Woher diese Verschiedenheiten? Warum bieten Stadt und Canton Genf andere Verhältnisse der Sterblichkeit je nach dem Alter und Geschlechte, als England und Belgien? In Genf ist das Lebensalter zwischen zwanzig und sechszig Jahren für die Frauen günstig, in Eng-

land erst die Zeit zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfundsechszigsten, in Belgien zwischen dem einundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten und zwischen dem funfzigsten und sechszigsten Jahre.

Diese Erscheinungen haben tiefe und mannigfaltige Ursachen, nicht allein in Klima und Rasse, sondern in demselben Maasse in den gesellschaftlichen Verhältnissen gelegen, mit Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten zusammenhängend, und theilweise auch von den Umständen bedingt, welche zwischen dem Weibe und dem öffentlichen Leben obwalten. Sittenreinheit und Sittenverderbniss, Wohlstand und Elend, Gesundheit und Siechthum, dies und Anderes trägt zu Bestimmung jener Verhältnisse mehr oder weniger bei.

§. 19.

In ganz genauer Beziehung zu dem Leben der Frauen steht die Ehe. Ob das Weib seiner eigentlichen Bestimmung gemäss lebt, oder den Anforderungen der geschlechtlichen Thätigkeit nicht Rechnung trägt, dies ist sehr zweierlei und muss auf die Dauer der Exsistenz Einfluss üben.

Schottland betreffend, hat James Stark[16]) ganz speciell für die Frauen nachgewiesen, dass der Unterschied in der Sterblichkeit zwischen den verheiratheten und nichtverheiratheten geringer sei, als zwischen verehelichten und nichtverehelichten Männern, dass also das eheliche Leben an sich auf das weibliche Geschlecht weniger ausgeprägt wirke, als auf das männliche. Stark sah bei den Frauen zwischen funfzehn und dreissig Jahren mehr Todesfälle auf Seite der verheiratheten, vom dreissigsten Jahre bis zum fünfundsiebenzigsten mehr Todesfälle auf Seite der Unverheiratheten, und schreibt die grössere Sterblichkeit der Frauen zwischen dem funfzehnten und dreissigsten Jahre lediglich auf Rechnung der Gefahren des ersten Wochenbettes. Fielen nun diese weg, so hätten die verehelichten Frauen unter dem dreissigsten Jahre kaum mehr, oder vielleicht noch viel weniger vom Tode zu fürchten, als die unverehelichten.

Nach Stark's Forschungen sterben jährlich in Schottland von hundert

	verheiratheten Frauen	unverheiratheten Frauen
im Alter von 15 bis 20 Jahren . . .	0,860	0,692
" " " 20 " 25 " . . .	0,911	0,783
" " " 25 " 30 " . . .	0,940	0,866
" " " 30 " 35 " . . .	0,956	0,995
" " " 35 " 40 " . . .	1,118	1,206
" " " 40 " 45 " . . .	1,143	1,125
" " " 45 " 50 " . . .	1,301	1,481
" " " 50 " 55 " . . .	1,482	1,751
" " " 55 " 60 " . . .	2,062	2,233
" " " 60 " 65 "	2,739	2,979
" " " 65 " 70 " . . .	4,500	4,789
" " " 70 " 75 " . . .	6,588	7,250

Diese Zahlen genügen vollständig zu klarer Erfassung des Verhältnisses der Sterblichkeit bei verheiratheten und nicht verheiratheten Frauen während der verschiedenen Altersperioden.

„Diese Thatsachen festgestellt", sagt Stark in Beziehung auf eine der von ihm aufgestellten, die Proportion der Erstgebärenden u. s. w. betreffenden Ansichten, „kann man mit Gewissheit hoffen, dass die grössere Sterblichkeit, welche auf den verheiratheten Frauen unter dreissig Jahren lastet, wohl zu heben sei. Wir kennen die Ursache, und das Heilmittel befindet sich in unseren Händen. Die Aerzte wissen von all' den vollkommen entfernbaren unter den Gefahren, welche das Leben der Frauen von dem Augenblicke der Geburt ihres ersten Kindes an bedrohen. In der That sind diese Gefahren zu grossem Theile die gefährliche Frucht einer allzu verfeinerten Gesittung und lasterhafter Gewohnheiten, welche Blüthe und Gesundheit allmälig durch gezwungene, übermässig aufgeregte und vorzeitig verbrauchte Organismen ersetzen."

Wie die Erfahrung lehrt, geht das erste Wochenbett der Frauen überall um so leichter und gefahrloser von statten, je mehr eine Bevölkerung gesund, sittenrein, naturfrisch geblieben. Durch Wiederherstellung der ursprünglichen Frische, Gesundheit, Einfachheit muss ohne Weiteres und ganz bestimmt die Sterblichkeit der Frauen in der Periode des ersten Kindbettes bedeu-

tend sich vermindern, und die Ehe einen für die Lebensdauer sehr günstigen Einfluss auf die Frauen ausüben.

§. 20.

Ist das Verhältniss der verheiratheten und unverheiratheten Frauen überall dasselbe? Nach den hierauf bezüglichen statistischen Forschungen ist diese Proportion überall eine andere. A. Quetelet[17]) zeigt, dass nach den zwischen 1849 und 1861 vorgenommenen Zählungen eine Heirath kam: in England und Wales auf 125 Einwohner, in Oesterreich auf 127, in Bayern auf 161, in Belgien auf 135, in Dänemark auf 123, in Spanien auf 130, in Frankreich auf 130, in Griechenland auf 153, in Hannover auf 122, in den Niederlanden auf 129, in Portugal auf 157, in Preussen auf 123, im europäischen Russland auf 95, in Sachsen auf 117, in Schweden auf 131, in Norwegen auf 130. Aus diesen Zahlen nun lässt, in Betrachtung der Menge der wilden Ehen, auf die Proportion der verheiratheten und nichtverheiratheten Frauen in den genannten Ländern leicht sich schliessen.

Es darf angenommen werden, dass überall dort, wo die Zahl der Unverheiratheten jene der Verheiratheten unverhältnissmässig übertrifft, Zustände obwalten, welche von normalen mehr oder weniger weit entfernt sind. Wenn wir in Griechenland, Portugal und Bayern die Zahl der wirklichen Ehen beträchtlich kleiner finden, als in anderen Ländern, so denken wir, weil dort bei den Griechen, Portugiesen und deutschen Botocuden Elend im eigentlichen Sinne nicht zu Hause ist, dass wilde Ehe und überhaupt der aussereheliche Geschlechtsverkehr eine grosse Rolle spiele, und die Zahl der wirklichen Jungfrauen, und später alten Jungfrauen, keineswegs grösser sei, als in Ländern mit der beträchtlichsten Heirathsfrequenz. Je grösser die Zahl der Ehen unter sonst normalen Verhältnissen, oder je kleiner die Zahl der Einwohner auf eine Heirath, desto weniger wird im Allgemeinen die Frage der Frauenemancipation in den Vordergrund sich drängen und desto weniger werden die Schattenseiten des Altenjungfernthums in der Gesellschaft sich geltend machen.

Damit aber die Zahl der wirklichen Ehen möglichst gross, die Zahl der alten Jungfern möglichst klein werde und von

ausserehelichem Geschlechtsverkehr nicht oder möglichst wenig die Rede sei, ist es erforderlich, die wirthschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Hemmnisse der legitimen Ehen zu beseitigen, die Genusssucht durch sorgfältigste Volkserziehung ihres Wurzel- und Ausgangspunktes zu berauben, und, wenn man so sagen soll, den Geschlechtstrieb enge an den Heirathstrieb (zunächst beim männlichen Geschlechte) zu knüpfen.

§. 21.

Unter ganz normalen Verhältnissen fallen bei dem Manne Geschlechts- und Heirathstrieb zwar nicht vollständig zusammen, doch liegen sie nahe an einander; wogegen bei den Frauen das Verlangen der Begattung mit dem Wunsche der Verehelichung so ziemlich zu gleicher Zeit erscheint.

Moritz Wilhelm Drobisch[18]) bemerkt unter Anderem: „Zwar fällt der Geschlechtstrieb, der übrigens ohne Zweifel in noch jüngeren Jahren am heftigsten ist, mit dem Triebe zu heirathen nicht zusammen; er hat nur einen Antheil daran. Dasselbe gilt von der Liebe als schwärmerische Leidenschaft, die wohl nur in verhältnissmässig selteneren Fällen das ist, was zur Ehe treibt. Auch lässt sich nicht verkennen, dass ein grosser Theil der jungen Männer, in denen der Geschlechtstrieb stark, und der Sinn für die Reize des weiblichen Geschlechts und die eigenthümlichen Vorzüge seines Gemüthes lebendig ist, doch nicht geneigt sein mag, sich schon für das Leben zu binden. Dagegen pflegen gleichwohl, zumal in der zweiten Hälfte des besprochenen Alters*), Lebensbedürfnisse einzutreten, die dem Wunsche, eine treue Gefährtin, eine vertraute Freundin und Helferin zu gewinnen, die das Leben gemüthvoller macht, einen behaglichen Hausstand begründet und dem Manne nach der Arbeit den Genuss des Familienlebens verschafft, eine grosse Stärke geben“.

„Der wirkliche Heirathstrieb“, sagt Drobisch weiter, „bleibt wirkungslos, wenn entweder die begünstigenden Umstände ganz fehlen, z. B. der Mann noch nicht die erforderlichen Mittel be-

*) 25—35 Jahre.

sitzt, um sich einen eigenen Herd gründen zu können, oder er in seiner Bekanntschaft keine, seinen Ansprüchen an eine Gattin genügende weibliche Person findet, oder wenn sie zwar nicht fehlen, aber positive Hemmungen ihnen die Wage halten, etwa die Erkorene die Neigung nicht erwiedert, oder die Eltern die Einwilligung zur Ehe versagen. In beiden Fällen hat der Heirathstrieb mit Hindernissen zu kämpfen. Erst wenn der Mann, dem der Trieb inwohnt, diese Hindernisse entweder aus eigener Kraft überwindet, etwa durch Fleiss und Sparsamkeit die nöthigen Mittel erwirbt, oder es ihm gelingt, die Bedenken der Eltern seiner Geliebten zu heben, oder wenn ein günstiges Zusammentreffen von Umständen ihm die eigene Anstrengung erspart, z. B. das Glück ihm eine reiche Braut in die Arme führt, gelangt sein Heirathstrieb zur Wirksamkeit. Bis dahin ist er aber nur ein gehemmtes Streben, zu heirathen". So spricht Drobisch sich aus.

Wenn angenommen wird, Geschlechts- und Heirathstrieb fielen nicht zusammen, so schweben nicht die Normalverhältnisse, sondern lediglich die durch abnorme Civilisation mehr oder weniger verschobenen Umstände vor; denn der Fortpflanzungstrieb beschränkt sich nicht auf den Act der Zeugung, sondern erstreckt sich auch auf die Folgen dieses Actes, auf die Sorge für die Nachkommen und für Alles, was hiermit verbunden ist. Je ungesunder die Gesittung und die Verhältnisse des socialen Lebens, desto mehr werden die einzelnen Phasen der Fortpflanzung auseinander gehalten, desto mehr Zwischenraum findet, zumal bei dem männlichen Geschlechte, zwischen dem Erwachen des allgemeinen Geschlechts- und des besonderen Heirathstriebes statt.

Die Liebe „als schwärmerische Leidenschaft" hängt natürlicher Weise ursprünglich mit den Zeugungsorganen und dem diese regierenden Theile des kleinen Gehirnes zusammen, wird aber in ihren Erscheinungsweisen durch die Verhältnisse der gesammten Organisation, wie diese unter dem Einflusse der äusseren Welt wurde, und speciell von Gestaltung und Thätigkeit des grossen Gehirns bestimmt. Demnach wird die Liebe in allen Fällen naturgemäss zur Ehe treiben helfen, wo wirkliche

Gesundheit des Leibes und der Sitten, des privaten und des öffentlichen Lebens vorausgesetzt werden kann. Leider ist die Statistik noch nicht genügend ausgebildet, um das Gesagte auch durch Zahlen zu beweisen.

Alles dasjenige, was Trieb man nennt, ist zu Anfang undeutlich, nebelhaft; erst allmälig wird es deutlicher, fester, bestimmter, und tritt immer mehr in seiner Gesammtheit zu Tage. So verhält es sich ganz und gar mit dem Fortpflanzungstriebe. Das Weib, rascher sich entwickelnd, weniger beeinträchtigt durch die Einflüsse des öffentlichen, des nationalwirthschaftlichen Lebens, in den Thätigkeiten der Fortpflanzung den Schwerpunkt besitzend, hat weit kürzere Zeit als der Mann mit den Nebeln der Uebergangszeit zu thun: weit früher als bei dem Manne schiessen regelmässige und bestimmte Krystalle aus der Mutterlauge an, und lassen keinen Augenblick uns in Zweifel, dass Liebe und Verlangen nach Heirath so ziemlich zu gleicher Zeit deutlich werden.

§. 22.

Das durchschnittliche Heirathsalter ist bei den Frauen ein anderes, als bei den Männern, in jedem Staate, in jeder Provinz ein anderes, und je nach Stadt und Land verschieden.

A. Legoyt [19]) beschäftigte sich mit diesem Gegenstande und ermittelte, dass in Frankreich auf dem Lande eine Heirath auf hundert und neunundzwanzig, in den Städten eine Heirath auf hundert und zweiundzwanzig Einwohner kommt, dass weiter in ganz Frankreich die Männer im einunddreissigsten, die Frauen mit dem zurückgelegten sechsundzwanzigsten Jahre durchschnittlich in die Ehe treten.

Fr. Oesterlen [20]) macht unter anderen folgende Bemerkungen: „Unter all' den Verhältnissen einer Ehe, an welche das Wohl und Wehe der Gatten selbst wie der zu erwartenden Nachkommen geknüpft ist, kommt neben ihrer Gesundheit, sogenannten Constitution und Vitalität oder Lebenskräftigkeit, dem Alter bei der Heirath thatsächlich die höchste Bedeutung zu; denn von dem Alter der Heirathenden (ob jünger oder älter, ob im Alter sich näher stehend oder nicht) hängen Lebensdauer und Sterblichkeit sowohl der in der Ehe Verbundenen selbst als

auch ihrer Kinder ab, weiterhin die Fruchtbarkeit der Ehen, vielleicht auch das Verhältniss der Knaben zu den Mädchen unter den Geborenen".

Wir entnehmen aus diesen Angaben und Bemerkungen, dass in den Städten die Zahl der Eheschliessungen grösser ist, als auf dem Lande. Diese Thatsache kommt natürlich nur auf Rechnung des grösseren Verkehres in den Städten und der daraus sich ergebenden besseren Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, andererseits auf Rechnung der leichteren Möglichkeit, einen eigenen Herd zu gründen.

Es hat in neuer Zeit der Andrang der Menschen von dem Lande nach den Städten beträchtlich zugenommen, und man kann dafür halten, dass nicht allein das Verlangen, mehr zu erwerben und angenehmer zu leben, sondern auch der Wunsch, Ehen zu schliessen, den Drang, nach den Städten zu ziehen, vermehren half. Auf dem Lande, wo Alles langsamer verläuft, Alles ruhiger und einförmiger ist, wo die Menschen mehr oder weniger genau einander kennen, ist es mit der Eheschliessung immer schwieriger, als in der Stadt; aus diesem Grunde erweist auch überall die Zahl der Verheirathungen auf dem Lande sich kleiner, und es gehen überall mehr Menschen, insbesondere mehr Frauen, vom Lande in die Stadt, als von der Stadt auf das Land.

Das Alter, in welchem eine Frau in die Ehe tritt, übt auf deren Leben, und das durchschnittliche Alter der Eheschliessung bei den Frauen eines Landstriches auf die ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Scholle den entschiedensten Einfluss aus. Frühzeitige und allzu spät abgeschlossene Ehen wirken nach den übereinstimmenden Angaben der Statistiker und Aerzte weit weniger günstig auf Gesundheit und Leben der Frauen ein, als zu rechter Zeit vollzogene Ehebündnisse. Demnach wird überall dort, wo das allzu frühe und auch allzu späte Heirathen üblich ist, eine grössere Zahl von Frauenkrankheiten, insbesondere von mit dem ersten Wochenbette zusammenhängenden, angetroffen werden.

Derartige Leiden alteriren die Verfassung des Nervensystems auf das Beträchtlichste und erzeugen oder fördern jenen Zustand,

den man die Nervosität nennt und mit Recht als eine wahre Geissel des Menschengeschlechtes betrachtet. Je normaler also das Heirathsalter besonders der Frauen ist, desto mehr werden Uebel verhütet, welche auf die ganze Gesellschaft störend und beängstigend wirken.

§. 23.

Achilles Guillard[21]) ist durch umfangreiche statistische Forschungen zu der Erkenntniss gekommen, dass dort, wo das Leben kurz ist, die Geburten frühzeitig erfolgen und die Heirathen vor Eintritt des erforderlichen Alters geschlossen werden, so wie in Sumpfgegenden und in heissen Himmelsstrichen dies der Fall sei.

Es befindet sich dieses Factum im vollsten Einklange mit den Thatsachen, welche von den Statistikern ermittelt wurden, und beweist zur Genüge, dass frühzeitige Heirathen, indem sie das weibliche Geschlecht besonders gefährden, die Interessen des gesellschaftlichen Daseins schädigen. Nun handelt es sich davon, ob man in seiner Gewalt es habe, allzu frühe Ehen zu verhindern? Entschieden kann durch weise Gesetzgebung und gerechte Ausführung der Gesetze in der kräftigsten und bestimmtesten Weise dem Uebel vorgebeugt werden; aber das Gesetz allein ist ohnmächtig, wenn durch allgemeine Volksbelehrung nicht die Sitte beeinflusst wird, wenn insbesondere nicht alle Frauenzimmer von der grossen Schädlichkeit des allzu frühen Heirathens auf das Innigste überzeugt werden.

§. 24.

Weil allzu frühe Ehen nicht von Sitten, Gesetzen und Entschlüssen allein, sondern von tief greifenden Verhältnissen abhängen, Symptome solcher tiefer liegenden Umstände sind, so kommt bei Verhütung allzu früher Eheschliessungen auch darauf es an, die zu Grunde liegenden physischen Ursachen zu beseitigen.

Schon Melchiorre Gioja[22]) erkannte, das in dünn bevölkerten, wenig civilisirten und wenig gesundheitsgemäss beschaffenen Ländern die Menschen sehr frühzeitig sich verheirathen und rasch sich verleben, und dass dies vorzüglich in sumpfigen und morastigen Gegenden so sich verhalte. Dies ist seither von

allen Forschern bestätigt worden, und weist darauf hin, dass die physischen Verhältnisse eines Erdstriches in sehr bestimmter Weise auf die Zeit der Eheschliessung wirken und noch mehr das weibliche, als das männliche Geschlecht zu frühzeitiger Ehe führen.

Verbesserung der Sitten und Gesetze muss stets mit Verbesserung der physischen Verhältnisse gleichen Schritt halten, von letzterer für alle Fälle begleitet sein. Unter dieser Voraussetzung können allzu frühzeitige Heirathen gewiss verhütet werden.

Nach den Untersuchungen von J. B. Monfalcon[23]) tritt bei den Bewohnern von Sümpfen die Geschlechtsreife spät ein, die Lebensdauer ist kurz, und die Zahl der Ehen weit beträchtlicher, als in anderen Ländern. Diesen Punkt betreffend, sagt Monfalcon unter Anderem: „Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit in der Statistik sumpfiger und morastiger Länder ist die Vielheit der Ehen; diese sind hier ebenso zahlreich, als in den von der Natur besser bedachten oder durch den Gewerbsfleiss besser bestellten Gegenden, und ihre grosse Zahl ist keineswegs etwas Zufälliges, sondern hat zu allen Zeiten sich geltend gemacht. Ich erkläre die Thatsache durch die Leichtigkeit des Lebens, durch den niedrigen Preis der Lebensmittel, durch die Gewissheit der Arbeit“... — Dies bezieht sich auf Sumpfgegenden in Frankreich.

In Sumpfgegenden muss also grössere Heirathslust und grössere Fruchtbarkeit des weiblichen Geschlechts bestehen, Verhältnisse, die überall obwalten, wo die Lebensdauer kurz, die Sterblichkeit beträchtlich ist. Die Bewohner ungesunder Länder verleben sich rasch. Dem müsste ein früher Eintritt der Geschlechtsreife entsprechen; wie oben erwähnt wurde, tritt in Sumpfgegenden die Geschlechtsreife spät ein. Es concentrirt sich demnach die Geschlechtsthätigkeit mehr, als bei Menschen in besseren Himmelsstrichen, und werden Heirathslust und Fruchtbarkeit intensiver.

§. 25.

Henry Holland[24]) bemerkt über die Lebensdauer bei Männern und Frauen unter Anderem: „Wenn es auch schwer sein möchte, die Sache absolut zu beweisen, so glauben wir

doch, man kann annehmen, dass die natürliche Lebensdauer bei Mann und Frau ein und dieselbe ist. Freilich müssen wir zugeben, dass unser eigener Census ebenso — wie manche andere Register — ausgedehnter civilisirter Gemeinschaften eine bedeutend grössere Anzahl von Frauen, die hundert Jahre zählen, als von Männern aufweist. Wir glauben jedoch, dass diese Sache leicht erklärlich ist und dass man sie keinen verborgenen Ursachen zuzuschreiben braucht. Frauen gewöhnen sich leichter an das passive Leben im vorgerückten Alter, als Männer. Die Bestrebungen, Vergnügungen und Passionen ihres vorherigen Lebens sind grösstentheils ruhigerer Art, und stehen mit der trägen Abschliessung späterer Jahre nicht in so grellem Widerspruch... Das Dazwischenkommen des Kindergebärens macht freilich einen Unterschied. Aber dieses betrifft und beeinflusst eine frühere Lebensperiode und kann schwerlich den äusseren Zufällen in Einfluss gleich gestellt werden, welche specieller den Mann selbst bis in das äusserste Alter heimsuchen".

Nach dieser Auffassung wäre also unter günstigen äusseren Lebensverhältnissen und bei Vorsicht, Mässigkeit und vernünftiger Strenge des Daseins die Zähigkeit der Frauen in Bezug auf die Lebensdauer nicht grösser, als jene der Männer, und es müsste unter den bezeichneten Voraussetzungen das männliche Geschlecht dasselbe durchschnittliche Alter erreichen, als das weibliche.

Aber thatsächlich ist die ganze Lebensweise des männlichen Geschlechtes danach angethan, das natürliche Widerstandsvermögen herabzusetzen, und daher kommt es, dass die Dauer der Exsistenz bei den Frauen viel grösser ist, als bei den Männern.

William J. Thoms[25]) gedenkt einiger Ergebnisse der Statistik Englands in Betreff jener Personen, die in einem Alter von hundert Jahren und darüber verstarben. Im Jahre 1870 starben einundachtzig Menschen jenseits des hundertsten Lebensjahres; davon waren achtzehn männlichen und dreiundsechszig weiblichen Geschlechtes.

Und ebenso fanden auch einige andere Statistiker, dass bei den Frauen die höchsten Lebensalter häufiger angetroffen werden, als bei den Männern. Ist nun der Grund dieser Erscheinung

ausschliesslich die grössere Lebenszähigkeit des weiblichen Geschlechts, oder ausschliesslich die durch ungeeignete Lebensweise und gesundheitswidrige Beschäftigung bedingte grössere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts in den verschiedenen Lebensabschnitten? Beides zugleich; aber das Letztere kommt intensiver zur Geltung, als das Erstere.

Von den Körpermaassen.

§. 26.

Schon auf den ersten Blick wird es klar, dass der weibliche Organismus in allen seinen Maassverhältnissen von dem männlichen abweicht. Je genauer man forscht, desto mehr bestätigt sich die Richtigkeit der ersten allgemeinen Auffassung, und desto besser leuchtet es ein, wie innig die Besonderheit der Lebensäusserungen bei jedem Geschlechte mit den Besonderheiten in den körperlichen Proportionen zusammenhängt.

Jeder einzelne Theil des weiblichen Körpers bekundet andere Verhältnisse des Durchmessers, des Umfanges, der Länge und des Verhältnisses zu den anderen Gliedern, als derselbe Theil des männlichen Körpers. Der Kopf der Frau steht in einer anderen Proportion zu der Höhe des Körpers, als der Kopf des Mannes; Brustkorb und Becken bekunden bei der Frau andere Dimensionen, und die Gliedmassen nehmen ein anderes Verhältniss zum Rumpfe ein.

Diese Thatsachen sind lebendige Zeugen für die Wahrheit, dass die natürlichen Anlagen und Formationen dem Weibe andere Verrichtungen zuweisen, als dem Manne, und dass das Bestreben, die Frau im öffentlichen Leben an dieselbe Stelle zu setzen, an welcher der Mann vermöge seiner Organisation sich befindet, nur eine Ausgeburt des Wahnwitzes ist.

§. 27.

Nach den Forschungen von A. Quetelet[26]) ist der Einfluss, welchen das Geschlecht auf das Wachsthum und die Proportionen des Körpers ausübt, beträchtlich. In Belgien betrage

die mittlere Höhe des vollständig entwickelten Mannes 1 Meter 69 Centimeter, und die mittlere Höhe der vollständig entwickelten Frau 1 Meter 58 Centimeter, was dem Verhältnisse von 16 zu 15 ungefähr entspreche. Im Vergleiche zu der ganzen Leibeshöhe seien alle Höhenmaasse des Kopfes der Frau grösser, als jene des Mannes, und die Entfernung vom Scheitel zum Nabel erweise bei der Frau sich etwas grösser, als bei dem Manne. Anders verhalte es sich mit den unteren Gliedmassen; diese haben eine bedeutendere Länge im männlichen, seien also kürzer im weiblichen Körper.

„Man kann," bemerkt Quetelet, „diese Uebereinstimmung der Proportionen nur bewundern: der Mann, der Vertheidiger der Frau, bei dem Gewandtheit nothwendig ist, scheint dieser Leichtigkeit der Bewegungen mehr angemessene Körperverhältnisse zu besitzen. Im Gegentheile scheint bei der Frau, welche die Hoffnung der Zukunft der Familie ist, die Körperconstruction noch mehr Beständigkeit und Schwere zu verbürgen."

In Betreff des Umfanges der verschiedenen Körpertheile, und insbesondere der fleischigen, weist Quetelet darauf hin, dass derselbe bei den Frauen grösser sei, als bei den Männern. Ein Gleiches ist von allen Forschern, welche mit der Messung der Körpertheile sich beschäftigten, genau durch Zahlenangaben bestätigt worden.

Wenn wir nun alle diese Thatsachen in das Auge fassen und genauer erwägen, finden wir, dass die verhältnissmässig grössere Länge des Rumpfes und die geringere Länge der unteren Extremitäten bei den Frauen, der grössere Umfang ihrer weichen, sogenannten fleischigen Theile und die relativ bedeutendere Höhe ihres Kopfes schon an sich vollständig genügen, dem Weibe einen ganz andern Kreis des Thätigseins anzuweisen, als dem Manne. In den Leibesproportionen der Frau kommt deren vorwiegendes Gattungs-, in denen des Mannes dessen überwiegendes Bewegungsleben zum Ausdrucke; aber auch das grössere Maass von Phantasie und die gesteigerte Empfänglichkeit für alles Poëtische, das Gemüth Betreffende, das Herz Erhebende, deutet die Proportion der Kopfhöhe zu der gesammten Leibeshöhe bei den Frauen an. Der Kopf des Mannes

ist minder hoch; der Mann ist nüchterner, weniger mit dem Gemüthe, mehr mit dem Verstande thätig.

§. 28.

In den verschiedenen Ländern sind die allgemeinen Körpermaasse der Frauen verschieden. Diese Differenz ist das Ergebniss zahlreicher physischer und moralischer Veranlassungen, hat ebenso in der Besonderheit von Rasse und Klima, wie in Nahrung und Beschäftigung ihren Grund. Das Weib entwickelt sich um so harmonischer, um so graziöser, je mehr es schweren Körperanstrengungen und Plagen entrückt ist, je mehr der Kampf um das Dasein zu den überwundenen Standpunkten gehört oder etwas ganz Fremdes ist, und je mehr naturgemäss die Einflüsse höherer Bildung und veredelnder physischer und moralischer Erziehung einwirken. Weil nun alle diese Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden und Volksschichten verschieden sind, darum sind auch die Leibesproportionen des Weibes überall andere.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung des ganzen Körpers, ohne Rücksicht auf die einzelnen Theile, sehen wir Abweichungen in Höhe und Umfang bei den Frauen der verschiedenen Nationen, Stämme und Volksschichten. Nehmen wir den Durchschnitt französischer, norwegischer, russischer, deutscher, schweizerischer, italienischer, türkischer, österreichischer, spanischer, engländischer, arabischer, chinesischer, amerikanischer und hottentottischer Frauen, so macht eine jede dieser Gestalten einen anderen Eindruck bezüglich der Höhe, des Umfangs, der Zierlichkeit, des Ebenmaasses und der Vollendung. Wir lassen hier nur ideale Durchschnitte uns vorschweben und berücksichtigen Individuelles durchaus nicht.

§. 29.

A. de Quatrefages[27]) weist nach, wie manche Rassen durch Auswanderung nach anderen Ländern ihre Leibesform veränderten; so habe die angelsächsische Rasse in Nordamerika sich verlängert, und die nach der Insel Bourbon eingewanderten Europäer, Asiaten und Afrikaner hätten sich verkürzt. — Frei-

lich wissen wir nicht genau, wie viel jene Verlängerung und diese Verkürzung bei dem weiblichen Geschlechte betrug; doch solches kann leicht durch eine Reihe vergleichender Messungen ermittelt werden, an Individuen, über deren Abstammung und Lebensverhältnisse man genau unterrichtet ist.

W. Lawrence [28]) theilt eine ganze Zahl von Berichten über die Körperhöhe bei verschiedenen aussereuropäischen Völkern mit, ohne jedoch viel Rücksicht auf das Grössenverhältniss der Frauen zu nehmen. Aus dem Wenigen, was er über diesen Punkt anführt, geht hervor, dass überall die Frauen kleiner sind als die Männer, und dass überall die Frauen mit den Männern so ziemlich in derselben Proportion stehen. J. J. Virey [29]) bemerkt, dass die Frauen stets um einige Zoll kleiner sind, als die Männer, meistens um einen halben Kopf kleiner.

Der weibliche Körper ist also im Ganzen durchschnittlich kleiner, als der männliche; ein Verhältniss, welches bei allen Säugethieren uns begegnet. In den einzelnen Theilen sind die Proportionen der Grösse bis auf das Becken dieselben, das heisst: mit Ausnahme des Beckens sind alle Theile und Glieder des Leibes bei der Frau kleiner, als bei dem Manne.

Weil nun überall die nämlichen Verhältnisse der Grösse des Leibes und seiner Theile zwischen den beiden Geschlechtern beobachtet werden, darum sind auch überall die Verrichtungen und Thätigkeiten von Männern und Frauen die nämlichen, und es ist an allen Orten der Erde unnatürlich, wenn Männer die den Frauen zukommenden und Frauen die den Männern zukommenden Beschäftigungen treiben.

§. 30.

In den verschiedenen Altersperioden ist das Wachsthum der beiden Geschlechter nicht ganz ein paralleles; es beweisen dies unter Anderem die von Franz Liharžik [30]) für die Lebenszeiten bis zu dem fünfundzwanzigsten Jahre gefundenen Zahlen. Nach Liharžik beträgt

	bei dem männlichen Geschlechte				
	der Brustumfang	der Kopfumfang	der Querdurchmesser der Brust	der Querdurchmesser des Kopfes	
bei Neugeborenen	36	36	11	10	Cent.
zu Ende des 1. Lebensmonats	39	$38^{4}/_{12}$	$12^{23}/_{72}$	$10^{7}/_{12}$	„
„ „ „ 3. „	42	$40^{8}/_{12}$	$13^{46}/_{72}$	$11^{2}/_{12}$	„
„ „ „ 6. „	45	43	$14^{69}/_{72}$	$11^{9}/_{12}$	„
„ „ „ 10. „	48	$45^{4}/_{12}$	$16^{20}/_{72}$	$12^{4}/_{12}$	„
„ „ „ 15. „	51	$47^{8}/_{12}$	$17^{43}/_{72}$	$12^{11}/_{12}$	„
„ „ „ 21. „	54	50	$18^{11}/_{12}$	$13^{6}/_{12}$	„
„ „ „ 171. „	78	54	$33^{6}/_{12}$	$16^{6}/_{12}$	„
„ „ „ 300. „	99	57	36	$17^{6}/_{12}$	„

	bei dem weiblichen Geschlechte				
	der Brustumfang	der Kopfumfang	der Querdurchmesser der Brust	der Querdurchmesser des Kopfes	
bei Neugeborenen	$34^{6}/_{12}$	$34^{6}/_{12}$	10	$9^{6}/_{12}$	Cent.
zu Ende des 1. Lebensmonats	$37^{6}/_{12}$	$36^{10}/_{12}$	$11^{23}/_{72}$	$10^{1}/_{12}$	„
„ „ „ 3. „	$40^{6}/_{12}$	$39^{2}/_{12}$	$12^{46}/_{72}$	$10^{8}/_{12}$	„
„ „ „ 6. „	$43^{6}/_{12}$	$41^{6}/_{12}$	$13^{69}/_{72}$	$11^{3}/_{12}$	„
„ „ „ 10. „	$46^{6}/_{12}$	$43^{10}/_{12}$	$15^{20}/_{72}$	$11^{10}/_{12}$	„
„ „ „ 15. „	$49^{6}/_{12}$	$46^{2}/_{12}$	$16^{43}/_{72}$	$12^{5}/_{12}$	„
„ „ „ 21. „	$52^{6}/_{12}$	$48^{6}/_{12}$	$17^{11}/_{12}$	13	„
„ „ „ 171. „	$76^{6}/_{12}$	$52^{6}/_{12}$	$32^{6}/_{12}$	16	„
„ „ „ 300. „	$97^{6}/_{12}$	$55^{6}/_{12}$	35	17	„

„Vergleicht man nun“, bemerkt Libaržik, die „Wachsthumszunahmen des weiblichen Körpers mit jenen des männlichen Organismus, so wird man finden, dass das Wachsthum des Weibes bedeutender, als das des Mannes, vorschreitet. Während z. B. die Körperlänge des Knaben nach vollendetem Wachsthume genau $3^1/_2$ mal so gross ist, als sie bei der Geburt gewesen, indem sie sich von 50 auf 175 Centimeter erhebt, erreicht das neugeborene Mädchen mit einer Körperlänge von 48 Centimeter nach vollendetem Wachsthume eine Grösse von 173 Centimeter. Wäre sie (die Frauensperson) aber in demselben Verhältnisse wie der männliche Körper gewachsen, so hätte sie ebenfalls nur das $3^1/_2$fache ihrer natürlichen Grösse erreichen sollen, sie würde nur eine Höhe von 168 Centimeter erlangt haben. Sie ist daher um 5 Centimeter grösser geworden, als ein Knabe von gleicher Geburtsgrösse“. — So Libaržik.

Die Thatsache, dass das Wachsthum des Weibes bedeu-

tender ist, als das des Mannes, dass die ganze Entwickelung der Frau rascher und früher sich vollzieht, wiegt ungemein schwer bei der Entscheidung über den häuslichen und gesellschaftlichen Beruf der beiden Geschlechter. Grosse Widerstandsfähigkeit nach Aussen hin, wie solche dem normal ausgebildeten Manne eigen sein soll, setzt keineswegs rasches Wachsthum und frühzeitige Ausreifung voraus, sondern kann im Gegentheile nur unter der Voraussetzung beziehungsweise langsameren Wachsthums sich herausbilden. Weil nun das Weib früher reif ist, schneller wächst, darum ist auch dessen Widerstandsvermögen nach Aussen hin geringer, und die Frau ist von Natur aus nicht dazu berufen, jene schweren Arbeiten zu verrichten, welche bei uncivilisirten Völkern und häufig auch bei den Bauern, stets aber bei den Proletariern der gesitteten Nationen, Tyrannei, beziehungsweise Elend, ihr auferlegen. Ein derartiges Ueberschreiten der von der Natur gesetzten Schranken, ein solches Verwechseln der Rolle, findet immer um den Preis der Weiblichkeit statt.

§. 31.

Schönheit, edle Körperformen, wahre Weiblichkeit, dies Alles hängt mit Besitz und Freiheit ursächlich zusammen. Je ärmer und unfreier ein Volk, desto grösser die Sklaverei der Frauen, desto härter deren Arbeit, desto seltener edle Körperformen, wahre Weiblichkeit und Schönheit.

H. C. Carey [31]) macht unter Anderem folgende Bemerkungen: „Der amerikanische Indianer vergeudet die ganze Zeit, die er nicht auf den Krieg und die Jagd verwendet, im Müssiggang und überlässt seiner unglücklichen Squaw die Arbeiten, welche die Erhaltung seiner Kinder und die beständigen Wanderungen von Ort zu Ort erfordern. Er erlegt den Hirsch und lässt seiner unglücklichen Gefährtin die Aufgabe, das Fleisch nach seiner elenden Hütte zu bringen. Er isst zuerst, und nur wenn für beide genug vorhanden ist, darf auch die Frau essen; ist nicht genug vorhanden, so kann sie verhungern. Der Wilde von Van Diemen's Land zeichnet seine Lebensgefährtin dadurch, dass er die Glieder ihrer Finger bricht und ihre Vorderzähne ausbricht; da-

nach behandelt er sie wie ein Lastthier, und belohnt sie für ihre geduldige Arbeit mit Schlägen"... „So ist die Frau überall die Sklavin des Mannes, wo der Mann selbst der Sklave der Natur ist".

„Verfolgen wir aber die Laufbahn des letzteren", sagt Carey weiter, „so sehen wir ihn allmälig zum Herrn der Natur werden, indem er die geistige Kraft an die Stelle der blossen Muskelkraft setzt, von welcher er vorher abhing, und so werden die unterscheidenden Eigenschaften des Menschen mehr und mehr entwickelt. Mit jedem Stadium des Fortschritts wird es ihm möglich, sich fester an seine Häuslichkeit zu ketten; die Bodencultur tritt langsam aber sicher an die Stelle der blossen Appropriation, häusliche Gewohnheiten verdrängen allmälig jenes Wanderleben, das ihn vorher gekennzeichnet, und er selbst gewöhnt sich immer mehr, im Comfort und Glück seiner Häuslichkeit das Ziel des Lebens zu finden. Mit jedem Stadium gewinnt sein Weib eine höhere Bedeutung als die Herrin des Hauses, die Gefährtin seiner Freuden und Sorgen und die Mutter seiner Kinder. Mit jedem entsteht grössere Nachfrage nach den verschiedenen Fähigkeiten des schwächeren Geschlechts, und die verschiedenen Individualitäten seiner Glieder werden mehr und mehr entwickelt, wie der Mann selbst befähigt wird, die ihm überwiesene Stellung einzunehmen. Indem dann das Denkvermögen an die Stelle der blossen Körperkraft tritt, wird das schwache Weib immer mehr und mehr dem starken Manne gleich, und erhebt sich in langsamen Abstufungen aus der Stellung einer Sklavin des Mannes zu der einer Gefährtin und Freundin desselben". — Diese Worte von Carey sind sehr belehrend, bedürfen genauerer Erwägung und Erläuterung, und gewisser Maassen der Ergänzung.

§. 32.

Die grösste Zahl der Wilden und der Halbbarbaren achtet das weibliche Geschlecht gering, muthet demselben die beschwerlichsten Arbeiten zu, und verhindert damit die Ausbildung jener edlen Formen, welche den Charakter wahrer Weiblichkeit ausmachen helfen. Aber geschieht denn unter dem ver-

wildernden Einflusse von Mammon und Leidenschaft nicht das Nämliche? Sind die Frauen der Lasterknechte, sowie der von dem Fabrikanten- und Kaufmannsthume ausgesaugten und gemarterten Bevölkerungsschichten, nicht auch Sklavinnen, nicht auch gewaltsam verhindert, zu wahrer Weiblichkeit sich zu entwickeln?

Es ist sehr die Frage, ob das Weib des halbwilden Indianers, des ganz wilden Australiers und des afrikanischen Schwarzen mehr Sklavin und mehr an der harmonischen Entwickelung der Körperformen gehindert ist, als die Lebensgefährtin und Tochter des europäischen Proletariers, der sein Leben zu zwei Dritttheilen in verpesteten Fabriksräumen und zu einem Dritttheil in Kellern zwei Treppen tief unter der Oberfläche der Strasse durchseufzt, durchdarbt und durchsiecht. Die Frauen der barbarischen Rassen und Stämme ausserhalb Europas sind von Allem, was Schönheit man nennt, weit entfernt, und auch von wahrer Weiblichkeit bekunden sie kaum Spuren: aber ihre Gestalt trägt das Gepräge von Naturwüchsigkeit. Die Frauen der unglücklichen und gemarterten Klassen der höchst gebildeten Barbaren und lackirten Vampyre Europas bekunden das Gepräge der Verkommenheit und der Abartung von dem normalen menschlichen Typus.

Eigentlich sollte mit der Zunahme der Civilisation die Verfeinerung des Weibes allgemein zunehmen. Leider aber ist die Gesittung zumeist nur eine materielle, nur wenig eine moralische; es findet die Zunahme derselben hauptsächlich nur nach der materiellen Seite und vorzugsweise nur in den durch den Mammon begünstigten Schichten statt. Hier steigert sich, wegen des Mangels des moralischen Elements, die Verfeinerung zu krankhafter Ueberfeinerung, während in den unglücklichen Volksklassen Disharmonie in der Entwickelung der Formen und die damit zusammenhängende sittliche Verwilderung platzgreifen.

Die Frau ist auch dort Sklavin, wo der Mann Sklave des Geldes oder der Leidenschaft oder beider zugleich ist. Ihre Körperentwickelung, Weiblichkeit, Schönheit steigert sich, sowie diese Sklaverei sich vermindert. Die Frau wird Freundin des Mannes, wenn dieser selbst die Bestie auszieht oder der Ketten

sich entledigt und die moralischen Qualitäten des Freundes anzunehmen befähigt ist.

Die einzelnen Körpertheile.

§. 33.

Schon oben wurde angedeutet, dass die einzelnen Körpertheile bei den Frauen in anderem Verhältnisse stehen, als bei den Männern. Sieht man zwei Skelette an, deren eines von einer Frau, das andere von einem Manne stammt, und die beide in der naturgemässen Proportion stehen, so findet man sofort ohne Hülfe von Messinstrumenten, dass Kopf, Brustkorb und Becken an sich bei beiden Geschlechtern andere Dimensionen bekunden und in anderem Verhältnisse zu der ganzen Körpergrösse stehen.

Der Kopf.

§. 34.

Das Weib hat einen etwas kleineren Kopf, als der Mann. Carl Gustav Carus[32]) bemerkt, „dass, da die beiden Geschlechtern bestimmte Kopfgrösse nicht gleich ist, für die Frau ein Kopf schon als ziemlich gross zu betrachten sei, der für den Mann nur gewöhnlich sein würde, und dass umgekehrt das Kopfverhältniss, wie es bei der Frau gewöhnlich ist, bei dem Manne bereits zu den kleineren gehören müsste“. Und weiter: „Im Ganzen wird man finden, dass Frauen von einem mehr männlichen Geiste gewöhnlich durch grössere Köpfe sich auszeichnen, und ich darf wohl sagen, dass dieses Verhältniss unter den mir bekannten europäischen Völkerstämmen am häufigsten noch bei den Engländerinnen mir vorgekommen sei“.

Auch das Verhältniss der Kopf- zur Gesichtshöhe ist bei den Frauen ein anderes, als bei den Männern. Carus lässt bei dem neugeborenen Kinde die Schädelhöhe zur Antlitzhöhe in der Proportion stehen wie 1 zu $^{1}/_{2}$, bei den Frauen wie 1 zu $^{3}/_{4}$ oder $^{5}/_{6}$, bei den Männern wie 1 zu 1, bei Greisen wie 1 zu $^{3}/_{4}$ oder $^{4}/_{5}$.

Im Grossen und Ganzen ist der Schädel des Weibes ab-

solut und relativ kleiner, als der des Mannes. Wenn man aber die Höhe des Kopfes in das Auge fasst und mit der gesammten Körperhöhe vergleicht, so zeigt es sich, dass der Schädel bei der Frau etwas höher ist, als bei dem Manne. A. Quetelet[33]) lässt, Erwachsene betreffend, bei Männern die Kopfhöhe $7_{,4}$ und bei Frauen $7_{,2}$ mal in der Körperhöhe enthalten sein.

Nehmen wir alle diese Thatsachen zusammen, so wird es uns klar, dass die Geistesthätigkeit der Frauen mit jener der Männer nicht gleichbedeutend sein könne, dass selbe nach anderen Richtungen gehen müsse. Der höhere Kopf und das kleinere Gesicht des Weibes bekunden mehr Phantasie und mehr Kindlichkeit, weniger Vernunft und weniger Stabilität. Weil nun dem so ist, wird das weibliche Geschlecht in Weltsachen niemals an Stelle des Mannes treten, sondern immer nur dem Jünglinge verglichen werden können, dem erwachsenen Kinde, welches eines stärkeren, eines minder beweglichen Gefährten bedarf, eines liebevollen Sachwalters und Vertreters in den Angelegenheiten der äusseren Welt.

§. 35.

Die Messungen, welche von Emil Huschke[34]) vorgenommen wurden, führten zu dem Ergebnisse, dass „im weiblichen Geschlechte der Zapfentheil des Hinterhauptsbeines gegen den Körper des Scheitelwirbels verhältnissmässig länger ist". „Wie die Kindheit", sagt Huschke, „sich durch einen längeren Zapfentheil auszeichnete, so nun auch hier das kindliche*) Geschlecht im Verhältniss zum männlichen. Der männliche Schädel scheint aber wieder das durch die Breite zu gewinnen, was er an Länge verloren hat".

Ausserdem fand Huschke noch, dass das Stirnbein des Mannes verhältnissmässig grösser ist, als das der Frau, während die Scheitelbeine, wenngleich immer noch kleiner, als bei dem männlichen Kopfe, im weiblichen Schädel doch verhältnissmässig bedeutender hervorstehen. „Während also der männliche Typus", sagt Huschke, „sich charakterisirt durch das Stirnbein, schlägt der weibliche Charakter seinen besonderen

*) weibliche.

Sitz in den Scheitelbeinen auf, und das Weib, dessen physischer Charakter überhaupt eine Fortsetzung des kindlichen ist, ist auch in dieser Hinsicht Kind geblieben, wenn auch schon mehr Ausnahmen von der Regel vorkommen, als beim kleinen Kinde, und der Unterschied zwischen Scheitel- und Stirnbein ebenfalls nicht in dem Grade ausgeprägt ist".

Die Forschungen Huschke's ergeben, „dass der Mann durch eine bessere Stirn- und Schlafbeingegend, das Weib durch Vorherrschen der Scheitelgegend, des Zwischenschläfenknochens und des grossen Keilbeinflügels charakterisirt ist". Weiter findet Huschke: „Der weibliche Kopf steht, wie das weibliche Gehirn, in einem günstigeren Grössenverhältnisse zu dem übrigen Körper, als der männliche. Der Schädeltheil des Weibes überwiegt in höherem Grade den Gesichtstheil des Kopfes, als im Manne. Der weibliche Scheitel ist rundlicher und hinterwärts breiter, der männliche länglicher oval, wie der Mann auch überall länger ist und eine längere Wirbelsäule hat, als das Weib. Bei sehr langen Weibern fand ich dem entsprechend mehr einen längeren, bei kleinen Staturen einen mehr runden und breiten Schädel".

„Damit", sagt Huschke ferner, „kann man die von der Natur beliebte Abwechselung in der Einrichtung der Wirbelsäule wohl zusammenstellen. Es wechseln hier bewegliche Abschnitte (Schwanzbein, Lendenwirbel, Halswirbel) mit unbeweglicheren (Heiligbein, Rückenwirbel, Schädelwirbel) ab. Im Weibe sind die beweglicheren, im Manne die unbeweglicheren Abschnitte die längeren. Wenn nun das Weib einen verhältnissmässig längeren Hals hat, als der Mann, so folgt, nach jenem Princip der Abwechselung, bei ihm auf demselben ein kürzerer Schädel, beim Manne auf den kurzen, untersetzten Hals ein länglich-ovaler Schädel".

Wir müssen noch einiger Ergebnisse der Forschungen von Huschke gedenken. Auch dieser Naturkundige kam zu der Erkenntniss, dass die Schädelhöhle der Männer fast immer absolut grösser sei, als die der Frauen; dass der männliche Schädel einen absolut und verhältnissmässig geräumigeren Hinterhauptswirbel habe, als der weibliche; dass die Höhle des Stirnwirbels

beim Manne durchschnittlich um $1_{,15}$ Procent grösser sei, als bei der Frau. „Das schöne Geschlecht“, sagt Huschke, „nähert sich also auch in dieser Beziehung dem Kindesalter, jedoch hat es eine bedeutend höhere Stufe allerdings erreicht, indem es die dreizehn Procent des neugeborenen Stirnbeins auf sechszehn Procent und die fünf Procent des neugeborenen Hinterhauptswirbels auf sieben bis acht Procent in die Höhe getrieben, den Scheitelwirbel also um ebensoviel zurückgedrängt hat. Es steht in der Mitte zwischen Kind und Mann“. —

§. 36.

So finden wir denn, wir mögen nach was immer für einer Richtung den Kopf des Weibes betrachten, diesen Körpertheil in einem anderen Verhältnisse, sowohl des Ganzen als der Theile, und werden der Ueberzeugung, dass, weil die Maasse des Kopfes mit denen des Gehirns direct in Beziehung, im Causalnexus stehen, die geistigen Qualitäten der Frau von denen des Mannes beträchtlich abweichen und so dem Weibe einen anderen Platz in der Gesellschaft anweisen.

Die beträchtlichere Entwickelung der Stirngegend bei dem Manne und der Scheitelgegend bei der Frau spricht klar und deutlich für die Verschiedenheit des Geistes- und Gemüthslebens der beiden Geschlechter. Schon seit alten Zeiten hält man den Stirntheil des Kopfes für den Sitz des Verstandes und der Vernunft, während man dem Scheitel mehr die Phantasie zuweist. In der That haben Dichter, geniale Künstler, begeisterte Menschen, auch höhere, das ist: in der Scheitelgegend mehr entwickelte Köpfe, während die Verstandes- und Vernunftmenschen einen mehr ausgebildeten Stirntheil bekunden. Das weibliche Geschlecht sympathisirt weit mehr mit den Dichtern und Künstlern, mit den zu Phantasie und Gemüth Sprechenden, als mit den Verstandeskästen und absoluten Vernunftzweihändern, und die Ursache dieser Erscheinung lässt auf den verwandten Bau des Kopfes sich zurückführen.

Während der Mann seine Handlungen mehr auf den Verstand gründet und die Dauerhaftigkeit in das Auge fasst, entscheiden bei dem weiblichen Geschlechte mehr das Gefühl, die

Einbildung und der Augenblick. Aus diesem Grunde müssen beide Geschlechter sowohl im häuslichen wie im öffentlichen Leben bei den von der Natur ihnen zugewiesenen Rollen bleiben, wenn nicht Alles, was Gesundheit, Sittlichkeit, Ordnung man nennt, grausam auf den Kopf gestellt werden soll.

§. 37.

Das weibliche Gehirn weicht von dem männlichen in Bezug auf Gewicht und Maass ab, und zwar absolut ebenso wie relativ. Nach den von Joseph Barnard Davis[35]) angestellten Wägungen beträgt das durchschnittliche Gewicht des ganzen Gehirnes bei

	Männern,	Frauen.	Durchschnitt der beiden Geschlechter,	Kubikinhalt des Schädels bei beiden Geschlechtern.
Engländern	1425 Gramm	1222 Gramm	1323 Gramm	$93_{,11}$ Kubikzoll
Irländern	1406 „	1261 „	1334 „	$91_{,55}$ „
Franzosen	1338 „	1206 „	1272 „	$80_{,14}$ „
Italienern	1367 „	1206 „	1286 „	$93_{,13}$ „
Lappländern	1350 „	1264 „	1308 „	$90_{,15}$ „
Schweden	1392 „	1253 „	1322 „	94 „
Holländern	1404 „	1189 „	1296 „	$92_{,18}$ „
Deutschen	1499 „	1160 „	1329 „	$98_{,5}$ „
Zigeunern	1245 „	1224 „	1234 „	$85_{,11}$ „

Von den hier betrachteten Völkern stehen in Bezug auf das Gesammtgewicht des Gehirnes die Zigeuner ihren Frauen am nächsten, während die Holländer und Deutschen am meisten von ihren Frauen sich entfernen. Die Engländer stehen ihren Schönen schon etwas näher, die Italiener, Schweden und Lappländer noch näher, und die Franzosen sehr nahe.

Die Zigeunerinnen bekunden ein grösseres mittleres Gehirngewicht, als die Frauen der Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und Deutschen, stehen aber hinter den Irländerinnen, Lappländerinnen und Schwedinnen. Das Weib des Zigeuners hält an Geisteskraft dem Manne so ziemlich die Wage, und die Französin ist im eigentlichsten Sinne eine geistige Gefährtin ihres Gatten; der Deutsche aber, so gut wie der Holländer, ist seiner Frau beträchtlich überlegen, und es wäre Frauenemancipation bei den Zigeunern weit leichter möglich, als bei den Deutschen und Holländern. Wenn also die deutschen und nie-

derländischen Weiber nach Emancipation dürsten, wie der Hirsch nach frischem Wasser, so ist dies nur ein falscher Durst, eine Verirrung: es wird Bier*) gemeint und anstatt dessen im Taumel einer Dampfmaschinen- und Telegraphenzeit Emancipation gefordert. Also noch einmal: bei den Zigeunerinnen wäre Emancipation am wenigsten unmöglich, wenn sie überhaupt möglich wäre.

§. 38.

Auch die einzelnen Theile des Gehirns sind bei den beiden Geschlechtern von verschiedener Schwere. Es hat Theodor Meynert[36]) bei seinen vielen Gehirnwägungen sehr interessante Ergebnisse erzielt; so fand dieser Forscher unter Anderem Folgendes: „Der absolute Geschlechtsunterschied drückt sich in allen drei Theilen des Gesammtgehirnes aus (im Gehirnmantel, im Kleingehirn und im Stammgehirn). Der Mann besass vor dem Greisenalter proportional am meisten Stammgehirn, und wahrscheinlich proportional weniger Gehirnmantel, als das Weib. Im Alter nahm der weibliche Gehirnmantel proportional rascher, als der männliche Gehirnmantel, ab. Von den Theilen des Gehirnmantels besass der Mann in der aufsteigenden Gewichtsskale proportional mehr Scheitelgehirn; das Weib nicht in demselben Maasse proportional mehr Stirngehirn. Die Geschlechtsunterschiede sprachen sich in den Proportionen des Gehirnmantels schärfer, als in den Proportionen des Gesammtgehirnes aus. Bezüglich der Altersunterschiede scheint das Scheitelgehirn seine proportionale Höhe schon im ersten Jahrzehnt des Lebens, das Stirngehirn sie längstens im dritten Jahrzehnt erreicht zu haben, da die absoluten Gewichte des Stirngehirns und des Scheitelgehirns in beiden Geschlechtern vom dritten Jahrzehnt an sinken. Das Zwischenscheitelschläfehirn**) erreicht sein höchstes absolutes und relatives Gewicht erst im Jahrzehnt des höchsten Gesammtgewichtes, zugleich mit dem Kleingehirne. Das weibliche

*) beziehungsweise Genever,

**) Nestroy, ein berühmter Possenreisser in Wien, erfand den Stadtnamen Krummnussbaumbirnbeutelmarkt.

Stirngehirn scheint im Rückbildungsalter der Involution des männlichen Stirngehirnes voranzueilen".

In Betreff des Gewichtes des ganzen Gehirns fand Meynert, dass bei Männern und Frauen dasselbe in dem Verhältnisse von 100 zu $90_{,32}$ stehe, und dass das Gehirn des Mannes im vierten, das des Weibes im fünften Jahrzehnte des Lebens das höchste Gewicht erreiche. —

Die Abweichungen, welche im Baue des Schädels bei den zwei Geschlechtern vorkommen, weisen auf Verschiedenheiten in der Ausdehnung der einzelnen Gehirntheile hin. Jede Vermehrung oder Verminderung des Volums drückt durch Zunahme oder Abnahme des Gewichtes sich aus, und so kommt es denn, dass die einzelnen Theile des Gehirns bei dem Manne ein anderes Gewicht zeigen, als bei der Frau.

Es sind die Verrichtungen der Gehirnorgane von deren Form auch und von deren Gewicht abhängig. Wenn also Form und Gewicht bei beiden Geschlechtern verschieden sind, so müssen auch die Verrichtungen nach In- und Extensität bei beiden Geschlechtern verschieden sein. Dass dem so ist, beweist die tägliche Erfahrung hinlänglich.

§. 39.

Durch die Untersuchungen, welche Paul Broca [37]) über das Gewicht des Gehirnes bei Männern und Frauen anstellte, wurde dargethan, dass zu den verschiedenen Zeiten des Lebens verschiedene Proportionen der Schwere des Gehirns bei den beiden Geschlechtern obwalten. Broca gibt die Resultate in folgender Tabelle:

	Mittleres Gewicht des Gehirns		im hunderttheiligen Verhältnisse	
	bei Frauen	bei Männern	bei Frauen	bei Männern
zwischen dem 20. u. 30. Lebensjahre	1249	$1341_{,53}$ Gr.,	100	$107_{,4}$
" " 30. " 40. "	1262	$1410_{,36}$ "	100	$111_{,7}$
" " 40. " 50. "	1261	$1391_{,41}$ "	100	$110_{,3}$
" " 50. " 60. "	$1236_{,13}$	$1341_{,19}$ "	100	$108_{,58}$
über dem 60. Lebensjahre	$1203_{,43}$	$1326_{,21}$ "	100	$110_{,20}$

Hiernach ist das Gewicht des ganzen Gehirns bei beiden Geschlechtern zwischen dem dreissigsten und vierzigsten

Lebensjahre am beträchtlichsten, und zu allen Zeiten bei der Frau geringer, als beim Manne, der in den Jahren der grössten Thätigkeit das Weib an Gehirngewicht am meisten übertrifft.

Mit dem Bisherigen ist durchaus nicht gesagt, dass es nicht auch einzelne Frauen mit grossem, schwerem Gehirne und sehr bedeutender Geistesthätigkeit geben könne. Solche Wesen exsistirten zu allen Zeiten. Aber es ist grundfalsch, von diesen Ausnahmen, ja äusserst seltenen Ausnahmen, auf das ganze Geschlecht zu schliessen und damit die Emancipation der Frauen begründen zu wollen. Hypatia in Alexandrien, von der Christian Friedrich Harless[38]) sagt, sie sei „eine so ausgezeichnet würdige Erscheinung auf dem Schauplatze weiblicher Geistes- und Seelengrösse, und Alles, was wir über sie aus den Nachrichten zeitverwandter griechisch-byzantinischer Schriftsteller wissen, lässt uns von ihren Forschungen in einzelnen Theilen der angewandten Naturlehre, besonders in der Himmelskunde, so Vorzügliches für jene Zeit vermuthen, dass der Untergang ihrer eigenen Schriften als ein grosser Verlust erscheinen muss“..., — Hypatia, sage ich, ist ein wahres Wunder, eine Ausnahme der Ausnahmen, und durchaus nicht danach angethan, als specifische Repräsentantin ihres Geschlechts gelten zu können; sie, eine Schönheit sonder Gleichen, soll mit ihrem Manne in keuscher Ehe gelebt haben: solche Organisationen erinnern mehr an Geschlechtslosigkeit, als an ausgeprägtes Geschlecht.

§. 40.

Thomas Laycock[39]) zeigt, dass das Nervensystem der Frau von dem des Mannes in verschiedener Beziehung gründlich abweiche, und dass, weil in den Gehirnorganen solche Differenzen obwalten, auch die gesellschaftlichen Aufgaben und Pflichten des Weibes andere sein müssen. „Sie ist“, sagt Laycock von der Frau, „nicht dazu erlesen, in abstracten Speculationen, welche die Geisteskraft herausfordern, sich zu ergehen; auch sind bei ihr, im Vergleiche zu dem Manne, diese

Kräfte nicht so hoch entwickelt. Andererseits erfordern ihre beziehungsweisen Obliegenheiten eine sehr vollkommene Entwickelung der Fähigkeit, zu bestimmen und zu entscheiden; hier ist sie fein in der Auffassung und, wenn ihr Urtheil nicht betroffen ist von ihren Gefühlen, schätzt sie den Charakter und die Beweggründe Anderer leichter, als der Mann".

Es stimmt dies vollständig mit dem oben über die Maasse des Schädels und die Maass- wie Gewichtsverhältnisse des Gehirnes Entwickelten überein. Die Frau muss nothwendig Alles aus anderen Gesichtspunkten auffassen und kann so Manches gar nicht begreifen, was dem Manne begreiflich ist oder wird; denn nicht allein bietet ihr Gehirn die früher angedeuteten Verschiedenheiten, sondern die Thätigkeit ihrer Geschlechtswerkzeuge, gegen welche die Geschlechtsthätigkeit des Mannes gar nicht in Vergleich gestellt werden kann, beeinflusst ununterbrochen, wenn auch nur mittelbar, das Gehirn und lässt jene Organe dieses Eingeweides, welche zu Vollführung abstracter Speculationen gehören, nicht den erforderlichen Grad der Entwickelung erlangen. Um so mehr müssen jene Gehirnorgane sich entfalten, welche mit dem Fortpflanzungsleben mehr in Beziehung stehen, oder davon nicht hemmend beeinflusst werden.

Der Hals.

§. 41.

Betrachtet man den Hals bei Frauen und vergleicht den Bau desselben mit dem Baue des männlichen Halses, so zeigen gleich auf den ersten Blick sich bedeutende Verschiedenheiten. Der weibliche Hals ist mehr gerundet, ohne hervorspringenden Kehlkopf, verhältnissmässig schlanker, aber von etwas grösserem Durchmesser.

Nach den Messungen, welche A. Quetelet[40]) vornahm, stellen die Grössenverhältnisse des Halses bei den beiden Geschlechtern zwischen dem Anfange des Daseins und dem dreissigsten Lebensjahre also sich heraus:

	Höhe des Halses *) Männer	Frauen		Durchmesser **) Männer	Frauen		Umfang des Halses Männer	Frauen	
bei der Geburt . . .	29	28	. .	46	45	. .	148	147	Mill.
im ersten Lebensjahre	23	22	. .	69	68	. .	218	215	„
„ zweiten „	14	14	. .	69	68	. .	223	217	„
„ vierten „	14	14	. .	69	69	. .	227	220	„
„ sechsten „	19	19	. .	72	72	. .	233	224	„
„ siebenten „	21	21	. .	73	75	. .	237	227	„
„ zehnten „	32	30	. .	80	84	. .	251	237	„
„ dreizehnten „	44	38	. .	87	95	. .	270	256	„
„ sechszehnten „	55	49	. .	95	106	. .	294	284	„
„ zwanzigsten „	58	50	. .	108	116	. .	336	303	„
„ dreissigsten „	60	50	. .	120	121	. .	342	307	„

Demnach ist bei dem männlichen Geschlechte der Umfang des Halses stets grösser, als bei dem weiblichen; dagegen erweist der Durchmesser des Frauenhalses schon von dem siebenten Lebensjahre an sich länger, als der des Männerhalses, während die Höhe des Halses vom zehnten Lebensjahre an bei den Frauen geringer ist.

Diese verschiedenen Maassverhältnisse, welche hier für den Durchschnitt beider Geschlechter gelten, geben dem Halse der Frauen und der Männer ein ganz verschiedenes Gepräge, und veranlassen, dass die Organe und Organentheile, welche in der Halsgegend liegen, je nach dem Geschlechte von etwas anderer Form und Ausdehnung sind. Hierdurch wird Einfluss geübt auf Athmung, Blutumlauf, Stimme, Sprache, Nerventhätigkeit, Gedanken und Gefühle, — ein Einfluss, der meistens nicht genügend geschätzt wird.

§. 42.

Carl Gustav Carus[41]) macht in Betreff des Halses der Frauen unter Anderem folgende Bemerkungen: „In Wahrheit gelten für beide Geschlechter wesentlich dieselben Gesetze, nur mit der Ausnahme, dass, angemessen den physiologischen ursprünglichen Unterschieden, für die Frau ein Hals schon sehr muskulös und stark ist, der für die männliche Individualität noch zart erscheinen kann, und umgekehrt. Namentlich die

*) vom Kinne bis zu den Schlüsselbeinen.

**) von vorne nach hinten.

Einfügung des Nackens in die Schultergegend, und die der Kehlgegend und des Vorderhalses in die Brust, ist bei der im Allgemeinen hier schmäleren und zarteren Region eigentlicher Athmung für dies Geschlecht im hohen Grade bedeutungsvoll. Eine ausserordentliche Schönheit der Linien und Flächen kann sich daher in dieser Gegend entwickeln, und die Verhältnisse, welche dabei sich ergeben, pflegen für Das, was man Anmuth und Holdseligkeit dieses Geschlechtes nennt, im höchsten Grade bestimmend und bezeichnend zu sein". Und weiter thut Carus dar, „dass am Halse die Rückseite, der sogenannte Nacken, mehr für die Art des geistigen, die Vorderseite mehr für die des leiblichen Lebens bedeutungsvoll erscheint".

Je mehr die Frauen mit harten, ihnen nicht zukommenden Arbeiten sich beschäftigen müssen, desto weniger wird in der grössten Zahl der Fälle der Hals specifisch weiblich sich gestalten, desto weniger wird der Nacken jene Form annehmen, die das Kennzeichen der Verfeinerung und Vergeistigung des ganzen Wesens ausmacht.

Soll das Weib naturgemäss und möglichst den Anforderungen der Aesthetik entsprechend sich entwickeln, so darf es den Kreis seiner Thätigkeit nicht verlassen. Ueberall bestraft die Verletzung dieser Norm sich mehr oder weniger hart, und am härtesten dort, wo Elend oder Sklaverei der Frau zumuthen, Lastthier und Maschine zu sein.

Stellen wir die in Bergwerken und Fabriken schwer arbeitenden, mit Hunger und Elend kämpfenden Frauen der unglücklichen Bevölkerungsschichten neben die in Glück, Wohlstand, Verehrung, Bildung, verfeinertem Genusse lebenden Frauen, und betrachten wir deren Hals und Nacken, so glauben wir Hals und Nacken von zwei verschiedenen Menschenrassen zu sehen. Niemand weiss dies genauer, als der Bildhauer, und Niemand sollte es besser wissen, als Der, dessen Herz für Alle das Beste will.

Der Rumpf.

§. 43.

Es ist nicht ganz unrichtig, den Rumpf mit einem abgestumpften Kegel zu vergleichen, und zu sagen, der weibliche Rumpf sei dem auf seiner Basis, der männliche dem auf seiner abgestumpften Spitze stehenden Kegel ähnlich. Bei der Frau fällt, wenn man so sagen soll, der Schwerpunkt in das Becken und bei dem Manne in den Brustkorb; es werden also hier die Organe des Blutumlaufs und der Athmung, dort die innerhalb des Beckens gelegenen, die inneren Zeugungsorgane mehr Gelegenheit zu grösserer Entwickelung haben, und wir werden demgemäss bei dem Manne eine beträchtlichere Circulations- und Respirationsthätigkeit, mehr Muskelleben und mehr organische Wärme finden, als bei der Frau.

Diese Thatsachen nehmen die grösste Bedeutung für sich in Anspruch, entscheiden nicht nur über Nahrung, Bekleidung und Pflege überhaupt, sondern über Art der Thätigkeit, über Lebensberuf und gesellschaftliche Stellung; sie veranlassen eine ziemlich genaue Scheidung der Handthierungen in solche, die für das männliche, und in solche, die für das weibliche Geschlecht passen, und stellen hinter das Wort Frauenemancipation ein riesenhaftes Fragezeichen.

§. 44.

Bei der Frau ist der Brustkorb schon unmittelbar nach der Geburt kleiner, als bei dem Manne. Ritter[42]) fand, dass der Brustumfang der Neugeborenen die halbe Körperlänge derselben im Durchschnitte um $6_{,61}$ Centimeter überwog; bei Knaben machte das Mittel dieses Ueberwiegens $6_{,63}$, bei Mädchen aber nur $6_{,55}$ Centimeter aus.

Karl Friedrich Burdach[43]) hat die Unterschiede, welche zwischen dem weiblichen und männlichen Brustkorbe walten, genau skizzirt; wir gedenken der folgenden seiner Aufstellungen: „Die Rippen [des Weibes] sind dünner, flacher, kürzer; sie gehen von der Wirbelsäule weiter nach hinten, und

wenden sich dann wieder schneller nach vorne, sind also in ihrem hinteren Theile stärker gebogen. Dadurch ragt denn die Wirbelsäule weiter in die Brusthöhle hinein, und die Dornfortsätze stehen am Rücken weniger hervor, liegen vielmehr in einer tieferen, rinnenförmigen Grube. In ihrem weiteren Verlaufe sind die Rippen weniger gekrümmt, mehr spiralförmig gewunden; sie gehen also, indem sie bogenförmig nach vorne treten, zugleich mehr abwärts, so dass der untere Rand des Körpers des Brustbeines in gleicher Höhe mit dem unteren Rande der vierten (beim Manne mit der fünften) Rippe liegt. Das Brustbein ist kürzer; sein unteres Ende liegt in der Höhe des siebenten (beim Manne in der des elften) Rückenwirbels; die sechste Rippe setzt sich daher nicht, wie beim Manne, am unteren Ende des Brustbeinkörpers an".

„Das Zwerchfell", bemerkt Burdach weiter, „ist bei dem Weibe kleiner, liegt höher, und setzt sich mit seinem vorderen Zipfel schon am Knorpel der sechsten (beim Manne an der siebenten) Rippe an. Der horizontale Durchmesser der Brusthöhle ist kleiner, da die Rippen kürzer und mehr spiralförmig gewunden sind; besonders ist der Durchmesser in der Mittellinie kürzer, da die Wirbelsäule mehr hereinragt oder dem Brustbeine näher liegt. Während die Brusthöhle hinten stärker gewölbt ist, ist sie dagegen vorne platter. Der Umkreis des Brustkastens liegt in einer Ebene senkrecht über dem Becken; beim Manne ragt er über dieses hervor. Der senkrechte Durchmesser ist beim Weibe ebenfalls kleiner, da das Brustbein kürzer ist und das Zwerchfell höher hinaufsteigt. Die Lungen sind kleiner, sowie auch Nasenhöhle, Luftröhrenkopf und Luftröhre enger sind".

Es muss ohne Weiteres einleuchten, dass alle diese Verhältnisse den grössten Einfluss auf das ganze Leben und Thätigsein ausüben; denn wenn wir bedenken, dass die Organe der Brusthöhle weniger Raum vorfinden, als beim Manne ihnen gegeben ist, dass die Wirbelsäule mehr in die Brusthöhle hineinragt, das Brustbein kürzer, das Zwerchfell kleiner, die Brust nach vorne platter ist, und die Werkzeuge der Athmung beschränkteren Umfangs sind, so zweifeln wir keinen Augenblick

mehr, dass, wegen der minder intensiven Respiration und Circulation, der Stoffwechsel sowie die Thätigkeit der Bewegungsorgane anders sich gestalten müsse, als beim Manne, geringer sein müsse, und dass in Folge alles dessen auch die Organe des Denkens und des Fühlens anders ihre Verrichtungen vollziehen werden. Der Blutdruck im Gehirne ist bei der Frau geringer, als beim Manne; mithin ist auch das Weib ruhiger, weniger disponirt zum Saufen, Raufen, Jagen, Toben und Hausen, und andererseits wieder keiner so tief gehenden Denkthätigkeit fähig.

§. 45.

Es wurde in einem früheren Paragraphe (30) auf die Untersuchungen von Franz Liharžik in Betreff des Wachsthumes des menschlichen Leibes hingewiesen, und dieses Wachsthum durch vergleichende Prüfung von Umfang und Querdurchmesser des Kopfes und der Brust bei beiden Geschlechtern und in der Zeit zwischen der Geburt und dem dreihundertsten Lebensmonate illustrirt. Aus den von Liharžik gefundenen Zahlen ergibt sich, dass die Maasse von Brust und Kopf in der entsprechenden Proportion bei den zwei Geschlechtern stehen. Der Umfang der Brust ist bei der Frau stets um anderthalb Centimeter kleiner, als beim Manne, und dasselbe findet mit dem Umfange des Kopfes statt; der Querdurchmesser der weiblichen Brust wird von jenem der männlichen stets um einen, der Querdurchmesser des weiblichen Kopfes von jenem des männlichen stets um einen halben Centimeter übertroffen.

Es walten also ganz bestimmte Beziehungen zwischen Brust und Kopf, und es kann als sicher und gewiss angenommen werden, dass die Grösse des Kopfes und die Stärke der Thätigkeit der Gehirnorgane zu sehr beträchtlichem Theile von der Grösse der Brust und der dadurch bedingten Ausbildung der Athmungsorgane und des Herzens abhängen. Keineswegs soll aber hiermit gesagt sein, dass Individuen mit grosser Brust und grossem Kopfe durch Weisheit sich auszeichnen, oder durch Klugheit und andere Geisteseigenschaften besonders charakterisirt sind. Nicht mit Unrecht hält Polemon[44]) den grossen Brustkorb für ein Zeichen bedeutender Körperkraft, und die

sehr muskulöse Brust für ein Zeichen von Ungelehrigkeit, auch Furchtsamkeit. Wir sehen also, dass die grosse, die muskulöse Brust, der auch ein grosser, dicker Kopf entspricht, kein Zeichen geistiger wie gemüthlicher Feinheit ist, sondern Eigenschaften andeutet, welche mit dem Begriffe edler Weiblichkeit sehr im Widerspruche stehen.

Bei den schwer arbeitenden Frauen und bei den Mannweibern nähern Kopf und Brust mehr sich den männlichen, und zwar den robusten männlichen Formen. Diese Wesen sind auch ohne Grazie, und nehmen Manieren an, die grob und ungeschlacht genannt werden können; verschiedene Tagelöhnerinnen, Waschfrauen, Fischweiber, und andere mehr von dieser Zunft, erinnern in ihrem ganzen Wesen an den plumpen Theil des männlichen Geschlechtes mit dickem Kopfe und riesenhaftem Brustkorbe, und sind, weil unglückliche missrathene Geschöpfe, unter Umständen gefährlich.

§. 46.

Ein guter Theil weiblicher Schönheit hängt von der Gestalt der Brust und des Busens ab. Jacq. L. Moreau (de la Sarthe)[45]) bemerkt unter Anderem: „Der Busen, welcher das Brustbild schmückt, bietet bei schönen Modellen mehr Zierlichkeit als Ausdehnung“. — Nun aber kommt es immer darauf an, dass der Bau des Brustkorbes das richtige Verhältniss des Busens ermögliche und dass leibliche Pflege, Erziehung, Beschäftigung und Klima begünstigend einwirken. Oft genug ist von Seite des Brukorbes alle und jede Bedingung erfüllt, deren Exsistenz ein normal gestalteter, ein schöner Busen voraussetzt; aber die äusseren Lebensverhältnisse, das Klima, die Beschäftigung und die Erziehung wirken der Herausbildung wirklich normaler, wirklich schöner Formen entgegen.

Wer sollte an einen Zusammenhang zwischen dem weiblichen Busen und der Erziehung glauben? Und doch besteht ein solcher, und man kann bedeutend ihn nennen; vielleicht ist derselbe minder beträchtlich, als jener zwischen Klima, Rasse, Körperpflege einerseits und der Entwickelung der genannten Organe andererseits, doch er ist immerhin beträchtlich genug.

In Familien, wo anstatt der sittlichen Gefühle die Sinnlichkeit cultivirt wird, entsteht bei den Töchtern frühzeitig der Drang zur Begattung. Die Geschlechtswerkzeuge stehen mit den Brüsten in dem genauesten Rapport; wird das Leben in den Zeugungsorganen durch den Einfluss falscher Erziehung intensiv, so schwellen nicht nur die Brüste, sondern der ganze Busen nimmt eine Form an, der man mit Recht den Namen der wollüstigen geben kann, zum Unterschiede von jener keusch zu nennenden Form, welche unter dem Einflusse correcter Erziehung und normaler Lebensbedingungen von selbst sich herausbildet und, bei sonst guten Verhältnissen der Abstammung, zu einem guten Theile weiblicher Schönheit wird.

§. 47.

Je mehr der Mensch von der Natur sich entfernt, je mehr die Frau unter das Joch der Mode und Thorheit sich begibt, je mehr sie ihren natürlichen Verpflichtungen sich entzieht, und andererseits wieder Sklavin und Lastthier wird, desto weniger normal, desto weniger schön gestaltet sich der Busen.

Murat und Patissier[46]) weisen darauf hin, dass der Busen der Frauen von Flandern, Holland, Siam und der Türkey sehr gross ist, und dass die Marseillerinnen und die Mehrzahl der Bewohnerinnen von Languedoc einen kleineren Busen haben, als die Frauen der Normannen, Belgier und Schweizer; die Portugiesinnen wären mit starkem, die Bewohnerinnen von Castilien mit schwachem Busen ausgestattet. Dicke Frauenzimmer mit lymphatischer Constitution nennten gewöhnlich sehr grosse Brüste ihr eigen. Die Brustdrüsen entwickelten sich beträchtlicher bei Frauen, welche in dem Vergnügen der Liebe sehr empfindlich sind, bei jungen Mädchen mit schwarzem Haare, dunklerer Hautfarbe, deren Constitution blühend ist, endlich bei den Weibern, welchen Hallé das uterine Temperament (also sozusagen das Temperament des Geschlechtslebens) zuschreibt.

In heissen Ländern, bemerken Murat und Patissier weiter, seien die Brüste weich, hängend; diese Organe wären im Allgemeinen fester und strammer in nördlichen Gegenden. „Der Busen ist gerundet, fest bei den verständigen Jungfrauen,

welche den einsamen Vergnügungen nicht sich hingeben. Die frühzeitigen Genüsse, der Missbrauch des Beischlafes, Selbstbefleckung, entstellen und zerstören unwiderruflich diese anmuthige Zierde, welche das Weib im Frühlinge des Lebens verschönert. Das Säugen, das Alter und die Krankheiten üben die nämlichen Wirkungen aus". —

Man darf nicht der Meinung sich hingeben, das Klima sei überwiegend die Veranlassung des grösseren oder geringeren Busenumfanges bei den Frauen; es ist nur einer der Factoren, welche hierbei in Wirksamkeit treten. Dass die Frauen Englands, der Schweiz und der Niederlande grösseren Umfang des Busens bekunden, als die Französinnen der mittleren und höheren Volksklassen, kommt nicht allein von Klima und Nahrungsweise, von den Eigenthümlichkeiten der Rasse und den Unterschieden in der Erziehung her, sondern von der Gewohnheit, dass die Frauen der genannten germanischen Stämme nur ausnahmweise ihre Kinder nicht säugen, während jener Theil der Französinnen nur ausnahmsweise seine Kinder säugt.

§. 48.

Weil die Grösse des Busens von zwei Factoren abhängig ist, nämlich von dem Grade der Massenentwickelung der Brustdrüsen und von der Menge des Fettes, so wird dort überall, wo die Fettanhäufung zu Hause ist, auch bei den Frauen ein mächtiger Busen angetroffen werden, der mit den Regeln der Aesthetik nicht immer harmonirt. Um hier die Entwickelung wahrhaft schöner Formen zu sichern, ist zunächst das ganze Leben nach den Grundsätzen vernünftiger Diät einzurichten. Wollüstige Erziehung führt mehr zu stärkerem Wachsthume der Brustdrüsen, allzuviel der Nahrung, und besonders üppiger Nahrung, hat grössere Fettanhäufung oft zur Folge. Regelung der Diät und sittliche Erziehung, allgemeines gesundheitsgemässes Verhalten und normale Muskelthätigkeit: dies sind die dem Menschen zur Verfügung stehenden Mittel für ästhetische und hygieinische Gestaltung des weiblichen Busens.

§. 49.

Unterleib und Becken des Weibes sind von denen des Mannes in ihren Dimensionen verschieden. Die verschiedene Form des Unterleibes wird von den Differenzen des Brustkorbes und des Beckens bestimmt. Das Becken der Frau ist ausgedehnter, als das des Mannes, weil es Gebärmutter, Eierstöcke und was dazu gehört einschliesst. Vermöge seiner grösseren Ausdehnung und seines Verhältnisses zum Brustkorbe, kann man das Becken mit vollster Berechtigung als den Theil des Weibes bezeichnen in welchem der eigentliche Schwerpunkt des Rumpfes liegt. Bei dem Manne liegt dieser Schwerpunkt höher oben; ein Verhälthältniss, welches den grössten Einfluss ausübt auf Gang, Beweglichkeit, Geschicklichkeit, wie ferner auf Gedanken, Gefühle und Handlungen.

§. 50.

„Während“, sagt Franz Liharžik[47]), „die Hüftenbreite des Mannes seiner Schulterbreite stets gleich bleibt, übertrifft die Hüftenbreite des Weibes dessen Schulterbreite um ein Beträchtliches. Die Schulterbreite des neugeborenen Mädchens misst neun Centimeter, seine Hüftenbreite aber elf und ein halb Centimeter. Diese wächst nun in jeder der sechs ersten Epochen*) um ein und eindritttheil Centimeter, und erreicht zu Ende des ersten Abschnittes die Grösse von neunzehn und einhalb Centimeter. In jeder der folgenden zwölf Epochen nimmt sie um ein und siebenvierundzwanzigstel Centimeter zu, weiset daher zu Ende des zweiten Abschnittes fünfunddreissig Centimeter Grösse nach. In jeder der sechs letzten Epochen endlich beträgt ihre Zunahme achtzwölftel Centimeter, und sie**) wird daher zu Ende ihres Wachsthums neununddreissig Centimeter gross“.

In genauer Erläuterung der Grössen- und Wachsthumsverhältnisse des Beckens bei den beiden Geschlechtern setzen wir einige der von Liharžik gefundenen Zahlen hierher; in Centimetern.

*) Wachsthumsepochen.
**) die Hüftenbreite.

Alter:	Männliches Geschlecht.			
	Vom Nabel zur Schoossfuge.	Beckenumfang.	Gerader Beckendurchmesser.	Querer Beckendurchmesser.
Neugeboren	5	35	11	11,50
6 Monate	6,75	45	12,75	15,75
15 „	7,91	51,66	13,01	18,58
36 „	9,30	57,90	15,04	20,90
78 „	10,04	63,72	16,13	22,72
136 „	12,58	69,54	17,22	24,54
190 „	13,66	74,50	18,50	26,33
276 „	15	81,50	20,50	29

Alter:	Weibliches Geschlecht.			
	Vom Nabel zur Schoossfuge.	Beckenumfang.	Gerader Beckendurchmesser.	Querer Beckendurchmesser.
Neugeboren	4,60	34	11	11,70
6 Monate	6,20	43,71	12,75	16,02
15 „	7,28	50,19	13,91	18,91
36 „	8,74	56,45	15,04	21,71
78 „	10,58	61,89	16,12	24,43
136 „	12,42	67,56	17,23	27,17
190 „	13,42	76,64	19,20	29,76
276 „	14,50	92	22,60	33,60

Die Breite der Schultern wird also bei der Frau von der Breite der Hüften übertroffen, und diese Thatsache spricht deutlich dafür, dass das Weib nicht zu Unternehmung jener Arbeiten befähigt ist, die Gleichheit der Hüften- und Schulterbreite und diesem Verhältnisse entsprechende kräftige Muskulatur und starke Knochen voraussetzen.

Wenn wir einen Blick auf die oben angeführten Zahlen werfen, finden wir bei dem weiblichen Geschlechte zu allen Zeiten des Lebens die Entfernung vom Nabel zur Schoossfuge kleiner, als bei dem männlichen Geschlechte; es hängt dies mit der allgemeinen Körpergrösse zusammen. Dagegen zeigt das Becken gleich von der Geburt an die eigenthümlichen Verhältnisse des Geschlechts. Der Umfang des Beckens, sowie der gerade und quere Durchmesser dieses Theiles ist zwar bei dem neugeborenen Knaben grösser, als bei dem neugeborenen Mädchen; dafür aber ist auch der Knabe, wenn er zur Welt kommt, schon grösser, als das Mädchen. Verfolgen wir nun die Maasse des Beckens bei den zwei Geschlechtern in die weiteren Alters-

stufen hinauf, so tritt im hundertundneunzigsten Monate, oder im sechszehnten Lebensjahre, beträchtliches Ueberwiegen aller Dimensionen des Beckens im Weibe über die entsprechenden Maasse des Mannes uns entgegen. Das weibliche Becken erweist absolut und relativ sich grösser, denn das männliche. Mit dem Beginne der Geschlechtsreife macht diese Thatsache energisch sich geltend.

§. 51.

Die Eigenthümlichkeiten des geschlechtsreifen weiblichen Beckens, gegenüber dem männlichen, fasst Litzmann[48]) also zusammen: „Das Kreuzbein ist durch das Uebergewicht seiner Flügel breiter; es ist kürzer, mehr nach vorne geneigt, die untere Hälfte schärfer gegen die obere abgeknickt; sowohl die Seitenbogen des oberen Beckengewölbes, als die Schenkel des unteren Beckenhalbringes sind länger, namentlich die vorderen Stücke der oberen Seitenbogen. Die Seitenwände des kleinen Beckens, sowie die Schambeinsvereinigung, sind niedriger; die Darmbeinschaufeln sind flacher gegen den Horizont geneigt und klaffen mehr nach vorne; die Seitenbogen des oberen Gewölbes sind im vorderen Theile stärker nach Aussen gekrümmt; der ganze Beckeneingang ist mehr in die Quere gespannt,... Das ganze Becken ist niedriger". — Und woher dies Alles? Hierauf antwortet Litzmann: „Die ursprünglichen Bedingungen der Verschiedenheiten in Form und Grösse des Beckens nach der Geburt und bei den beiden Geschlechtern sind, ausser in der ursprünglichen Bildungsrichtung, hauptsächlich in dem Drucke zu finden, welchen die vom Becken umschlossenen Organe bei ihrer zunehmenden Ausdehnung gegen die noch biegsame Hülle üben, sowie besonders in dem Drucke der Rumpflast; dass die hierdurch bedingten Formveränderungen beim Weibe zu einem höheren Grade gedeihen, liegt in der Anlage und in der langsamer vorschreitenden Verknöcherung. Die Verschiedenheiten der weiblichen Becken, selbst innerhalb der Grenzen des Normalen, treten besonders im Eingange im Verhältnisse des geraden Durchmessers zum queren hervor, und sind zum grossen Theile ebenfalls auf Verschiedenheiten in der ursprünglichen

Formanlage zurückzuführen, welche je nach der Wirkung der nach der Geburt in Thätigkeit tretenden Momente mehr verwischt oder auch gesteigert werden können". So weit Litzmann.

Wir ersehen also auch hieraus, dass zwischen dem männlichen und dem weiblichen Becken beträchtliche Unterschiede walten und dass die inneren Geschlechtsorgane es sind, welche zu einem guten Theile die Vergrösserung der Maasse des Beckens beim Weibe veranlassen. Ob der Uebergang der knorpeligen Gebilde in Knochen, die Ossification, in dem Becken des Weibes langsamer sich vollzieht, als in dem des Mannes, lässt nicht mit Genauigkeit sich feststellen; aber es ist gewiss, dass die ganze Entwickelung der inneren weiblichen Zeugungsorgane auf die Einzelnheiten des Verknöcherungsvorganges Einfluss übt.

Echte Weiblichkeit setzt im Grossen und Ganzen ein specifisch weiblich geformtes Becken voraus. Damit nun ein solches sich herausbilde, ist glückliche Constellation seitens der Erziehung, Pflege, Beschäftigung, des Klima und der vielen Verhältnisse, unter denen das Weib lebt, nöthig. Die verzogenen Zierpuppen und fahlen Treibhauspflanzen mit engem Becken gleichen eher missrathenen Kindern, als eigentlichen weiblichen Wesen; das Geschlecht, welchem diese Armseligen das Leben geben, ist ein jämmerliches. Je stärker die Wirkung der Nachtseiten der Gesittung, desto mehr wird wahrer Weiblichkeit an Boden entzogen, desto abnormer wird die weibliche Gestalt.

§. 52.

Wenn bei der kaukasischen Menschenart das Becken der Frau von dem des Mannes schon bedeutend abweicht, so ist dies bei anderen Menschenarten in weit höherem Grade der Fall. G. Vrolik[49]) verdankt man äusserst interessante Forschungen über das Verhältniss des weiblichen und männlichen Beckens bei verschiedenen Menschenarten. Hiernach ist das Becken des Negers von dem der Negerin sehr verschieden und von ganz eigenthümlichen Verhältnissen: „gegen die ungeheuer dicken compacten Knochen an dem Becken eines Negers erscheint das

Becken der Negerin sehr zart und leicht, so dass man beide als nicht zu einer Rasse gehörig halten könnte; aber auch dieses ist wieder dicker, als das der Europäerin, und an der Stelle, wo bei der letzteren die Knochen durchsichtig scheinen, indem die beiden Lamellen unmittelbar einander berühren, sind sie bei jener durch eine Zwischenknochenmasse verbunden. Das Becken des Negers sowohl als das der Negerin nähert sich in seiner Form mehr dem der Thiere, und vorzüglich dem der Affen; es hat eine mehr ovale Form, und alle seine Dimensionen sind kleiner, als beim Europäer und der Europäerin. Diesen kleineren Durchmessern entspricht auch der Kopf des Foetus, daher denn auch die Entbindungen so leicht von Statten gehen".

Bei den Negervölkern ist das Weib Sklavin im wahren Sinne des Wortes, der Mann der Gewaltherrscher; bei den kaukasischen Völkern wird die Frau als Gefährtin des Mannes angesehen. Vergleicht man den Unterschied des weiblichen und männlichen Beckens dort mit dem Unterschiede des weiblichen und männlichen Beckens hier, so findet man denselben dort äusserst bedeutend und hier ganz unverhältnissmässig geringer. Sowie Kaukasier und Kaukasierinnen in der Organisation einander nahe stehen, so sind sie auch in socialer Beziehung nahe. Wo die beiden Geschlechter in der Organisation stark differiren, differiren sie auch stark in dem gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Extremitäten.

§. 53.

Man kann die Extremitäten der Frau von denen des Mannes sofort auf den ersten Blick unterscheiden; denn die Gliedmassen der beiden Geschlechter weichen von einander in allen Beziehungen ab, im Knochenbaue, in der Muskulatur und Hautbedeckung, in der äusseren Form, in der Stellung zu einander und zum Rumpfe. Und diese Abweichungen weisen auch auf Verschiedenheit der Verrichtungen hin, auf Differenz in den Anlagen und Fähigkeiten, und treten als sehr gewichtige Zeugen

gegen jenen Complex von Unsinn auf, welchen man die eigentliche Frauenemancipation nennt.

Der allgemeine Charakter der weiblichen Gliedmassen ist Zierlichkeit, Weichheit, Schnellbeweglichkeit; jener der männlichen Kräftigkeit, Härte, Schwere. Knochen, Muskeln und Haut sind beim Manne stärker, das Fett ist weit spärlicher, die Formen und Umrisse sind compacter und eckiger, als bei der Frau. Der Mann ist muskelkräftiger, als die Frau. Nach den Untersuchungen von A. Quetelet[50]) steht die von den beiden Geschlechtern mit beiden Händen ausgeübte Kraft in folgenden Proportionen:

im Alter von		bei dem Manne		bei der Frau	
im Alter von	8 Jahren	bei dem Manne	17 Kilogr.,	bei der Frau	11,8 Kilogr.
" " "	9 "	" " "	20 "	" " "	15,5 "
" " "	10 "	" " "	26 "	" " "	16,2 "
" " "	11 "	" " "	29,2 "	" " "	19,5 "
" " "	12 "	" " "	33,6 "	" " "	23,0 "
" " "	13 "	" " "	39,8 "	" " "	26,7 "
" " "	14 "	" " "	47,9 "	" " "	33,4 "
" " "	15 "	" " "	57,1 "	" " "	35,6 "
" " "	16 "	" " "	63,9 "	" " "	37,7 "
" " "	17 "	" " "	71 "	" " "	40,9 "
" " "	18 "	" " "	79,2 "	" " "	43,6 "
" " "	19 "	" " "	79,4 "	" " "	44,9 "
" " "	20 "	" " "	84,5 "	" " "	45,2 "
" " "	21 "	" " "	86,4 "	" " "	47 "
" " "	25 "	" " "	88,7 "	" " "	50 "
" " "	50 "	" " "	74 "	" " "	47 "

Es übertrifft also schon der Knabe das Mädchen an Körperkraft, und noch mehr wird in der Mitte des Lebens die Frau von dem Manne an Kraft übertroffen. Dass diese Thatsache nicht zu Gunsten der in einigen Ländern herrschenden Gewohnheit, Frauen als Eisenbahnwächter anzustellen, spricht, dürfte selbstverständlich sein.

§. 54.

Betrachten wir nun die oberen Extremitäten und beginnen wir mit dem Ober- und dem Vorderarme. In welchem Verhältnisse stehen diese zwei Theile des Armes zu einander bei bei-

den Geschlechtern? Nach den von Liharžik angestellten Messungen beträgt die Länge

		bei dem männlichen Geschlechte			
des Oberarmes	nach der Geburt	9,	im 24. Lebensjahre	32,40	Centim.
des Vorderarmes	„ „ „	7	„ „ „	25,20	„
der Hand	„ „ „	6	„ „ „	21,60	„

		bei dem weiblichen Geschlechte			
des Oberarmes	nach der Geburt	8,807,	im 24. Lebensjahre	31,80	Centim.
des Vorderarmes	„ „ „	6,186	„ „ „	24,170	„
der Hand	„ „ „	5,188	„ „ „	21,317	„

Die beträchtlichere Kürze des Ober- und Vorderarmes der Frau gegen den Ober- und Vorderarm des Mannes scheint in dem richtigen Verhältnisse zu der geringeren Körperlänge des Weibes zu stehen.

Der Vorderarm der Frau hat, ganz abgesehen von den Dimensionen, einen anderen Charakter, als der des Mannes. „Der wahre motorische Vorderarm“, sagt Carl Gustav Carus[51]), „ist der des vollkräftigen Mannes, der wahre sensible der der vollwüchsigen schönen Frau. Der besondere Liebreiz, der in der letzteren Form an sich schon liegen kann, dieser Liebreiz, den das weibliche Geschlecht so oft mit feiner Coquetterie*) benutzt, und wozu es die Schönheit dieses Armtheils selbst durch Anlegen von Schmuck und Spitzenhüllen zu erhöhen weiss, er spricht deutlich genug aus, wie mächtig diese Bildung auf fremdes Gefühl wirkt, und wie empfindend sie selbst auch wohl in eigener Gesichtssphäre sei“.

Bei naturgemässer und feiner Erziehung unter normalen Lebensbedingungen wird der Arm des Weibes immer mehr der wahren sensiblen Form sich nähern, denn der ganze Organismus wird alsdann in der Richtung der Feinheit und Schönheit sich gestalten. Durch derartige Erziehung unter gesunden Lebensverhältnissen veredelt sich auch ein vorher grober und hässlicher Menschenschlag, und aus den ehedem plumpen Formen werden zierliche, ja auch schöne. Je heiterer der Himmel, der hierbei mitwirkt, desto sicherer der Erfolg.

*) Gefallsucht ist das deutsche Wort für diesen Begriff.

§. 55.

Die Hand der echt weiblichen, feinen, wohlgestalteten Frau bekundet durchaus kleinere Maasse, andere Form der Fingerspitzen, andere Form des Rückens und der Hohlseite, als die Hand des Mannes; sie vollbringt andere Arbeiten, als die männliche Hand; sie gehorcht anderen Willens- und Gefühlsimpulsen; sie hilft dem Weibe dessen sociale Stellung anweisen.

Kann man von der Hand der Frau auf deren Charaktereigenschaften schliessen? Unter Berücksichtigung anderer Merkmale physiognomischer Art ist dies möglich, ja häufig für den geeigneten Sachkenner etwas sehr Sicheres. Im Allgemeinen aber möge auch der wohl Erfahrene sich hüten, aus der Hand einer Frau allein über deren physische und moralische Qualitäten abzuurtheilen.

Es ist die Grösse sowie die Form der Hand hauptsächlich von drei Verhältnissen abhängig, nämlich von der Erblichkeit, von der Beschäftigungsweise und von der Pflege. In manchen Familien sind grosse, in manchen kleine, in anderen schmale, in noch anderen breite Hände erblich. Wenn Familien durch eine Reihe von Generationen ein und dasselbe Handwerk trieben, drückt dies auch in den Händen der weiblichen Familienglieder sich aus, und alle Pflege ist nicht im Stande, den Grundcharakter zu verwischen.

In den höheren Klassen der gesitteten Nationen nehmen die Hände der Frauen immer mehr Zierlichkeit und Feinheit an. Begegnet man in diesen Schichten grob-organisirten, schweren Frauenhänden, die an das Männliche erinnern, so darf man die Trägerinnen solcher Greifwerkzeuge wegen unzarten, groben, plebejischen Charakters im Verdachte halten und glauben, dass solche Weiber lieber die Handthierungen von Waschfrauen, Küchenmägden und Viehbeflissenen verrichten, als den freien Künsten obliegen wollten.

Wenn umgekehrt bei Frauen in den unteren Volksschichten feine, zierliche, ätherische Hände uns begegnen, können wir entschieden annehmen, dass deren Besitzerinnen zu knechtlichen Arbeiten nicht sich hingezogen fühlen, auch bei solchen Be-

schäftigungen entweder nicht ausdauern oder nichts leisten. Nicht selten, oder sagen wir lieber: sehr häufig, ist man berechtigt, auszusprechen, dass weibliche Wesen mit aristokratischen Händen in den unteren Volksschichten nicht nur nicht an ihrem Platze sind, sondern geradezu unglücklich werden und ein verfehltes Dasein führen. Diese armen zarten Wesen sollte die Humanität den unnatürlichen Verhältnissen entrücken und dorthin versetzen, wohin sie vermöge ihrer Organisation gehören.

§. 56.

Michel de Montaigne[52]) spricht Folgendes aus: „Was thun wir nicht Alles mit den Händen? Wir ersuchen, versprechen, rufen, beurlauben, drohen, bitten, flehen, verneinen, versagen, fragen, bewundern, zählen, bekennen, bereuen, fürchten, schämen, zweifeln, unterweisen, befehlen, reizen, ermuntern, schwören, bezeugen, beschuldigen, verdammen, sprechen los, schimpfen, verachten, trotzen, zürnen, schmeicheln, loben, segnen, demüthigen, spotten, versöhnen, empfehlen, erhöhen, empfangen, erfreuen, beklagen, betrüben, verzweifeln, erstaunen, rufen aus, schweigen". —

Diese verschiedenen Handthierungen vertheilen sich nicht gleichmässig auf die beiden Geschlechter, sondern werden von dem beweglichen und mehr fühlenden Weibe viel häufiger vorgenommen, als von dem etwas mehr schwerfälligen und denkenden Manne. Welche dieser Handbewegungen von der Frau öfter gemacht wird, kommt ganz auf Temperament, äussere Verhältnisse, Erziehung u. dgl. m. an. Hochgebildete, fein erzogene, gesundheitsgemäss entwickelte Frauen ruhigen Temperaments, welche in angemessenen äusseren Verhältnissen leben, handthieren sehr wenig und, wo sie dies thun, mit Grazie, mit Charakter. Je gemeiner das Weib, desto plebejischer die Handbewegungen. Mit der Zunahme der Leidenschaften nimmt die Sprache der Hände an Heftigkeit zu; daher sehen wir bei allen Frauen mit viel Feuer, aber wenig Selbstbeherrschung und wenig Vernunft, ein sehr intensives Geberdenspiel, zumal Händebewegen.

Dass die Frau mehr handthiert, als der Mann, liegt nicht

allein in der Verfassung ihres Nervensystems, sondern auch in der Organisation ihrer Hand. Alles an dieser Hand ist leicht beweglich; das Weib ist äusserst fingerfertig, gelenkig; die Frauenhand ist so zu sagen sehr nervös constituirt. Die Frau drückt mit ihren Handbewegungen weit mehr (multa) aus, als der Mann; aber diese Ausdrücke gelten mehr Objecten der Gefühls-, als der Gedankenwelt. Zwar kann man auch von dem Manne behaupten, derselbe bekunde durch Handbewegungen mehr Gefühle, als Gedanken; denn der Mensch des Durchschnittes wird vorwiegend von Gefühlen beherrscht; — aber die Handthierungen des Mannes haben immerhin etwas mehr intellectuelle Veranlassungen, weil die ganze Thätigkeit mehr Intelligenz beansprucht, als bei der Frau dies der Fall ist.

Bei dem weiblichen Geschlechte sind auch die Schriftzüge ganz anders, als bei dem männlichen; Adolph Henze[53]) hat dies ausgezeichnet illustrirt.

§. 57.

Die unteren Gliedmassen der Frauen nehmen wegen der Form des Beckens eine andere gegenseitige Stellung ein, als die des Mannes. Abgesehen hiervon, sind auch die Dimensionen der weiblichen unteren Gliedmassen von denen der männlichen abweichend.

A. Quetelet[54]), welcher die Maasse der einzelnen Theile der unteren Gliedmassen in den verschiedenen Jahren des Alters und bei beiden Geschlechtern genau erforschte, bemerkt über die Entwickelung der Extremitäten unter Anderem: „Derjenige, welcher ununterbrochen und beharrlich schwierige und mühselige Arbeiten verrichten muss, um in ehrenhafter Weise sein Leben zu fristen, wird schliesslich in Folge dieser Thätigkeiten Gewohnheiten annehmen, welche seine Constitution verändern. Vielleicht werden seine Arme zu einem beträchtlichen Grade von Ausbildung gelangen, zu herkulischer Kraft, während seine Schenkel in dem entgegengesetzten Zustande sich befinden; wenn ihr dem Schmiede den Boten oder den Tänzer gegenüber stellet, werdet ihr von jeder Seite her ganz verschiedene Eindrücke bekommen. Die Schenkel der beiden letzteren

sind die arbeitenden Glieder, während die Arme nur dazu dienen, dem Körper das Gleichgewicht zu geben. In Folge der Bewegungen, welche er fordert, wird jeder Zustand ein Ueberwiegen dieser oder jener Glieder und eine gewisse Passivität der anderen veranlassen: diese Störung des Gleichgewichts verhindert die regelmässige Entwickelung der schönsten Formen".

Es haben diese Worte auch ganz speciell für das weibliche Geschlecht Geltung; denn wir wissen, dass nur bei solchen Frauen, welche von schweren, peinlichen, einseitigen Arbeiten und Elend frei sind, gut gepflegt und erzogen werden, die unteren Extremitäten die volle harmonische Ausbildung bekunden. Viele Frauen, deren Verhältnisse so gestellt sind, dass harte Arbeit die Grundlage des materiellen Daseins ausmachen muss, werden je nach der Art dieser Thätigkeit entweder wenig ausgebildete, oder allzu starke Untergliedmassen bekunden; das normale und ästhetische Verhältniss der Beine zu den anderen Theilen des Körpers wird hier nicht anzutreffen sein.

§. 58.

Kleine Füsse werden in Europa und China bei den Frauen als Zeichen von Schönheit betrachtet. Der Europäer jedoch hält nur den normalen Fuss für schön, während der Chinese sein ästhetisches Gefühl dem gewaltsam in seiner Entwickelung zurückgehaltenen, durch Zusammenpressung von Kindheit an verkleinerten Frauenfusse widmet.

Wenn bei einer ätherischen Frauengestalt kleine Füsse angetroffen werden, so ist dies das normale Verhältniss, und man kann annehmen, dass auch in dem Charakter des Weibes, sei dieser nun engelsgleich oder teufelähnlich, eine gewisse Gleichmässigkeit zu Tage treten werde. Hat aber eine ätherische Frauengestalt grosse, schwerfällige Füsse, so deutet dies auf einen eigenthümlich gemischten Charakter hin, und bestimmt uns, einem solchen Wesen gegenüber besonders vorsichtig zu sein.

Je grösser der Fuss des Weibes, desto mehr waltet Aehnlichkeit mit dem Naturell des Mannes; umgekehrt haben Männer mit allzu kleinen Füssen mancherlei mit Frauen gemein.

Wären in Europa die engen Schuhe nicht so sehr beliebt,

so zeigte bei beiden Geschlechtern der Fuss mehr normale Entwickelung, und der leider alltäglich vorkommende Fall unschöner, halb verkrüppelter Füsse bei hervorragend schönen, bei schönen und hübschen Frauen, gehörte alsdann zu den seltenen Ausnahmen. Wohl möglich, dass bei dem Tragen von Schuhen, die den Fuss nicht belästigen und demselben gegenüber wie Sandalen sich verhalten, die Füsse weniger klein blieben; allein der Längenunterschied kann kaum einen halben Centimeter betragen, wogegen der Unterschied in Schönheit und normaler Entwickelung ein äusserst beträchtlicher wäre. Man braucht zur Bestätigung dieses Ausspruches nur den Fuss der europäischen mit dem der orientalischen Frauen zu vergleichen.

§. 59.

Monfalcon [55]) macht über die Frage der Schönheit des Fusses einige Bemerkungen, deren an diesem Orte gedacht werden muss; so sagt er unter Anderem: „Man hat bei den Frauen an den Begriff der Kleinheit des Fusses den Begriff der Schönheit geknüpft, aber durchaus nicht mit Recht; denn ein sehr kleiner Fuss ist wenig geeignet, das Gewicht des Körpers während des Stehens zu ertragen, noch auch während des Marschirens und Laufens, wogegen der breite Fuss in hohem Grade diese Fähigkeit besitzt; aber die Frauen, wie sie von Vorurtheil erfüllt sind, ersehnen nur einen kleinen Fuss; und wenn die Natur dieser conventionellen Annehmlichkeit sie beraubte, suchen sie dieselbe zu erobern, indem sie die Füsse in enge Schuhe pressen“.

Die Schönheitsbegriffe der sogenannten gesitteten Völker, bei denen Zeit Geld und bei denen Unnatur vorzüglich, Natur — weil nicht verstanden — abscheulich ist, verächtlich und plebejisch, die Schönheitsbegriffe dieser Völker sind sehr armselig, verkehrt, unentwickelt oder in falscher Richtung ausgebildet; darum bewundern sie unnatürlich kleine Füsse mit — verkrüppelten, hühneraugenbedeckten Zehen, und sind Lobredner von Kleiderformen, in denen zumal die Frau wie eine umgestülpte Biertonne aussieht, deren oberster Theil mit Vogelnestern

und Stachelschweinskielen verziert wurde, oder wie eine Ameise mit dickem Unterleibe und verschobenem Kopfe. Wie bei den alten Griechen Alles nach wirklicher Schönheit strebte, so strebt bei den gegenwärtigen Culturvölkern Alles nach Verzerrung und Entfernung von der Natur.

§. 60.

„Schön sein", sagt F. A. v. Hartsen[56]), „bedeutet: fähig sein, unter bekannten Umständen in einem gegebenen Wesen Bewunderung zu erregen". — Also gehört zu Schönheit zweierlei: der Gegenstand und der Beurtheiler. Ist dieser letztere selbst im höchsten Grade in harmonisch entwickelter psychischer Gesammtverfassung, also wirklich competent, so wird er einen correcten Schönheitsbegriff sich bilden, und es wird ein solcher auch leicht allgemein werden.

Ist dagegen der Beurtheiler selbst mehr oder weniger weit davon entfernt, eine harmonisch entwickelte psychische Gesammtverfassung sein eigen zu nennen, so stellt er Schönheitsbegriffe auf, die von der Natur sich entfernen und der Carricatur sich nähern. Dass die praktische Aesthetik der Gegenwärtigen noch nicht die Höhe jener der alten Griechen erreicht hat, ja davon noch sehr weit entfernt ist, verschuldet der Umstand, dass die Zeitgenossen, im Grossen und Ganzen betrachtet, erst anfangen, aus dem Sumpfe der Halbbarbarei sich zu erheben und während dieser Procedur durch ein wahres Allzuviel von Entdeckungen und Erfindungen, durch die kannibalische Balgerei um Besitz und andere Nebensächlichkeiten, sehr aufgeregt und zu intellectuellen und moralischen Verdauungsstörungen veranlasst werden.

Hutcheson[57]) zeigt, dass alle Schönheit relativ sei in dem Gefühle der Beurtheilenden. — Je mehr aber dieses Gefühl der Natur gemäss sich entwickelt, desto fester wird der Begriff der Schönheit sich gestalten, und desto mehr werden die Civilisirten davon abkommen, einen allzu kleinen Fuss mit verkrüppelten Zehen und Hühneraugen schön zu nennen.

Von den Athemzügen und Pulsschlägen.

§. 61.

Jeder einiger Maassen aufmerksame Beobachter kommt bald zu der Einsicht, dass Athem und Puls bei den Frauen von anderer Schnelligkeit und Beschaffenheit sind, als bei den Männern. Der Grund dieser Erscheinung bleibt keinen Augenblick verborgen, wenn man an die Verschiedenheit der Körpergrösse und der grossen Körperhöhlen denkt, an das Verhältniss der Eingeweide bei beiden Geschlechtern, und an die grössere Nervosität bei den Frauen. Weil nun alle die Momente, welche auf Puls und Athmung Einfluss nehmen, bei beiden Geschlechtern differiren, so müssen Respiration und Circulation auch differiren.

A. Quetelet[58]) kam bei seinen Untersuchungen über die Zahl der Pulsschläge und Athemzüge in der Minute zu folgenden Resultaten:

	Männliches Geschlecht.		Weibliches Geschlecht.	
	Pulsschläge.	Athemzüge.	Pulsschläge.	Athemzüge.
Nach der Geburt	136	44	135	44
Zwischen dem 15. und 20. Jahre	$69_{,5}$	20	78	19
„ „ 20. „ 25. „	$69_{,7}$	$18_{,7}$	77	17
„ „ 25 „ 30. „	71	16	72	17
„ „ 30. „ 50. „	70	$18_{,1}$	$74_{,5}$	19

Bei dem weiblichen Geschlechte ist demnach mit Beginn des Jungfrauenalters schon die Anzahl der Pulsschläge in der Minute grösser, als bei dem männlichen Geschlechte; nur unmittelbar nach der Geburt erweiset sich der Pulsschlag des Knaben häufiger, als der des Mädchens. Die Athemzüge, nach der Geburt bei beiden Geschlechtern an Zahl gleich, sind während verschiedener Zeiträume des Lebens verschieden zahlreich, bald bei den Männern häufiger, bald bei den Frauen; in der Jugend athmen die Männer öfters in der Minute, während der reifen Perioden aber die Frauen.

§. 62.

Welchen Einfluss üben die angeführten Erscheinungen auf das moralische und sociale Leben aus? Ein Mensch, dessen

Pulse rascher gehen, ist im Allgemeinen rascher in seinen Gedanken und Handlungen, beweglicher in seinen Gefühlen, in seinem Temperamente; er eignet demgemäss sich zu anderen Professionen, als der Zweihänder mit langsam gehendem Pulse, und seine Gedanken, Gefühle und Handlungen bedürfen im Allgemeinen eines kleineren Maasses von Zeit zu ihrer Bildung und Vollziehung. Wenn also bei den Frauen die Pulse rascher gehen, so ist auch in der Gedanken- und Gefühlswelt Alles rascher; denn die Thätigkeit des Gehirnes wird von der Häufigkeit der Pulsschläge beeinflusst.

Je häufiger der Puls, desto mehr Aehnlichkeit mit den heissblütigen Vögeln; je weniger Pulsschläge in der Minute, desto mehr Aehnlichkeit mit den kaltblütigen Reptilien. Damit aber soll keineswegs gesagt sein, dass Frauenzimmer, deren Puls nicht häufig ist, engelsgut sein müssen; die Güte des Herzens und die Zahl der Pulsschläge hängen wohl nur wenig zusammen, und der Puls scheint mehr mit den Entäusserungen Verbindung zu haben, auf die Art der Manifestation unserer Eigenschaften und Fähigkeiten Einfluss zu nehmen.

Welche Rolle die Frau mit vielen und welche Rolle die Frau mit wenigen Pulsschlägen in dem modernen Gesellschaftskreise spielt oder zu spielen berufen ist, hängt von mancherlei Umständen ab. Liebenswürdig können beide sein, geistig gewandt beide, gefühlvoll beide, und auch das Gegentheil von alle dem beide; aber rascher und leichter bleibt immer die mit häufigerem Pulse, nachdenklicher, vielleicht auch fester, die mit weniger häufigem Pulse. Es wird hier natürlich die volle Gesundheit vorausgesetzt.

Von der Anzahl der Selbstmordfälle.

§. 63.

Es liegt weniger an der Organisation des Weibes, dass Frauen seltener als Männer ihres eigenen Daseins Flamme verlöschen; es liegt dies vielmehr daran, dass das schöne Geschlecht weniger häufig den Umständen und Verhältnissen preisgegeben

ist, unter denen die Anlage zum Selbstmorde sich entwickelt. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Aussenbedingungen schon sehr schlimm sein müssen, wenn die Frau den Entschluss fasst, sich selbst zu morden; dass andererseits der Organismus, und insbesondere das Nervensystem, in einem Zustande sich befinden müsse, der von dem normalen ganz beträchtlich abweicht.

Vom Selbstmorde sprechend, bemerkt Adolph Wagner[59]) unter Anderem: „Der Einfluss des Geschlechts ist insoferne höchst constant, als ausnahmelos stets weit mehr Männer, wie Frauen sich selbst morden. Die einzelnen Länder zeigen aber sehr verschiedene Betheiligungsverhältnisse. In den verlässlichen Fällen ist der Selbstmord in Europa drei- bis vierundeinhalbmal so häufig unter Männern, wie unter Frauen. Die Schwankungen in dem Betheiligungsverhältnisse der Geschlechter sind erheblich geringer, wie diejenigen in der absoluten Selbstmordfrequenz verschiedener Länder. Im Allgemeinen morden sich da, wo sich mehr Männer umbringen, auch mehr Frauen, und umgekehrt. Vielleicht steigt sogar die relative Betheiligung der Frauen ebenmässig mit der absoluten Selbstmordfrequenz, das heisst: je mehr Selbstmorde unter einer gegebenen Bevölkerung, um so relativ mehr Frauen unter den Selbstmördern. Sonst scheinen aber die Factoren, welche die allgemeine Frequenz beeinflussen, z. B. die Confession, der Aufenthalt in Stadt und Land, die Frequenz beider Geschlechter ziemlich gleichmässig zu beherrschen. Die Zunahme der Selbstmorde trifft ebenfalls beide Geschlechter im Ganzen gleichmässig, wenn auch in einzelnen Perioden die Vermehrung gelegentlich bald bei dem einen, bald bei dem anderen grösser ist. Aus allen diesen Thatsachen ergibt sich, das der Einfluss des physischen Factors Geschlecht durch denjenigen anderer Einflüsse nicht oft gekreuzt und nicht wesentlich gestört wird, also ganz ausserordentlich mächtig ist“. —

In der europäischen Gesellschaft steht die Frau glücklicher Weise den Stürmen des öffentlichen Lebens ferne; daher findet man hier weit weniger Selbstmord und Wahnsinn bei dem weiblichen Geschlechte, als in Amerika, und daher halten auch Zu-

und Abnahme des Selbstmordes bei beiden Geschlechtern die nämliche gegenseitige Proportion ein.

§. 64.

In Nordamerika walten eigenthümliche Verhältnisse hinsichtlich des weiblichen Geschlechts; die Frau nimmt dort eine ganz andere, eine weit freiere Stellung in der Gesellschaft ein, und darum ist die Zahl der Fälle von Geisteskrankheit und Selbstmord bei dem schönen Geschlechte der Vereinigten Staaten auch verhältnissmässig grösser, als irgendwo. In Europa finden wir nur ein Land, wo Geistesstörung und Selbstmord bei den Frauen relativ häufig vorkommen: es ist Frankreich, dessen Töchter unter allen Bewohnerinnen der alten Welt am meisten dem Einflusse des öffentlichen Lebens ausgesetzt sind.

Schon Johann Ludwig Casper [60]) hat die Vermuthung ausgesprochen, dass dort, wo die Frau eine zu bedeutende Rolle in der Gesellschaft spielt, Wahnsinn und Selbstmord bei Weibern auch häufig vorkommen. „Ich habe“, sagt Casper, „nachgewiesen, wie das häufigere Vorkommen von Geisteszerrüttungen bei Weibern in Frankreich, gegen das häufigere Vorkommen derselben Krankheit bei Männern in England, sich, nebst dem verschiedenen Nationaltemperament, aus der verschiedenen Stellung erklären liesse, die der Mann in England und das Weib in Frankreich in der Gesellschaft einnehmen, und ich bin überzeugt, dass auch der, der Geisteszerrüttung in jeder Beziehung so verwandte Selbstmord sich denselben Verhältnissen fügt. Deshalb ist der Selbstmord bei Weibern bei uns z. B. viel seltener, als in Frankreich, wo, wenn ich nicht irre, bei weitem die häufigsten Weiberselbstmorde vorkommen, weil wohl nirgends das Weib eine so wichtige Rolle spielt, als in Frankreich“.

Forschen wir, inwieweit Casper's Vermuthungen durch die Statistik bewahrheitet wurden.

§. 65.

Nach den Angaben von Balbi [61]) kam im Jahre 1827 ein Fall von Selbstmord auf 20740 Einwohner in Frankreich, 14404 in Preussen, 20900 in Oesterreich, 49182 in Russland, 7797 in

New York, 12500 in Boston, 13656 in Baltimore, 15875 in Philadelphia. — Demnach ist die Zahl der Selbstmorde überhaupt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika weit grösser, als anderswo.

A. Legoyt[62]) weiset nach, dass nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1855 im Staate New York ein geisteskrankes Individuum kam auf 1422 Männer, und eine geisteskranke Person kam auf 1138 Frauen. Männer und Frauen zusammengenommen betrachtet, war von 1264 menschlichen Wesen eines geistesgestört. In Obercanada zählte man ein geisteskrankes Geschöpf unter 961 Männern, und eines unter 823 Frauen. In anderen Theilen Nordamerikas wurde zwar die Anzahl der irrsinnigen Frauen von jener der irrsinnigen Männer übertroffen; allein, es kommt mir vor, als ob dieses Ueberwiegen weit geringer wäre, als in den Staaten der alten Welt.

Frankreich, dasjenige Land Europas, wo die Frauen verhältnissmässig am meisten innerhalb des öffentlichen Lebens stehen, wo am meisten Gelegenheit zu Entwickelung von Activität ihnen geboten ist, Frankreich birgt auch unverhältnissmässig viele irrsinnige Frauenzimmer. So fand A. Legoyt[63]), dass unter den Bewohnern der Irrenhäuser Frankreichs die Zahl der Frauen jene der Männer übertrifft; auf hundert Irrsinnige kamen $52_{,23}$ Frauen und $47_{,77}$ Männer. Legoyt erklärt diese Erscheinung also: „Wenn in den Irrenhäusern die Frauen vorherrschen, so kommt dies theilweis von dem viel kürzeren Aufenthalte der Männer in diesen Anstalten, und anderntheils von der grösseren Sterblichkeit der Männer daselbst“. Auf 1000 an Irrsinn verstorbene Individuen kamen 541 Männer und 459 Frauen.

Wenn auch immerhin die Zahl der in Frankreichs Irrenhäuser aufgenommenen Männer grösser ist, als die der darin aufgenommenen Frauen, so beweisen jene oben mitgetheilten Ziffern, dass das weibliche Geschlecht in Frankreich weit häufiger von Wahnsinn befallen werde, als irgendwo in Europa.

Es gibt also Erdstriche, wo die Zahl der weiblichen Irren entweder absolut oder relativ grösser ist, als die der männlichen, und es gibt Staaten, wo der Selbstmord in einer ganz erschrecklichen Häufigkeit auch von Frauen vollzogen wird. Nach dem

bisher bekannt Gewordenen kann man sagen, dass dort der Selbstmord am häufigsten verübt werde, wo die Zahl der weiblichen Irren am grössten ist. New York dient hierfür als der sicherste Beleg.

§. 66.

Eines der gewichtigsten Momente, welche Amariah Brigham[64]) von den Ursachen des Wahnsinns in Nordamerika hervorhebt, ist die grosse Aufregung des Geistes bei den Frauen und die Rücksichtslosigkeit der Erzieher gegenüber der Beschaffenheit der weiblichen Nerven. „Im Allgemeinen", sagt Brigham, „nimmt man bei der Erziehung der Frauen nicht genügend Bedacht auf die Organisation ihres Geistes; man entwickelt deren geistige Fähigkeiten bis zu dem höchsten Grade, und in Folge dessen alterirt man ihre natürliche Sensibilität, oder steigert diese letztere bis zum Aeussersten. Dieser extremen Empfindlichkeit hält nicht immer Arbeit das Gleichgewicht; denn es gibt so zu sagen kein Land, wo die der wohlhabenden Klasse angehörigen Frauen so wenig den leiblichen Uebungen sich hingeben, als in Nordamerika. Andererseits nehmen die Frauen hier weit inniger Theil an den öffentlichen und Parteisachen als irgendwo, und diese Angelegenheiten sind bei Wesen mit reizbarem Nervensysteme ganz geeignet, heftige Aufregungen zu erzeugen; auch habe ich schon nachgewiesen, dass ähnliche Aufregungen bei Frauen auf deren Kinder die verhängnissvollsten und bedauerlichsten Wirkungen ausüben können".

Woher kommt nun alle die Verkehrtheit und Verzerrung in Bezug auf Lage, Stellung, Thätigkeit und Erziehung des schönen Geschlechtes in Amerika? Dort, jenseits des Oceans, sind Philosophie, Poësie und Kunst abwesend; werden diese zarten Gebilde dorthin verpflanzt, so gehen sie zu Grunde, unverstanden, unbetrauert. Das Geld herrscht in der Neuen Welt; das ungezügelte Rennen nach Reichthümern macht dort den ganzen Inhalt des Lebens aus. Die Stunden der Musse werden der Politik gewidmet, jener Politik, deren ultima ratio der Revolver und das Messer ist. Der Mann balgt also sich in der Oeffentlichkeit um den Dollar und übt sich so beträchtlich in

Kundgebung politischer Leidenschaften, dass nothwendig extreme einseitige Entwickelung, Verzerrung die Folge sein muss.

Da nun Besitz und Leidenschaft das eigentlichste Medium des gewöhnlichen Nordamerikaners sind, so werden die in so aufregender Atmosphäre lebenden Frauen schon vermöge ihres leicht erregbaren Nervensystems und andererseits auf dem Wege der Vererbung aufgerührt, zu dem Lebensgrundsatze „Zeit ist Geld“ von frühester Jugend an geleitet, und zu Beschäftigungen getrieben, die ganz ausserhalb der Sphäre der Weiblichkeit liegen; ihr Geist wird übermässig angestrengt und wendet in seiner Exaltation Dingen sich zu, deren intensiver Betrieb ganz dazu geeignet ist, die Grundfesten des Gehirnes und Nervensystems zu erschüttern. Die verhängnissvolle Emancipation, die ewige leidenschaftliche Aufregung, und das nie ruhende Verlangen nach Erwerbung möglichst vielen Besitzes in möglichst kurzer Zeit: dies führt zu so viel Wahnsinn, so viel Selbstmord bei dem schönen Geschlechte in Nordamerika und insbesondere in New York.

§. 67.

Die Frauen Frankreichs stehen in Bezug auf die Vollführung des Selbstmordes hinter denen Nordamerikas weit zurück. A. Brierre de Boismont[65]) stellt auf Grund eigener und fremder Forschungen unter Anderem zwei Tabellen zusammen, deren eine auf Paris, deren andere auf ganz Frankreich sich bezieht; beide Tafeln zeigen den Einfluss von Geschlecht und Lebensalter auf die Zahl der zwischen zehn und zehn Jahren vollbrachten Selbstmorde.

Zahl der Selbstmorde in Paris.

Altersjahre	Männer.	Frauen.	Zusammen.
Zwischen 10 und 20	166	122	288
„ 20 „ 30	676	343	1019
„ 30 „ 40	681	254	935
„ 40 „ 50	654	241	895
„ 50 „ 60	500	191	691
„ 60 „ 70	310	136	446
„ 70 „ 80	111	51	162
„ 80 „ 90	25	3	28
„ 90 „ 91	2	0	2
Alter unbestimmt	90	39	129
Zusammen:	3215	1380	4595

Zahl der Selbstmorde in Frankreich.

Altersjahre	Männer.	Frauen.	Zusammen.
Bis zum 20. Lebensjahre	905	446	1351
Zwischen 20 und 30	2876	992	3868
„ 30 „ 40	3303	945	4248
„ 40 „ 50	3571	1111	4682
„ 50 „ 60	2903	1026	3929
„ 60 „ 70	2166	779	2945
„ 70 „ 80	1175	370	1545
Ueber 80	247	80	327
Alter unbekannt	761	217	978
Zusammen:	17907	5966	23873

Die Thatsache, dass das Maximum der Selbstmordfälle, beide Geschlechter zusammengenommen, in Paris zwischen das zwanzigste und dreissigste, in ganz Frankreich aber zwischen das vierzigste und funfzigste Lebensjahr fällt, schreibt Brierre de Boismont dem Umstande zu, dass in Paris in jener Altersperiode so häufig Lebensüberdruss vorkomme. —

Es ist aber merkwürdig, dass das weibliche Geschlecht zwischen dem zwanzigsten und dreissigsten Jahre zu Paris die höchsten Selbstmordzahlen für sich in Anspruch nimmt, während das männliche Geschlecht in dieser Beziehung erst zwischen dreissig und vierzig Jahren den Höhepunkt erreicht. In ganz Frankreich fallen die grössten Zahlen des Selbstmordes in die Periode zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Lebensjahre, und zwar für Männer und Frauen.

Der Lebensüberdruss kommt bei den Selbstmördern männlichen Geschlechtes weit mehr in Betrachtung, als bei denen weiblichen Geschlechtes; dagegen dürften bei den Pariser Frauenzimmern zwischen zwanzig und dreissig Jahren einerseits die Angelegenheiten der Liebe, andererseits das Elend die grösste Zahl der Selbstentleibungen veranlassen.

Auf dem Lande kommt der Mensch später zur Reife, und die Ursachen, welche den Selbstmord bewirken, machen demnach erst in späteren Jahren ihren vollen Einfluss geltend; daher fällt die grösste Zahl der von Frauen vollzogenen Selbstentleibungen in die Zeit, wo das Gattungsleben zu Ende ist oder seinen Abschluss erreicht, und es liegt in diesem Momente selbst oft eine sehr gewaltige disponirende Ursache des Selbstmordes.

§. 68.

Trotzdem in Frankreich das Weib so intensiv mit dem öffentlichen Leben in Berührung kommt und in Folge dessen auch häufiger dem Wahnsinn verfällt, als anderswo, ist die Zahl der von Frauen verübten Selbstentleibungen in Frankreich um nicht sehr viel grösser, als in anderen Ländern Europas. Alexander von Oettingen [66]) stellt eine Tafel zusammen, wonach auf eine Selbstmörderin kamen: in Frankreich während der Jahre 1835 bis 1844 etwa $3_{,29}$, während der Jahre 1848 bis 1857 etwa $3_{,21}$, zwischen 1851 und 1860 aber $3_{,23}$ Selbstmörder; in Dänemark fand zwischen 1835 und 1844 auf 3 und auch auf $3_{,48}$ Fälle von Selbstmord bei Männern ein Fall von Selbstmord bei Frauen statt; in Sachsen verhielt sich zwischen 1847 und 1855 die Zahl der weiblichen zu jener der männlichen Selbstmörder wie 1 zu $3_{,62}$, in Bayern zwischen 1857 und 1862 wie 1 zu $3_{,91}$, in Belgien zwischen 1840 und 1849 wie 1 zu $3_{,96}$, und in Schweden zwischen 1847 und 1855 wie 1 zu $4_{,39}$.

Dänemark steht, wie wir sehen, in Bezug auf die fraglichen Selbstmordverhältnisse Frankreich am nächsten. Wir finden aber auch in Dänemark geistig sehr regsame, äusserst bewegliche und nervöse Frauen, die ihrer ganzen Anlage nach eigentlich unter dem ewig blauen Himmel der das mittelländische Meer umgebenden Länder wohnen müssten. Hier würde die Proportion des Selbstmordes für diese zarten Wesen weit weniger ungünstig sich gestalten, als zwischen der Ost- und Westsee.

Die Frauen Kopenhagens leben im Grossen und Ganzen lieber gesellschaftlich, als in dem engsten häuslichen Kreise. Theodor Mügge [67]) sagt in Betreff dieses Punktes unter Anderem: „In Kopenhagen hört man häufig die üble Sitte vieler Frauen anklagen, sich so wenig als möglich um Haus und Wirthschaft zu kümmern, dagegen aber schon am frühen Morgen auszuwandern, um Besuche zu machen, und setzt es auf Rechnung moderner Verbildung, die sich des häuslichen Fleisses schämt, aber gerne allen hochmüthigen und eitlen Tand zur Schau trägt. Selten kümmert sich hier eine Dame, auch wenn sie durchaus nicht etwa der hohen oder höheren Gesellschaft angehört, um ihr

Hauswesen, sagte mir eine sehr gebildete und geistvolle Frau. Man kann dem Spotte nicht entgehen, wenn man so ordinäre Gelüste hat, Küche und Markt zu besuchen und mit Strick- und Nähnadeln vertrauten Umgang zu pflegen. Daher wird ein vorherrschender Hang zum Müssiggang, zur Verschwendung und zur Putzsucht den dänischen Frauen im ganzen Norden nachgesagt, Vergnügungssucht, die oft alle Verhältnisse übersteigt und Familienunglück herbeiführt".

Wenn auch die Ausnahmen von dieser Regel sehr zahlreich sind und unter den dänischen Frauen die Menge der guten Mütter und Hausfrauen keine geringe ist, so kann doch Niemand verkennen, dass zwischen Paris und Kopenhagen manche Aehnlichkeiten walten und dass das weibliche Geschlecht hierselbst, in Folge dieser in einigen Stücken ähnlichen Verhältnisse, an den Selbstmord ein höheres Contingent stellt, als die Frauen Schwedens, Belgiens und anderer Länder.

§. 69.

David[68], ein sehr verdienstvoller dänischer Statistiker, machte die Entdeckung, dass in Dänemark, ganz wie in Paris, die Frauen zwischen dem zwanzigsten und dreissigsten Lebensjahre am häufigsten sich den Tod geben, und dass in diesem Alter das Verhältniss der weiblichen Selbstmörder zu den männlichen ist, wie 57,7 zu 100, während die durchschnittliche Proportion nur 33 zu 100 beträgt. David stellt folgende Tabelle auf:

Alter:	Zahl der Selbstmorde:	
	auf 100000 Männer	auf 100000 Frauen
zwischen 11 und 20 Jahren	16,2	6,2
„ 21 „ 30 „	36,3	19,0
„ 31 „ 40 „	46,5	15,0
„ 41 „ 50 „	70,7	16,8
„ 51 „ 60 „	93,5	23,9
„ 61 „ 70 „	117,2	30,8
„ 71 „ 80 „	138,4	30,2

Alter:				Zahl der von Frauen verübten Selbstmorde auf 100 von Männern vollzogene:
zwischen	11	und 20	Jahren	37,9
"	21	" 30	"	57,7
"	31	" 40	"	32,4
"	41	" 50	"	24,11
"	51	" 60	"	26,15
"	61	" 70	"	30,10
"	71	" 80	"	26,19

Hieraus kann nun auf das Deutlichste ersehen werden, wie das Maximum der von Männern verübten Selbstmorde weit von der grössten Zahl der von Frauen vollzogenen Selbstmorde absteht, und es wird auf das Gewisseste erhärtet, dass in Kopenhagen, sowie in Paris, das weibliche Geschlecht zu grossem Theile nicht in einem ganz normalen Zustande sich befinde und nur durch baldige Rückkehr zur Natur (mit aufrichtigem Herzen!) im Stande sei, den Volksorganismus neu zu beleben.

Von der Statistik des Lasters.

§. 70.

Die Zahl der Frauen, welche der Säuferei jährlich sich ergibt, ist je nach Rasse, Volksschichte, Land, Besitz und Bildung sehr verschieden. Im Allgemeinen kann man aussprechen, dass bei dem Weibe ein hoher Grad sittlicher Verwahrlosung und leiblichen Elendes dazu gehöre, um das Laster der Säuferei in das Leben zu rufen. Je grösser die Zahl trunksüchtiger Weiber in einem Lande, desto schlimmer und verhängnissvoller die Wirkung der Verhältnisse von Besitz, Bildung und Sittlichkeit. Wenn hier fabelhafte Summen von Geld und Geldeswerth sich anhäufen, um Zinsen, Zinseszinsen und Zinsen der Zinseszinsen zu tragen, und wenn zugleich die Göttin der Barmherzigkeit nicht die Gemüther erwärmt mit dem ewigen Feuer ihrer Liebe, so wuchern dort unter den Gedrückten, Schwerarbeitenden und (weil wegen Armuth und Mühsal geächtet, verstossen, gelästert, auch) Unwissenden die Kryptogamen der Laster, veröden Tausende der besten Menschen, zerstören Leib und Sitte,

vergiften ganze Generationen, und drücken dem Lande, dem Staate, der Gesellschaft, in deren Innerem sie schmarotzen, ein unauslöschliches Brandmal auf. Eines der sichersten Zeichen für das Bestehen schweren moralischen und ökonomischen Unwohlseins in einem gegebenen Erdstriche ist eine grosse Zahl trunksüchtiger Frauen.

Elend, Unwissenheit und schlechte Erziehung hängen mit der Säuferei überhaupt, mit der Trunksucht des weiblichen Geschlechtes insbesondere, organisch zusammen, sind sozusagen die Grundlagen des Lasters. Wir sehen daher auch die allgemeine Säuferei auf die Frauen der elenden und verwahrlosten Volksschichten sich beschränken.

§. 71.

Die Statistik zeigt uns in den Ländern der angelsächsischen Rasse neben den höchsten Blüthen der Gesittung auch die höchsten Potenzen der Selbstsucht, der Unbarmherzigkeit, des Elendes und der Säuferei, die grösste Zahl vor Hunger sterbender Menschen, die höchste Zahl trunksüchtiger Weiber. Dies ist der schwere Schlagschatten, welcher das helle Licht der Civilisation begleitet, welcher die Bestialität auch der höchst Gesitteten beweist, und deutlicher als alles Andere dafür spricht, dass der Mensch im Allgemeinen ein reissendes Thier ist, welches gelenkt wird von Selbstsucht, Unbarmherzigkeit und Habgier.

Nach den Angaben von Léon Faucher [69]) befanden sich unter den 16474 während des Jahres 1842 zu Liverpool Verhafteten allein 5856 Personen, die wegen Trunkenheit auf der Strasse festgenommen wurden, und zwar 2976 wegen Trunkenheit für sich, und 2880 wegen Berauschung und Skandal. Oettingen [70]) stellt nach engländischen Quellen folgende Tafel zusammen, welche über die zwischen 1858 und 1864 in Liverpool von der Polizei aufgegriffene Zahl von Säufern beiderlei Geschlechts Auskunft gibt.

	Säufer	Säuferinnen	zusammen
Es wurden verhaftet im J. 1858:	5480	4349	9829
„ „ „ „ „ 1859	6158	4879	11037
„ „ „ „ „ 1860	6301	4662	10963

	Säufer		Säuferinnen		zusammen
Es wurden verhaftet im J. 1861:	5560	. .	4272	. . . .	9832
" " " " " 1862	6837	. .	5239	. . . .	12076
" " " " " 1863	7984	. .	5930	. . . .	13914
" " " " " 1864	8326	. .	5676	. . . .	14002

Diese Zahlen sind schreckenerregend; sie zeugen für einen Grad sittlicher Verwilderung, vollkommener Verwahrlosung, der nur dort möglich werden kann, wo die Barmherzigkeit unbekannt, und der raffinirteste Eigennutz absoluter Herrscher ist. Doch, wir theilen noch einige Zahlen mit.

§. 72.

T. L. Nichols [71]) gibt an, dass in ganz England während eines der letzten Jahre unter 94908 von der Gerechtigkeit wegen Trunksucht verfolgten Personen 22560 Frauen waren. — Dieses Verhältniss des weiblichen Geschlechtes ist schon ein sehr hohes; aber es kommt dasselbe als relativ klein uns vor, wenn wir der in Liverpool stattfindenden Proportion an die Seite es stellen.

Nach A. Quetelet [72]) wurden während des Jahres 1832 zu London 15333 Männer und 10290 Frauen wegen Trunkenheit verhaftet. Wie L. M. Moreau-Christophe [73]) aus guten Quellen nachweist, gaben in vierzehn öffentlichen Schänken Londons während einer Woche 142453 Männer, 108593 Frauen und 18391 Kinder, also zusammengenommen 269437 Menschen, dem Vergnügen des Saufens sich hin, und von den zwischen den Jahren 1831 und 1833 wegen vollständiger Trunkenheit verhafteten 93869 Personen waren 35500 Frauen.

Eugen Buret [74]) bemerkt, dass die Menge der in Grossbritannien verbrauchten geistigen Getränke alle gedachten Verhältnisse weit übertreffe, dass die dem eigentlichen Kreise des Elends Angehörigen den grössten Theil der starken spirituösen Flüssigkeiten tränken, und dass, nach dem Ausspruche von Symons die armen Mädchen zu Glasgow mitten durch die rasche Laufbahn der Prostitution, der Trunksucht und des Elends eilten. Die Zahl der Branntweinschänken sei enorm; aber es sei vor Austilgung des Elends absolut unmöglich, der Säuferei mit Er-

folg Abbruch zu thun. So lange der Magen Jahr aus Jahr ein nicht genug Nährstoffe bekommt, so lange begehrt er gebrannte Wasser, um das Dasein des Organismus zu fristen. In England, wo die Nahrung kräftig sei, entfielen auf den Kopf jährlich $7^1/_9$ Pinten, in Irland 13 und in Schottland 23 Pinten Branntwein.

Joseph Kay[75]) versichert, es sei in vielen Gegenden Englands der Besuch des Wirthshauses das einzige Vergnügen oder die einzige Erholung des Armen, und gibt an, es wäre im Jahre 1843 im vereinigten Königreiche die Summe von fünfundsechszig Millionen Pfund für geistige Getränke ausgegeben worden.

Diese Thatsachen mögen in Bezug auf Grossbritannien und Irland genügen.

Was veranlasst dort den unerhörten Verbrauch geistiger Getränke? Das Elend. Was bestimmt das weibliche Geschlecht, den gebrannten Wassern in so erschrecklichem Maasse zuzusprechen? Das Elend. Wodurch wird dieses Weltmeer von Elend veranlasst? Durch die unersättliche Habgier und abscheuerregende Erbarmungslosigkeit der Besitzenden und Unternehmenden; eine Habgier und Erbarmungslosigkeit, die durch die Härte eines vom Geiste des alten Testaments beseelten, kannibalischen Gesetzes und durch die granitenen Vorurtheile der gebildeten Gesellschaft immer mehr genährt und gekräftigt werden; Ohne die Herrschaft ausschliesslicher Nationalökonomie, ohne die abgeschmackten Vorurtheile, ohne Anbetung des Hergebrachten, und bei dem Walten eines etwas weniger philisterhaften und etwas mehr romantischen Geistes, gäbe es in England kaum den zehnten Theil der gegenwärtigen Säuferei und kaum den funfzigsten Theil derselben bei den Frauen; es wäre der Pöbel dort menschlicher, und der Dämon des Alkohols wiche dem Geiste der Erkenntniss und Liebe.

§. 73.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Trunksucht ein sehr beträchtlicher Factor im gesellschaftlichen Spectakel; aber auch in Nordamerika sind es vorzugsweise die unteren, dem Kampfe um das Dasein besonders preisgegebenen

Klassen, welche mit starken geistigen Getränken Missbrauch treiben.

Nach der von Achilles Foville dem Sohne[76]) reproducirten Angabe Everest's sterben jährlich in Folge des Missbrauchs geistiger Getränke: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 37500, in England 50000, in Deutschland 40000, in Belgien 4000, in Spanien 2500 bis 3000, in Italien 1800, und in Frankreich 1500 Personen.

Nach neueren Forschungen [77]) betrug die Zahl der Bewohner: in Nordamerika*) 34574919, in Grossbritannien und Irland**) 29321288, in Deutschland***) 38520160, in Belgien†) 4839094, in Spanien††) 16302625, in Italien ungefähr 24500000, und in Frankreich†††) 38192064.

Wenn wir jene auf die Trunksucht bezüglichen Zahlen zu diesen die Volksmenge betreffenden stellen, so finden wir, dass die Säuferei in Nordamerika mit der in England gar keinen Vergleich aushält, dass England das eigentlichste Vaterland der Trunksucht ist, dass Frankreich, Italien und Spanien die von der Säuferei am meisten verschonten Länder sind, und dass Deutschland ungefähr ebenso viel Säufer beherbergt, als die Vereinigten Staaten Nordamerikas enthalten. Aber, England und Nordamerika ausgenommen, tritt in allen diesen Ländern das weibliche Geschlecht unter den Trunkenbolden in den Hintergrund.

Wie George M. Beard[78]) mittheilt, war von zweiunddreissigtausend zu New York wegen Säuferei verhafteten, den gefährlichsten Bevölkerungsschichten angehörigen Personen die Hälfte weiblichen Geschlechts. Beard bemerkt unter Anderem: „Unmässigkeit ist eine Angelegenheit des Geschlechtes; Frauen sind nicht so unmässig, als Männer. Lasterhafte Frauen sind ebenso unmässig, wie Männer derselben Art“. „Die Unmässigkeit

*) nach der Zählung von 1860
**) nach der Zählung von 1861
***) nach der Zählung von 1867
†) nach der Zählung von 1866
††) nach der Zählung von 1864
†††) nach der Zählung von 1866

der Frauen bei den gebildeten und höheren Klassen ist in jedem civilisirten Lande eines der seltensten Vorkommnisse... Es will scheinen, dass die Frau weniger Neigung hat, von Tabak und stärkeren Getränken Gebrauch zu machen, als der Mann. Diese Dinge widerstehen ihrer feineren Organisation, nicht so sehr weil etwa die sittliche Kraft der Frauen grösser, sondern weil die Versuchung kleiner ist".

Mit Recht kann man hieraus schliessen, dass mit der Verfeinerung der weiblichen Organisation, wie solche auf Grund von Wohlstand und Bildung zunächst sich vollzieht, die Neigung zu geistigen Getränken sich vermindert, und dass diese Neigung in dem Maasse wächst, in welchem die Organisation unter dem Einflusse von Elend und schlechter Erziehung verwildert. Dass die höheren Stände überall, in Nordamerika insbesondere, so „temper" sind, aller Säuferei so ferne stehen, und dass da gerade das weibliche Geschlecht so ätherisch ist, hängt lediglich mit der Verfeinerung der Organisation in dem Medium des Wohlstandes und der Bildung zusammen. Durch Tilgung des Elends mit Verfeinerung der Organisation wird also die Statistik der Säuferei auf das Gründlichste beeinflusst. Dass in den Vereinigten Staaten auch die Vereine wider die Unmässigkeit kräftigst mitwirken, hat R. Baird[79]) nachgewiesen.

§. 74.

Fr. Wilhelm Lippich[80]) verdankt man verschiedene statistische Angaben, die für das Studium des Verhältnisses zwischen dem weiblichen Geschlechte und der Säuferei sehr belangreich sind. In Laibach und dessen nächster Umgebung waren von hundert dem Trunke ergebenen Personen 74 Männer und 26 Frauen. — Wir sehen also hier schon eine weit geringere Betheiligung der Frauen an der Säuferei, als in England; während in Grossbritannien und Irland auf drei trunksüchtige Männer zwei solche Frauen kommen, zählt man in Laibach auf vier Säufer erst eine Säuferin. Und dieses letztere Verhältniss ist schon ein sehr ungünstiges für das schöne Geschlecht.

Lippich vermochte auf Grund sorgfältiger Forschungen die Beeinträchtigung, welche die Fortpflanzung durch das Laster

der Trunksucht erleidet, für Männer und Frauen durch Zahlen auszudrücken; er beweist, dass zwei Dritttheile der zu Erzeugenden durch die Trunksucht zurückgehalten oder im Keime erstickt werden, und dass die Zahl der unfruchtbaren Säufer zu jener der Säufer überhaupt sich verhält, wie 8 zu 47, und die Zahl der unfruchtbaren Säuferinnen zu jener der Säuferinnen überhaupt sich verhält wie 7 zu 17. Lippich ermittelte auch, wie durch die Trunksucht die Frauen fast um 10 Jahre früher sich zu Grunde richten, als die Männer.

Alle diese Forschungsergebnisse nehmen sehr grosse Bedeutung für sich in Anspruch und weisen auch darauf hin, dass jede Volksklasse, in welcher die Säuferei bei den Frauen um sich greift, sicher und gewiss entartet, und, anstatt zuzunehmen, an Zahl der Individuen abnimmt.

§. 75.

Man spricht sehr viel von der Prostitution des weiblichen Geschlechts und ermittelt schauererregende Zahlen von Priesterinnen der Wollust. Doch, zu diesen Priesterinnen gehören denn auch die wahren Schweinepriester, das heisst: jenes Heer von Individuen männlichen Geschlechts, welche ausser der Ehe nicht einfach dem Geschäfte der Zeugung obliegen, sondern dem Laster einer jenseits der naturgemässen Grenzen liegenden Wollust fröhnen. Ich behaupte, die Zahl der Hurer sei ganz unverhältnissmässig grösser, als die Zahl der prostituirten Frauenzimmer.

Schon die Sperlinge auf den Dächern wissen, dass vorzugsweise das Elend die Prostitution des weiblichen Geschlechtes veranlasst, so auch dass überall dort, wo das Elend dem Wohlstande, der Bildung und guten Erziehung das Feld räumt, die legitimen Ehen sich vermehren und, in Bezug auf Unzucht, das weibliche Angebot auf das Bedeutendste sich vermindert.

Kommt es darauf an, zu bestimmen, welches der beiden Geschlechter ursprünglich mehr zu Unzucht hinneige, welches also mehr Disposition zu Lasterhaftigkeit habe, so geben die Thatsachen der Statistik nicht in dem Maasse Aufschluss, als es wünschenswerth wäre; denn die statistischen Tabellen offen-

baren die Zahl der von der Behörde eingeschriebenen Freudenmädchen, enthalten aber nichts über geheime Hurerei, Ehebruch und Ausschweifung seitens der Männer. Somit lässt durch die Statistik jene Frage gar nicht sich entscheiden; man kann nur auf Grund der Beobachtung aussprechen, dass das Weib vorzugsweise durch Elend, der Mann vorzugsweise durch Ueppigkeit zu Hurerei getrieben werde, und dass bei beiden Geschlechtern Verführung und schlechte Erziehung ziemlich gleichmässig das Laster erwirken.

§. 76.

Die Prostitution, die öffentliche sogut wie die geheime, tritt überall dort stärker hervor, wo Elend und Sittenlosigkeit stärker hervortreten, und wo die Verführung in hervorragender Weise sich geltend macht. Die Verführung setzt Elend und Sittenlosigkeit, ausserdem auch auf der einen Seite Ueberfluss und Uebermuth voraus; sie findet um so leichter statt, je grösser die durch Besitz geschaffenen Gegensätze sind, je mehr Armuth und Reichthum contrastiren. Das arme, darbende Frauenzimmer gibt alsdann leicht dem reichen, üppigen Wollüstling sich hin, und das böse Beispiel findet auf beiden Seiten Nachahmung. So werden denn beide Geschlechter ziemlich gleichmässig zu der der gesellschaftlichen Uebereinkunft nicht entsprechenden Art der sexuellen Verrichtung getrieben.

Lasset uns einige Blicke thun in die Statistik der Prostitution.

§. 77.

William Logan[81]) ermittelte, dass in der Stadt Glasgow, deren Einwohnerzahl ungefähr 450000 beträgt, vierhundertundfunfzig öffentliche Hurenhäuser bestehen; demnach auf tausend Bewohner ein Bordell. In diesen 450 Häusern befänden sich zusammen 1800 Dirnen, 1350 Kuppler und 450 Hurenmütter; es zögen demnach 3600 Personen ihren Lebensunterhalt unmittelbar aus der Prostitution. Während des Zeitraumes einer Woche besuchten 36000 Männer diese 1800 Dirnen; also empfängt jedes Mädchen wöchentlich 20 Besuche.

Diese Zahlen erreichen die Wirklichkeit nicht; denn die geheime Prostitution, mindestens ebenso beträchtlich als die öffentliche, entzieht sich den Blicken der Polizei und der Statistik.

William Acton [82]) liess im Jahre 1857 innerhalb des Polizeidistrictes von London 8600 prostituirte Frauenzimmer in 2825 Bordellen vorkommen, und verglich die Zahl der öffentlichen Dirnen in verschiedenen Städten; Paris habe im Jahre 1854 auf seine anderthalb Millionen Bewohner 4206 bei der Polizei eingeschriebene Huren gezählt, und es sei demnach eine öffentliche Prostituirte auf 356 Einwohner gekommen; in Hamburg habe man während des Jahres 1846 eine solche Person auf 240 Bewohner der Stadt gezählt.

Und die geheime Prostitution! Die Angaben darüber sind so verschieden, dass man gar keine richtige Vorstellung von der Zahl der dem Laster verfallenen Frauen sich bilden kann.

J. Jeannel [83]) stellt eine Tabelle zusammen, welche die Bevölkerungszahl verschiedener Hauptstädte mit der Menge der daselbst hausenden und bei der Behörde eingeschriebenen öffentlichen Huren vergleicht; wir lassen die Tafel, welcher die zwischen 1851 und 1861 angestellten Forschungen zu Grunde liegen, folgen:

Namen der Städte.	Volkszahl.	Mittlere Anzahl der öffentlichen Freudenmädchen.	Auf zehntausend Einwohner kommen Freudenmädchen.
Manchester	330000	675	20
Lyon	295000	690	23,38
Brüssel	257000	638	24
Nantes	100000	264	24
Bordeaux	162700	513	31,68
Strassburg	75500	250	33,11
Marseille	233800	816	34,19
Rotterdam	96000	562	37,41
Haag	75000	300	40
Paris	1000000	4232	42,32
Turin	150000	750	50
Brest	54600	344	63,11
Liverpool	375000	2900	77
Algier	51789	508	98,07
Edimburgh	66700	800	120

Aus diesen Zahlen bestimmte Folgerungen auf den Grad der Sittlichkeit der Frauen zu ziehen, ist unmöglich; denn die Menge der öffentlichen Dirnen hängt von sehr vielen Verhältnissen ab, und ist nach Art und Grad der letzteren sehr vielen Schwankungen unterworfen.

§. 78.

Nach den auf die Stadt Paris bezüglichen Forschungen von A. J. B. Parent-Duchatelet[84]) wurden daselbst im Jahre 1812 im Ganzen 15523 öffentliche Mädchen eingeschrieben, im Jahre 1822 im Ganzen 34831, und im Jahre 1832 im Ganzen 42699. Diese Zunahme an Prostituirten erklärt sich nicht allein durch Vermehrung der Volkszahl und Steigerung des Verkehrs, sondern auch durch Vermehrung des Elends und Zunahme des Proletariats, durch das immer bedeutender werdende Wuchern des Luxus, der Vergnügungssucht, und des Dranges gewisser Klassen, Reichthümer im Sturme zu erwerben. So ist es in Paris, so ist es in der ganzen Welt.

Alexander von Oettingen[85]) hat einige Aussprüche gethan, deren Erwähnung hier sehr nöthig ist; so bemerkt er unter Anderem: „Wie häufig geschieht es, dass man in den höher gebildeten Klassen der sogenannten fashionablen Welt zurückschaudert vor diesem Pfuhl des Verderbens und die einzelnen Opfer der Prostitution wie entartete Ungeheuer ansieht! Aber man vergisst, dass bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinein die moralische Solidarität sich erstreckt; dass die entartete Gesinnung der Gesammtheit, ja selbst ihre gangbaren Vergnügungen den Boden bereiten für diese wuchernde Unkrautsaat der Prostitution. Was bei oberflächlicher Betrachtung lediglich den Charakter momentaner Zerstreuung an sich trägt, ruht doch, tiefer angesehen, nur zu oft auf einem Zusammenhange tragischer Art, und ist ein Beweis unheimlicher Verschlingung der Sündenwurzeln innerhalb der socialen Organismen. Ich erinnere nur an die Anziehungskraft, die z. B. das öffentliche Ballet ausübt“.

„Die Zerrüttung der Familien“, bemerkt Oettingen weiter, „das jammervolle Elend der schmutzigen Armenwohnungen, das

unsittliche Zusammenleben in den verschiedensten Concubinatsformen, die Ehescheidungen, wie die zuchtlos geführten Ehen, die unsittlich-rohe Atmosphäre, in der Tausende von Kindern aufwachsen und täglich die Schande vor Augen sehen oder durch Worte abgestumpft werden, sie erklären genügend, woher es kommt, dass unter den öffentlichen Huren der grösste Theil schon vor dem Erwachen des Geschlechtstriebes prostituirt worden ist".

Es beweisen diese Worte nur auf das Deutlichste, dass die Prostitution des weiblichen Geschlechtes nicht etwa die Folge eines vermehrten Zeugungstriebes der Frauen besonders in den unteren Volksklassen sei, sondern dass jene unnatürlichen Zustände, die unter dem Einflusse mangelhafter Gemüths- und einseitiger Geistesbildung in einer Periode der Habgier und Erwerbssucht, des Fabriken- und Börsenthumes, der Geldherrschaft und Gewissenlosigkeit, sich entwickeln, ganze grosse Gesellschaftsklassen jeder sicheren Lebensunterlage berauben, das Dasein dieser Armen auf den Erwerb des Tages und auf die Woge des Zufalls stellen, und bei der geringsten Verschiebung der gewöhnlichen Constellation Millionen menschlicher Wesen der Gefahr des Erhungerns preisgeben. Wenn also mehrere Generationen hindurch eine ganze grosse Gesellschaftsklasse ihr Dasein unter so herzzerreissenden Umständen von Hunger, Qual, Elend, Kälte, Rechtlosigkeit und Aussaugung durch die Gewinnsucht wohlhabender Raubthiere in Frack und Decoration, u. s. w., verbringt, so wird der Funken der Moral zuletzt ganz erstickt werden, und Tausende von Frauen werden lieber der Zeugungslust übermüthiger, blasirter, raffinirter, miserabler Gecken und Unholde sich hingeben, als vor Hunger und Entbehrung verschmachten.

Das Ballet und alle derartige, die Fleischeslust heissblütiger und verderbter, unwissender und gemüthsroher Modenarren und Halbköpfe entzündende Vorstellungen und Veranstaltungen tragen entschieden dazu bei, die Prostitution zu vermehren. Aber jener Tanzunsinn gleicht nur einer Tonne Wassers in einem ganzen Meerbusen; er ist die Wirkung derselben Factoren, welche auf einem anderen Gebiete das Elend erzeugen.

Immer deutlicher werden also die Beweggründe der Prosti-

tution, und immer klarer kommt es uns zum Bewusstsein, dass nicht etwa ein erhöhter Zeugungstrieb des Weibes im Grossen und Ganzen das Laster verursacht.

§. 79.

Die geheime Prostitution muss immer grösser werden, je mehr der Mittelstand verschwindet und je ausgesprochener die Scheidung der Gesellschaft in sehr Reiche und sehr Arme sich vollzieht. Wenn zur Hurerei im Bordelle ausser dem Elende noch viele andere Veranlassungen leiten, so ist die mächtigste Triebfeder der geheimen Prostitution die Noth: Millionen armer Mädchen verdienen durch ihrer Hände Arbeit nicht die Hälfte jener Summen, die zu dem einfachsten und bescheidensten Leben erforderlich sind.

Fr. S. Hügel[86]) sagt von den Wirkungen ungenügenden Lohnes unter Anderem: „Darüber, dass die Löhne für weibliche Arbeiten zur Bestreitung der wichtigsten Lebensbedürfnisse nicht ausreichen, herrscht nur Eine Stimme. Eine grosse Zahl von Arbeiterinnen, die im Sinne Derer, die da ausrufen „arbeitet, so braucht ihr keine Lustmädchen zu machen“*)... arbeitet thatsächlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein mit Aufopferung ihrer Gesundheit; aber sie**) sind dennoch nicht im Stande, sich soviel zu erarbeiten, um ihre wichtigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können. Was sollen diese***) beginnen, um das herbeizuschaffen, was nöthig ist, um den ihre Exsistenz bedrohenden Abgang an ihrem Verdienste zu ersetzen?... Wollten diese Armen tugendhaft bleiben, so müssten sie einen so hohen Grad von moralischer Kraft besitzen, der es†) ermöglichte, der langsamen Aufzehrung ihrer Lebenskräfte ganz apathisch zusehen zu können. Da aber die Liebe zum Leben selbst des Bettlers Brust so mächtig beseelt, dass er eher die Moral, als seine Exsistenz hinopfert, so kann es nicht überraschen, wenn auch diese so hart bedrängten Mädchen ihre sozusagen

*) Peter Kolbe erzählte, wie die Hottentotten die Ochsen „machen“.
**) diese unglücklichen Wesen
***) Frauenzimmer
†) eben den unglücklichen Arbeiterinnen

unfreiwillige Preisgebung einer sicheren materiellen Vernichtung vorziehen. Anfangs machen diese, obgleich schwer bedrückten, aber noch immer arbeitslustigen Mädchen nur so viel in Prostitution, als sie zur Deckung ihrer nothwendigen Lebensbedürfnisse benöthigen. Unter dieser Kategorie von Mädchen findet man mitunter Näherinnen, Fabriksarbeiterinnen, Modistinnen, u. s. w.; sie benutzen die Prostitution zu einem Nebenverdienste. Nachdem aber durch längere Betreibung der Prostitution das Sittlichkeitsgefühl dieser Mädchen sich immer mehr abstumpft und der Hang zum Wohlleben sie allmälig immer heftiger erfasst, geben sie endlich ihre traurige Arbeit gänzlich auf und werfen sich leider für immer der Prostitution in die Arme. So weit gekommen, betrachten sie dann die Prostitution nicht mehr als Nebenverdienst, sondern als ihr Gewerbe. Was ist, fragen wir, mehr zu beklagen: jene socialen Einrichtungen, durch die es so weit gekommen, dass die Löhne der Arbeiterinnen deren Bedürfnisse nicht mehr decken, — oder die Charakterschwäche der Mädchen, die es nicht zulässt, in ihren Marterkammern langsam dahinzusiechen*), um als Tugendheldinnen zu verenden?" — So weit die Worte von Hügel.

Die materielle Noth, bedingt durch den allzu geringen Arbeitslohn, ist demnach die bedeutendste Quelle der geheimen Prostitution und die Schlange, deren Biss die Sitte und Tugend von Millionen weiblicher Wesen vergiftet. Auf die Statistik der geheimen Prostitution hat das Lohnverhältniss, hat das Maass der öffentlich waltenden Selbstsucht und Barmherzigkeit den grössten Einfluss; je grösser die geheime Hurerei, desto mehr Elend unter dem Volke, desto mehr Selbstsucht bei den besitzenden und unternehmenden Klassen, im Staate und in der Gesellschaft, desto weniger Poësie und Barmherzigkeit. Die Statistik der geheimen Prostitution ist ein Werthmesser für die Sittlichkeit und Gesundheit eines Staatswesens, einer Gesellschaft.

*) nämlich, dass die Mädchen in ihren Marterkammern langsam dahinsiechen

§. 80.

Die Folgen der geheimen Prostitution kann man mit Recht verhängnissvoll nennen; sie sind dies in mehr als einer Art; sie bekunden sich in sittlicher Vergiftung und leiblicher Entartung ganzer Geschlechter und kommen in der Statistik der Krankheiten, der Verbrechen, der Todesfälle, u. s. w. zum Ausdrucke.

Frauen, welche im Geheimen ihre Reize zum Genusse darbieten, entziehen sich aller und jeder gesundheitlichen Ueberwachung. Was ist die Folge hiervon? Grosse Verbreitung des schlimmsten Uebels, der Lustseuche.

Félix Carlier [87]) hat über die geheime Prostitution in Paris und auch über deren Folgen sehr interessante Studien gemacht, das Verhältniss der Erkrankungen an Syphilis bei den öffentlichen, ärztlich überwachten Mädchen und bei den geheimen Huren, denen gegenüber von gesundheitlicher Ueberwachung nicht die Rede ist, zu ermitteln gesucht. Die Ergebnisse, zu denen Carlier gelangte, beziehen sich für unser Interesse zunächst auf Häufigkeit der Syphilis bei den öffentlichen (eingeschriebenen) und bei den geheimen Prostituirten; wir theilen folgende Tafel mit:

Im	J.	1835	kam	1	Erkr.	auf	$43_{,32}$	öffentl.,	u.	1	Erkr.	auf	$3_{,02}$	geh.	Prostit.
"	"	1856	"	1	"	"	$36_{,91}$	"	"	1	"	"	$2_{,89}$	"	"
"	"	1857	"	1	"	"	$40_{,66}$	"	"	1	"	"	$3_{,23}$	"	"
"	"	1858	"	1	"	"	$50_{,57}$	"	"	1	"	"	$3_{,68}$	"	"
"	"	1859	"	1	"	"	$63_{,45}$	"	"	1	"	"	$4_{,26}$	"	"
"	"	1860	"	1	"	"	$65_{,17}$	"	"	1	"	"	$3_{,81}$	"	"
"	"	1861	"	1	"	"	$87_{,17}$	"	"	1	"	"	$4_{,28}$	"	"
"	"	1862	"	1	"	"	$82_{,54}$	"	"	1	"	"	$5_{,10}$	"	"
"	"	1863	"	1	"	"	$73_{,74}$	"	"	1	"	"	$5_{,00}$	"	"
"	"	1864	"	1	"	"	$88_{,25}$	"	"	1	"	"	$5_{,63}$	"	"
"	"	1865	"	1	"	"	$93_{,62}$	"	"	1	"	"	$4_{,82}$	"	"
"	"	1866	"	1	"	"	$137_{,06}$	"	"	1	"	"	$4_{,60}$	"	"
"	"	1867	"	1	"	"	$78_{,43}$	"	"	1	"	"	$3_{,62}$	"	"
"	"	1868	"	1	"	"	$61_{,48}$	"	"	1	"	"	$3_{,19}$	"	"
"	"	1869	"	1	"	"	$59_{,91}$	"	"	1	"	"	$2_{,26}$	"	"

Carlier berechnet hieraus, dass unter hundert unabhängigen oder geheimen prostituirten Frauenzimmern $26_{,64}$ und unter

hundert öffentlichen, also gesundheitlich überwachten Huren nur $1_{,58}$ syphilitisch erkrankte waren.

Was sprechen diese Zahlen? Eines der gefährlichsten Uebel ist die Lustseuche; diese physische und moralische Pest wird durch die geheime Prostitution auf das Mächtigste gefördert; die geheime Prostitution ist die unmittelbare Folge jenes maasslosen und herzzerreissenden Elends, welches durch ungenügende Belohnung der Handarbeit ganze Schichten der weiblichen Bevölkerung heimsucht und foltert; falsche Nationalökonomie, übermässige Gewinnsucht, schlechte Erziehung, kannibalische Moral auf Seite der tretenden Klassen, Unwissenheit und Hülflosigkeit auf Seite der getretenen Klassen, mit einem Worte: unnatürliche, krankhafte sociale Zustände degeneriren das Weib und machen das unglückliche Wesen zu einem Hauptpunkte, von dem aus das Uebel in den Organismus der Gesellschaft verhängnissvoll einströmt. Nicht das arme Opfer ist die Ursache, nicht das arme Weib das zu Verdammende, sondern die Herzenshärte, die Gewinnsucht, die Habgier, die Gemeinheit des Durchschnittes der activen Zweihänder, dies ist der Fluch der Zeit. Das Weib und die Nachkommenschaft, dies ist der Sündenbock erbärmlicher, entarteter Verhältnisse.

§. 81.

Der Gelehrte, welcher das Werk von Léon Faucher[88]) in die englische Sprache übersetzte, macht bei einer Gelegenheit folgende äusserst belangreiche Anmerkung: „Während der letzten Krise wuchs die Zahl der Prostituirten in einem unermesslichen Verhältnisse; bewohnte man damals Manchester, so konnte man nicht übersehen, dass diese Zunahme verursacht wurde durch das unaussprechliche Elend, welches zu jener Zeit herrschte. In den Epochen des Wohlseins ist die Ausschweifung nur das Gewerbe der Huren von Profession...; aber während der Epochen des Nothstandes verändern sich die einfachen Sitten und die schüchterne Zurückhaltung der Mehrzahl der Arbeiterinnen in unzweideutiger Art, und diejenigen, welche die Zahl der Prostituirten vermehren, sind die Unglücklichen, welche die Sorge um das liebe Leben hinaus auf die Strasse treibt. Ich

glaube nicht, dass die Armuth mit Nothwendigkeit die Prostitution erzeuge; aber wenn, wie in Manchester, die sittliche Atmosphäre vergiftet ist, wo selbst die Sonntagsschulen, die Kirchen und Kapellen so häufige Beispiele von Schamlosigkeit aufweisen, dann wird das moralische Gefühl geschwächt und ein verhältnissmässig geringer Grad von Noth ist hinreichend, zum Laster zu führen".

Wir erblicken überall die Prostitution im Gefolge des Elends, und zwar wird hierdurch weit weniger die öffentliche, als vielmehr die geheime Unzucht auf das Mächtigste gefördert.

Zu noch genauerem Belege des Ausgesprochenen mögen folgende Worte H. C. Carey's[89]) und eines von diesem angeführten ungenannten Schriftstellers dienen. „In gleicher Weise", bemerkt Carey, „erzeugt die Centralisation stets die Wirkung, London zum einzigen Orte in England selbst zu machen, wo der Geschmack oder die Fertigkeit der Frau verkauft werden kann, während sie den Bereich der weiblichen Beschäftigung bedeutend einschränkt. Die Wirkung davon ist aber in dem unglücklichen Zustande der armen Mädchen zu sehen, die sich zu Modistinnen ausbilden wollen und oft Monate lang nicht weniger als zwanzig Stunden täglich arbeiten müssen, wobei sie die unreine Luft der Werkstätten einathmen und für den Unterricht, um den sie noch stets betrogen werden, die elendeste Nahrung erhalten. Die Schwindsucht schliesst die Laufbahn dieser zarteren Werkzeuge des Handels, während der keckeren und weniger ehrgeizigen Tagelöhnerin doch die Prostitution als Unterhaltsmittel in den unbeschäftigten Jahreszeiten bleibt".

„Unglücklicher, als selbst diese letzteren noch, sind die Kleidernäherinnen, von welchen ein neuerer Schriftsteller sagt: „„Die Schrecken ihrer weissen Sklaverei sind nicht übertrieben worden. Wie könnten israëlitische und andere Kleiderhändler solches colossale Vermögen anhäufen, wenn der Boden, von welchem ihre Erndte kommt, nicht reichlich mit Blut und mit Thränen gedüngt wäre? Jedermann weiss, dass London voll von nothleidenden Näherinnen ist. Wie lässt sich dem aber abhelfen? wird man fragen; es besteht nun einmal eine Nachfrage nach billigen Kleidern, und es besteht eine Nachfrage nach Be-

schäftigung im Verfertigen billiger Kleider, die sogar noch grösser ist, als die Nachfrage nach den Kleidern selbst. So armselig die Kleinigkeit ist, die sie erhalten, ist sie doch besser, als nichts. Es ist besser, Hunger zu leiden, als zu sterben. Man kann die armen Geschöpfe an den Thüren der Kleiderläden zusammengedrängt sehen, wie sie mit ihren mageren, aufgeregten Gesichtern auf ihren Antheil an der elenden Arbeit warten, als ob ihr Leben davon abhinge. Man erstaunt, dass dies möglich ist; allein es ist eine Thatsache"". „Eine vor mehreren Jahren angestellte Untersuchung ergab, dass in London nicht weniger als dreiunddreissigtausend solcher Personen leben, die" „„beständig dem Verhungern nahe, für einige Pence täglichen Lohnes arbeiten"".

„Diese armen Frauen concurriren alle mit einander im Verkaufe ihres einzigen Lebensbedürfnisses, und wenn sie dasselbe nicht abzusetzen vermögen, werden sie zur Prostitution getrieben. Darf es uns bei einem solchen Thatbestande wundern, dass jetzt funfzigtausend Frauenzimmer bei Nacht in den Strassen dieser grossen Stadt umherschweifen", „„blos deshalb, weil sie ausser Stande sind, auf irgend eine andere Art ihren Unterhalt zu erwerben"". „„Ein grosser Theil derselben gehörte vorher, wie versichert wird, zu den Dienstboten, Näherinnen, Westenmacherinnen, die durch die Schwierigkeit, einen ehrlichen Erwerb zu finden, zur Schande getrieben wurden, und es gibt kaum Eine unter ihnen, die nicht sogleich ihr unseliges Geschäft aufgeben würde, wenn man ihr einen ehrbaren Erwerb verschaffte"".

„„Wir fehlen schlimmer"", „sagt derselbe Schriftsteller", „„und barbarischer, als jene Nationen, bei welchen dem Manne mehrere Frauen erlaubt sind und welche die Frauen rein als lebende Waare betrachten; denn bei solchen Völkern werden die Frauen wenigstens mit Obdach, mit Nahrung und Kleidung versorgt, sie werden verpflegt wie das Vieh. In einem solchen System liegt Consequenz. Allein bei uns werden die Frauen wie das Vieh betrachtet, ohne dass wir nur wenigstens für sie sorgen, wie für das Vieh. Wir nehmen den schlimmsten Theil der Barbarei und den schlimmsten Theil der Civilisation und verarbeiten beide zu einem heterogenen Ganzen. Wir erziehen unsere Frauen zur Abhängigkeit, und lassen sie dann ohne irgend Jemand,

von dem sie abhängen könnten. Sie haben Niemand und Nichts, worauf sie sich stützen können, und so stürzen sie nieder"". — So weit Carey und der ungenannte Autor.

Die Quellen der Prostitution des weiblichen Geschlechtes liegen also klar zu Tage, und wir kennen die Verhältnisse, welche die Statistik des Lasters bei den Frauen aller in Dürftigkeit lebenden geringen und vornehmen Volksklassen bestimmen, genau.

§. 82.

Betrachtungen über den Schaden, welchen die Prostitution bei den derselben ergebenen Frauen und im Organismus der Gesellschaft anrichtet, sind sehr betrübend, niederschlagend. Bei den Frauen selbst springt sofort beträchtliche Verkürzung der Lebensdauer uns in das Auge; und diese Angelegenheit soll hier uns beschäftigen. Innerhalb des Gemeinwesens kommt Degeneration durch Syphilis und deren Wirkung, die Skrophulose, sowie physische und moralische Fäulniss zur Wahrnehmung. Die Prostitution, insbesondere die geheime, kann einem Krebsgeschwüre verglichen werden, welches die Prostituirten und die bürgerliche Gemeinschaft dahin siechen macht.

Die Lebensdauer der prostituirten Frauenzimmer ist geringer, als die durchschnittliche Lebensdauer der ganzen Bevölkerung; somit wird durch die Prostitution das Leben verkürzt. J. Jeannel [90]) gibt in dieser Beziehung einige Nachweisungen; die mittlere Sterblichkeit betrage für Personen im Alter zwichen dreissig und fünfundreissig Jahren in ganz Frankreich $0,_{93}$ Procent, die Sterblichkeit der Prostituirten aber zu Bordeaux $2,_{40}$ Procent.

Wie verhängnissvoll also das Elend insbesondere dem weiblichen Geschlechte gegenüber wirkt, haben wir nunmehr hinlänglich ersehen: es kürzt unter allen Umständen das Leben ab. Die der Noth widerstehende Tugendhafte stirbt an der Schwindsucht, die durch den Hunger zum Laster Getriebene an den Folgen des Lasters. Ueberall gähnt der Schlund des Todes dem unter dem Joche des Elends schmachtenden Weibe, und nur die Liebe und Barmherzigkeit der Mitmenschen kann die unglückliche Schwester dem Leben zurückgeben, der Gesellschaft erhalten.

Von der Statistik des Verbrechens.

§. 83.

Wenn in einem Lande die Zahl der weiblichen Verbrecher verhältnissmässig gross ist, kann dies als ein sehr schlimmes Zeichen betrachtet werden; in einem solchen Staate hat die Habsucht und Unbarmherzigkeit, die Selbstsucht und die Gewissenlosigkeit, die Verdummung der unteren und die Ueberfeinerung der oberen Volksschichten Verhältnisse geschaffen, deren nothwendige Folge sittliche Verwilderung, zumeist entsprungen aus dem materiellen Elende der gedrückten Klassen, ist. Ohne solche sittliche Verwilderung muss stets die Zahl der weiblichen Verbrecher gegen jene der männlichen bedeutend im Hintertreffen bleiben, weil das Weib vermöge seiner ganzen Organisation und Lebensstellung weit weniger zum Vollzuge des Verbrechens geeignet ist, als der Mann.

Alexander von Oettingen[91]) hat aus guten Quellen eine Tafel zusammengestellt und berechnet, welche das Verhältniss der männlichen zu den weiblichen Verbrechern in verschiedenen Ländern Europas ausdrückt.

Von 100 schweren Verbrechern waren	Männer	Frauen	die Männer verhielten sich zu den Frauen wie
in England	75	25	3 zu 1
„ Bayern	75	25	3 „ 1
„ dem ehemaligen Hannover	77	23	3,35 „ 1
„ Oesterreich	81	19	4,26 „ 1
„ den Niederlanden	82	18	4,55 „ 1
„ Belgien	82	18	4,56 „ 1
„ Frankreich	82	18	4,55 „ 1
„ Baden	84	16	5,25 „ 1
„ Preussen	85	15	5,67 „ 1
„ Sachsen	85	15	5,67 „ 1
„ Livland, Esthland u. Kurland	86	14	6,14 „ 1
„ Spanien	88	12	7,33 „ 1
„ Russland	89	11	8,1 „ 1
im Mittel	84	16	5,25 „ 1

In Europa sind England, Bayern und Hannover die Gebiete, wo die Zahl der weiblichen Verbrecher eine so erschreckliche

Höhe erreicht. Dass in England so viele Verbrechen von Frauenzimmern begangen werden, erklärt sich ganz einfach aus der durch das Fabrikselend erzeugten Sittenlosigkeit. In Bayern dürfte die Unwissenheit, Trunksucht und Pöbelhaftigkeit verschiedener Volksklassen, sowie deren Verderbung durch den groben Materialismus eines wahren Baalspfaffenthums, zu Erklärung jener Thatsache führen. Allein Hannover, eine der besten Provinzen Deutschlands und vielleicht die civilisirteste derselben, hat kein eigentliches Proletariat, kein Elend, sondern im Gegentheile fast durchaus den besten Wohlstand, bekundet weit weniger von Säuferei u. dgl., als andere Provinzen, weit mehr Sittlichkeit, individuelle Ausbildung, Charakter; die Frauen in Hannover sind weniger als irgendwo genöthigt, an Emancipation zu denken; — und doch die Zahl der Verbrecher weiblichen Geschlechtes fast so gross, wie in England und Bayern!

Wenn wir die oben angegebenen Ziffern betrachten, finden wir, dass in Belgien und Frankreich, wo die Frau weit inniger als sonstwo in Europa mit dem öffentlichen Leben verknüpft ist, die Zahl der Verbrecherinnen immer noch beträchtlich erscheint, und um ein nicht Unbedeutendes grösser ist, denn in Deutschland *), Spanien und Russland. In diesen letzteren drei Reichen nimmt die Frau eine mehr natürliche Stellung ein und wird mehr ihrem Geschlechte gemäss erzogen, nicht so übermässig civilisirt und andererseits auch nicht so sehr in geistiger Bildung vernachlässigt, weniger vom Massenelende getrieben, als dort, wo uns ein starkes Verhältniss weiblicher Verbrecher begegnete.

So wie das Weib in einer Atmosphäre und auf einem Boden lebt, wo seine physische und moralische Exsistenz nicht in naturgemässer Weise sich entwickeln kann; wo die Leidenschaften übermässig erregt werden und der Kampf um das Dasein der Frau mehr zur Obliegenheit sich macht, als dies den Verhältnissen der Organisation entspricht; wo Geistes- und Gemüthsbildung nicht in der erforderlichen Proportion stehen, an sich selbst mangelhaft, verkehrt, schlecht sind; — dort überall wird das Weib in den Verbrecherlisten mit grossen Zahlen figuriren.

*) mit Ausnahme von Bayern und Hannover

Aber es kommt noch ein Moment in Betrachtung, welcher sehr bedeutenden Einfluss auf die Statistik der von Frauen begangenen Verbrechen ausübt; nämlich das Verhältniss des Weibes zu den Mitmenschen, der Civilstand, die Vereinsamung.

§. 84.

„Bei Männern so gut wie bei Weibern", sagt Oettingen, „ist die Betheiligung der Unverheiratheten am Verbrechen immer grösser, als die der Verheiratheten; ein Beweis für die sittigende Macht des Familienlebens, obwohl die Berufs- und Nahrungssorgen in diesem Falle grösser zu sein scheinen. Aber sie üben in der Sphäre des geordneten häuslichen Berufslebens einen heilsamen Einfluss aus, sie bewahren vor Ausschreitungen. Auch wirkt, wie es nicht anders erwartet werden kann, die isolirte Stellung auf das Weib stets ungünstiger ein. Nach den Berichten von Wichern und Engel über die Criminalgefängnisse in Preussen (1858—63) betrug die relative Weibercriminalität bei den Verheiratheten 13 bis 14 Procent, bei den Unverheiratheten 16 Procent, bei den unehelich Geborenen 21 Procent, bei den Geschiedenen 31 Procent! Eine unwiderlegliche Bestätigung für den Erfahrungssatz, dass es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist, und dass aus alter Sündenwurzel immer neue Schösslinge aufzuschiessen drohen. Wo kein bindendes Interesse der Liebe vorhanden, da ist die Gefahr des Verbrechens eine doppelte und dreifache. Der heisse Schmerz über die Verletzung des Nahestehenden ist selbst für den Gottlosen ein bewahrendes Moment. Daher auch in den grossen Städten die colossale Criminalbetheiligung solcher, die an Ort und Stelle fremd, nicht ansässig sind". — Oettingen reproducirt eine Angabe von Teichmann, wonach unter den Verbrechern in Oesterreich $16,_{75}$ Procent unverheirathete und $9,_{9}$ Procent verheirathete Frauen sich befanden.

Nehmen wir nun an, die Gesetze eines Landes, oder ein unerhörtes Maass von Elend, oder sittliche Verwahrlosung, oder sonst irgend etwas Anderes, verhindere den Abschluss legitimer Ehen, so begreifen wir leicht, dass unter solchen Umständen die Disposition der Frauen zur Ausübung von Verbrechen vermehrt

werde. Innerhalb des gesitteten Lebens ist die Ehe im Allgemeinen noch das beste Medium für normale Entwickelung des Weibes; berauben nun ungünstige Verhältnisse die Frau des natürlichen Zusammenhanges mit dem schützenden und sicheren häuslichen Herde, mit Kindern und dem Manne, steht sie allein, ist allen Gefahren und dem Elende sie preisgegeben, so pflegen weit mehr die schlimmen, als die guten Keime ihres Wesens sich zu entwickeln, und dies um so mehr, je weniger durch gute allgemeine Volkserziehung ein heilsames Gegenwicht gegeben ist.

In Preussen tritt uns der Unterschied des Civilstandes bei den Verbrecherinnen weit weniger schroff entgegen, als in Oesterreich; jedenfalls hängt diese Erscheinung mit der guten allgemeinen Volksbildung in Preussen und mit der grossen geistig-sittlichen Verwahrlosung in Oesterreich ursächlich zusammen. Vermöge der besseren Erziehung ist die unverheirathete Frau in Preussen weniger der Gefahr ausgesetzt, moralisch zu Grunde zu gehen. Die Erziehung ist ein wahrer Talisman gegen alle jene Anfechtungen, die in halb barbarischen und zugleich sittlich ausgearteten Ländern das Weib, und vorzüglich die Unverheirathete, zum Verbrechen disponiren.

§. 85.

In Nordamerika erreicht die Zahl der weiblichen Verbrecher eine sehr bedeutende Höhe, und zwar vorzugsweise in den grossen Städten. Hier sind nicht böotisch-dumme Gesetze oder unerhörtes Elend die Ursache der so grossen Betheiligung der Frauen an gesetzwidrigen Handlungen, sondern die sociale Stellung der Weiber in Verbindung mit der unbeschränkten und gegengewichtslosen Erwerbs- und Zeit-ist-Geld-Manie und in Verbindung mit der Ueberreizung der nervösen Organe durch Habgier, politische und religiöse Excentricitäten, u. s .w., dies Alles treibt das schöne Geschlecht in die Laufbahn der Schurken.

Nicolaus Heinrich Julius[92]) bemerkt unter Anderem über die Zahl der weiblichen Verbrecher in verschiedenen Städten Nordamerika's: „Es haben nämlich in einer Reihe von Jahren die verurtheilten Weiber unter den Weissen im Stadtgefängnisse von Philadelphia ein Drittel, und in dem von Boston gar die Hälfte

der Männer ausgemacht. Von den in New York verurtheilten weissen Landstreichern sind die Weiber sogar fast noch um ein Drittel zahlreicher, als die Männer gewesen, und bei den Farbigen, wo alle Rücksichten für das Geschlecht wegzufallen scheinen, wurden in Philadelphia von 1826 bis 1832 fast eben so viele Weiber, als Männer zum Stadtgefängnisse verurtheilt, in New York um die Hälfte mehr weibliche, als männliche Landstreicher, und auch in Boston war, wie in New York, das Verhältniss der verurtheilten farbigen Weiber zu den Männern, wie drei zu zwei".

Beweist dies vielleicht für naturgemässe Entwickelung des weiblichen Geschlechtes in Nordamerika, oder ist es eher ein unzweideutiger Beleg für die gänzliche Verzerrung der gesellschaftlichen Verhältnisse dort jenseits des Atlantischen Oceans? Nur dort, wo die Leidenschaften so hoch gesteigert werden, dass sie das Weib activ und rebellisch machen, kann das schöne Geschlecht dem Manne in Bezug auf Verbrechen den Vorrang abgewinnen. Die allzu grosse Freiheit in Nordamerika wird nicht durch tiefere Geistes- und Gemüthsbildung compensirt; daher in allen Verhältnissen, wo das weibliche Geschlecht in Betrachtung kommt, die Carricatur!

„Zuweilen", sagt A. Quetelet[93]), „fliesst das Verbrechen aus dem Nachahmungsgeiste, der dem Menschen in hohem Grade eigen ist und sich in allen Dingen kund gibt. Keine Handlung ist so extravagant, kein Verbrechen so schwer, dass es nicht Nachahmer fände, namentlich wenn das Publicum viel damit sich beschäftigt hat. Deshalb ist es auch höchst bedauerlich, dass die Tagesblätter und sonstigen Schriften, die von dem Volke begierig gelesen zu werden pflegen, allen möglichen Schändlichkeiten, die in einem Staate vorkommen, zum Echo dienen. Ohne es zu wissen, werden sie eine reiche Quelle der Demoralisation". — Dieser Ausspruch lässt hier vortrefflich sich anwenden.

Auf welchem Standpunkte befindet sich die Volkspresse in Nordamerika? Appellirt dieselbe vielleicht an Vernunft und Liebe; sucht sie die Leidenschaften zu beruhigen und zu tilgen; predigt sie Versöhnung der Gegensätze und lenkt sie die Andacht der grossen Massen den höchsten menschlichen Interessen

zu? Gerade das Gegentheil von alledem thut sie. Die Frauen der Vereinigten Staaten, mindestens in demselben Grade wie die Männer dem Einflusse der Volkspresse unterworfen, haben hiervon den schlimmsten Nutzen, wie eben die Criminalstatistik sehr augenscheinlich beweist.

§. 86.

In Grossbritannien und Irland ist, wie wir schon oben sahen, die Zahl der weiblichen Verbrecher eine sehr bedeutende. Léon Faucher[94]) hat über diesen Gegenstand mehrere interessante Angaben gemacht, deren wir hier mit einigen Worten gedenken wollen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts habe man unter hundert Verbrechern $40,_7$ Frauen gezählt; später nach Abschluss des Friedens, verminderte sich die Criminalität der Frauen und entsprach der Proportion von $18,_5$ zu 100; alsdann erhöhte sich das Verhältniss wieder, und zwar betrug es im Jahre 1843 etwa 22 zu 100, und vier Jahre später $25,_1$ zu 100. „Ueberall, wo die Frau sittlich verdirbt, kommt die Familie herab, oder geräth in Auflösung. Die Zunahme der Verbrechen bei den Frauen ist demnach das gewichtigste, den Fortschritt der Criminalität in England bekundende Symptom".

Der Hang zum Verbrechen entwickelt sich bei beiden Geschlechtern auf den britischen Inseln nicht in demselben Verhältnisse. Faucher theilt mit, dass auf tausend angeklagte Männer 60 unter funfzehn Jahren, 231 im Alter von funfzehn bis zwanzig Jahren, und 709 über zwanzig Jahre alt kamen; dagegen waren von tausend angeklagten Frauen 45 unter funfzehn Jahren, 233 standen zwischen dem funfzehnten und zwanzigsten Lebensjahre, und 722 hatten das zwanzigste Lebensjahr überschritten. Nach Ablauf der Culminationszeit der Verbrechen verminderte sich der Hang zu diesen bei den Männern in dem Verhältnisse von 33 zu 100, und bei den Frauen in dem Verhältnisse wie 25 zu 100.

Faucher verglich die Zahlen der Criminalität je nach dem Geschlechte in England mit denen in Frankreich, und fand, dass, von je tausend Verbrechern, unter zwanzig bis einundzwanzig Jahren waren

in England 291 männl. Geschl., in Frankreich nur 178 männl. Geschlechts,
" " 278 weibl. " " " " 151 weibl. "

Nach einer von Neison aufgestellten, von Faucher und auch von Joseph Fletcher[95]) reproducirten Tabelle, vertheilten in England in der Zeit zwischen 1842 und 1844 die Verbrechen je nach Alter und Geschlecht sich also:

Alter	Zahl der Einw auf 1 Verbrecher Männer	Zahl der Einw auf 1 Verbrecher Frauen	Auf 100 weibl. Verbrecher kamen männliche
Unter 15 Jahren	2024,55	12500,00	475,11
zwischen 15 u. 20 J.	146,12	668,99	350,06
" 20 " 25 "	129,08	770,14	493,33
" 25 " 30 "	167,00	876,14	424,58
" 30 " 40 "	263,56	1224,00	364,33
" 40 " 50 "	399,14	1555,92	289,14
" 50 " 60 "	590,13	2145,09	265,22
Ueber 60 Jahre	1230,00	5373,15	336,98

Das schöne Geschlecht ist also in England stärker zum Verbrechen geneigt, als in Frankreich, trotz der weit weniger hervorragenden Stellung, die das britische Weib, verglichen mit dem französischen, in der Gesellschaft einnimmt. In kritischen Zeiträumen (Kriegen, Handelskrisen) scheint die Zahl der weiblichen Verbrecher in England weit beträchtlicher zu werden, als die Zahl der männlichen, und im Alter zwischen funfzig und sechszig Jahren das Verhältniss der verbrecherischen Frauen zu den verbrecherischen Männern am wenigsten zu contrastiren.

Bei den Männern hatte das Lebensalter zwischen zwanzig und fünfundzwanzig, bei den Frauen das Alter zwischen funfzehn und zwanzig Jahren die grösste Zahl der Verbrecher aufzuweisen. Auch dies ist ein ungünstiges Zeichen; denn anderswo kommt in so frühem Alter noch lange nicht das Maximum der Zahl der Verbrechen vor.

Die von der anglo-sächsischen Rasse bewohnten Länder schleppen, trotz aller angeblichen und wirklichen Freiheit des wohlhabenden Theiles ihrer Bewohner*), sich mit einem ganz jämmerlichen Uebel umher, dem sie, wenn Alles seinen bisherigen Fortgang nimmt, über kurz oder lang erliegen müssen. Die

*) der Arme ist leider überall ein Sklave, ein Rechtloser, ein der inneren Freiheit selbst Beraubter.

Auslöschung des Mittelstandes, die Herrschaft der Selbstsucht und die Unterdrückung der Sympathie rächt sich hier in furchtbarer Weise und wird noch fürchterlicher, als bisher, in der Zukunft sich rächen.

§. 87.

Nach den Forschungen von A. Quetelet[96]) kamen in Frankreich im Jahre 1830 auf hundert männliche dreiundzwanzig weibliche Verbrecher. Wenn man aber die Verbrecher an Personen von den Verbrechern am Eigenthume sonderte, so kamen auf hundert Männer, die am Eigenthume sich vergriffen hatten, sechsundzwanzig Frauen, und auf hundert Männer, die an Personen sich vergriffen hatten, sechszehn Frauen. Quetelet hat aus den für Frankreich ermittelten Documenten folgende Tabelle zusammengestellt:

Art des Verbrechens:	Männer.	Frauen.	Auf 100 Männer kamen Frauen:
Kindsmord	30	426	1320
Abtreibung der Frucht	15	39	260
Vergiftung	77	73	91
Hausdiebstahl	2648	1602	60
Verwandtenmord	44	22	50
Brandstiftung	279	94	34
Kirchenraub	176	47	27
Angriffe auf Vorgesetzte	292	63	22
Diebstahl	10677	2249	21
Falsches Zeugniss u. Verführung	307	51	17
Betrügerischer Bankbruch	353	57	16
Meuchelmord	647	111	12
Falschmünzerei, Fälschung, etc.	1669	177	11
Aufstand	612	60	10
Strassenraub	648	54	8
Verwundungen und Schläge	1447	78	5
Mord	1112	44	4
Gewalt und Angriff auf die Scham	685	7	1
Nothzucht	585	5	1

Quetelet hält zur Verübung des Verbrechens die Vereinigung von drei Bedingungen für nöthig, nämlich den Vorsatz, der von der Sittlichkeit abhängt, die Gelegenheit und die Leichtigkeit der Vollziehung. Dass bei der Frau der Hang zum Verbrechen weniger bemerkt werde, komme daher, weil das weibliche Geschlecht viel mehr durch das Gefühl der Schande und

Schamhaftigkeit zurückgehalten werde, durch seine Abhängigkeit und seine physische Schwäche. —

Es wäre falsch, wollte man behaupten, die Frauen seien mitleidiger und barmherziger, als die Männer, und aus diesem Grunde verübten sie weniger Verbrechen. Wenn man in das Auge fasst, wie gerne das weibliche Geschlecht mit dem Tödten kleiner Hausthiere sich beschäftigt, wie besonders zahlreich dasselbe bei Thierhetzen und Hinrichtungen vertreten ist, so kommt man von dem Glauben an das grosse Mitleid und die grosse Barmherzigkeit der Frauen ab, und neigt immer mehr zu der Annahme der Meinung des belgischen Statistikers hin.

Frauen mit sehr ausgesprochener Weiblichkeit machen nur solcher Verbrechen sich schuldig, zu deren Verübung physische Kraft und ein gewisses Hervortreten nicht gehört; dagegen betheiligen sich Mannweiber, oder überhaupt die robuster angelegten Frauen, mehr an Schandthaten, die physische Kraft und Hervortreten nöthig haben. Die Katze macht keinen Angriff auf Menschen; bedenklich schon ist es mit der wilden Katze; der Tiger aber, der eigentlich nur eine Riesenkatze ist, verspeist Menschen zum Frühstück. Mit der Organisation und mit der Gelegenheit kommt der Hang.

§. 88.

Wenn wir die Ergebnisse, zu denen Quetelet bei Betrachtung der Frankreich betreffenden statistischen Angaben kam, genauer in das Auge fassen, so finden wir, dass das Maximum der Verbrechen bei dem männlichen Geschlechte in die Zeit des fünfundzwanzigsten, bei dem weiblichen Geschlechte in die Zeit des dreissigsten Lebensjahres fällt.

In England gestalten die Verhältnisse sich weit schlimmer für die Frauen, weil dort das Maximum der Verbrechen in eine viel frühere Zeit fällt. Es ist dies eine Thatsache von der grössten Bedeutung, welche mehr als tausend andere Facta beweist, in welcher herzzerreissenden Art das weibliche Geschlecht durch Fabrikselend leiblich und sittlich geschädigt wird.

Unter dem Einflusse etwas mehr natürlicher Verhältnisse muss die grösste Zahl der Verbrechen bei den Frauen immer in

eine etwas spätere Lebenszeit fallen, als bei den Männern, weil jenes Maass von Gelegenheit, Freiheit der Bewegung und moralischer Abhärtung erst später zur Geltung kommt.

Zur Verhütung des Verbrechens bei den Frauen gehört nichts weiter, als die Schaffung natürlicher Lebensverhältnisse, die Beseitigung von Elend und Ueppigkeit, von Emancipation und Sklaverei, von Unwissenheit und Ueberbildung, von Verwahrlosung und raffinirter Hypercivilisation.

Von der Statistik der Erkrankung.

§. 89.

Vermöge der Unterschiede, welche in Organisation, Lebensweise, Beschäftigung und in anderen Stücken zwischen den beiden Geschlechtern walten, muss das Verhältniss der Erkrankungen bei beiden ein anderes sein. Die Statistik hat zahlreiche Belege geliefert, welche diese Vermuthung bewahrheiten und in das hellste Licht setzen. Wollten wir jedoch auch nur den vierten Theil dieser Nachweise reproduciren, so müsste ein Raum dazu bestimmt sein, der die Grenzen unserer Arbeit um ein sehr Bedeutendes überschritte.

„Gewöhnlich gilt", sagt Fr. Oesterlen [97]), „das weibliche Geschlecht sei Krankheiten mehr unterworfen, als das männliche, und nimmt man alle Krankheiten, leichte wie schwere, kurz den ganzen Krankheitsbetrag zusammen, so mag dem allerdings so sein. Soweit jedoch blosse Sterbelisten Aufschluss hierüber geben können, hat das weibliche Geschlecht mindestens an tödtlichen Krankheiten durchschnittlich weniger zu leiden, als das männliche. Dies ist beim ersten Anblick vielleicht um so auffallender, wenn wir bedenken, dass das Weib zwei wichtige Organe (Gebärmutter und Brüste) mehr hat als der Mann, welche beide ihren besonderen Krankheiten unterworfen sind. Nur bringen diese letzteren relativ sehr wenigen Frauen den Tod, und verschwinden jedenfalls vor der Masse schwerer Krankheiten, an welchen der Mann häufiger erkrankt und stirbt, als das Weib".

Oesterlen theilt ferner eine Tabelle von Hoffmann mit, wonach in der Zeit zwischen 1820 und 1834 in Preussen mit den krankhaften Todesursachen bei beiden Geschlechtern also es sich verhielt:

Von einer Million Verstorbener waren entschlafen	Männer	Frauen	zusammengenommen
an inneren acuten Krankheiten	122996	109836	232832
„ inneren chronischen Krankheiten . .	193898	185469	379367
„ rasch tödtenden Krankheitszufällen .	39802	32921	72723
„ äusseren Krankheiten und Schäden .	11087	9165	20257
„ unbestimmten Krankheiten	45062	41108	86170
„ Altersschwäche und Entkräftung . .	58817	95116	123933
des gewaltsamen Todes	12739	3820	16559
an Blattern	4318	3873	8191
durch Niederkunft und Wochenbett . .	—	12867	12867
gleich bei der Geburt (als todtgeboren) .	27066	20040	47106
zusammengenommen	515785	484215	1000000

Im Allgemeinen ist also das weibliche Geschlecht etwas weniger von Krankheiten belästigt und gefährdet, als das männliche.

Die Ursache dieser Erscheinung ist zu einem ganz geringen Theile in der grösseren Zähigkeit des weiblichen Organismus, hauptsächlich aber in dem Umstande zu suchen, dass der Mann durch seine Beschäftigung u. s. w. grösseren Gefahren in der äusseren Welt gegenübersteht und weit mehr durch Unmässigkeit sündigt, als die Frau. Je mannigfaltiger die äusseren Verhältnisse, die Gefahren des Berufes, desto grösser die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Erkrankens. Werden nun diese Gefahren durch Ausschweifung im Bauche und in der Liebe noch erhöht, so wird die Wahrscheinlicnkeit des Erkrankens immer grösser.

In derselben Weise wie Ausschweifung, vermehrt das Elend die Einsatzpunkte für den Hebel der Krankheit. Wenn beide Geschlechter gleichmässig unter dem Joche des Elends seufzen, so wird doch das männliche mehr das Opfer der Krankheit werden, als das weibliche, weil das erstere weit mehr als das letztere den Strapazen unterworfen ist.

§. 90.

Alfonso Corradi[98]) zählte in Bologna in dem Zeitraume zwischen den Jahren 1820 und 1854 zusammen 4239 Fälle plötzlich erfolgten Todes. Unter diesen 4239 plötzlich verstorbenen Personen waren 2398 männlichen und 1841 weiblichen Geschlechts, und im Durchschnitte kamen auf ein Jahr $68,_{51}$ Männer und $52,_{60}$ Frauen. Von diesen sämmtlichen Fällen plötzlichen Todes prüfte Corradi 4189 in Bezug ihrer Vertheilung auf das Alter genauer, und kam zu folgenden Ergebnissen:

Altersperiode	Männer	Frauen	Zusammengenommen
zwischen 2 und 7 Jahren	5	1	6
" 8 " 13 "	3	1	4
" 14 " 24 "	31	20	51
" 25 " 34 "	67	52	119
" 35 " 44 "	185	96	281
" 45 " 59 "	558	350	908
" 60 " 69 "	662	532	1194
" 70 " 79 "	643	568	1211
" 80 " 89 "	202	195	397
" 90 " 94 "	9	7	16
über 95 "	1	1	2
zusammengenommen	2366	1823	4189

Diese Zahlen sind von dem grössten Interesse; denn sie stimmen ganz mit dem über das Erkrankungsverhältniss der Frauen Gesagten überein; sie beweisen, dass das weibliche Geschlecht, weil weniger unmässig und weniger äusseren Beschwerlichkeiten ausgesetzt, auch weniger der Gefahr plötzlichen Todes unterliegt.

Wir sehen, dass in dem Alter zwischen sechszig und siebenzig Jahren bei Männern und zwischen siebenzig und achtzig Jahren bei Frauen die grösste Zahl der Fälle plötzlichen Todes erfolgte. Es deutet dies nicht nur grössere Lebenszähigkeit bei dem weiblichen Geschlechte an, sondern ist auch ein Ausdruck der Thatsache, dass die Frau im Allgemeinen erst mit Eintritt in den Wittwenstand den eigentlichen Kampf um das Dasein aufnimmt, und andererseits erst in vorgeschrittenem Lebensalter der Unmässigkeit sich hingibt (wo überhaupt dies der Fall ist).

§. 91.

Wir haben bisher die Ueberzeugung gewonnen, dass im Grossen und Ganzen die Frauen etwas weniger den Erkrankungen überhaupt unterworfen seien, als die Männer; Dietrich Wilhelm Heinrich Busch[99]) dagegen suchte den Nachweis zu liefern, dass das Umgekehrte der Fall sei, und suchte den von ihm sehr häufig citirten Carl Ludwig Klose, der auf dem Grunde unserer Ueberzeugung steht, zu widerlegen. Busch stützt seinen Beweis auf ein die ärztliche Armenpraxis in der Zeit zwischen 1824 und 1832 zu Berlin betreffendes Document von Moser, und verwirft die Ergebnisse der Hospitalsstatistik in den verschiedenen Ländern. — Obgleich ich auf diese Art von Statistik auch nicht gesonnen sein könnte, zu schwören, so möchte ich doch auch auf jenes Document, welches ja nur eine Stadt, eine Volksschichte und einen beschränkten Zeitraum betrifft, nicht allzuviel Gewicht legen.

Busch bemerkt unter Anderem: „Dieses Uebergewicht, welches das Weib in Bezug auf Krankheiten gegen den Mann zeigt, ist, abgesehen von den Geschlechtsverrichtungen, in dem eigenthümlichen Bau des weiblichen Organismus begründet, und wenn auch in der durch die Civilisation geordneten Lebensweise die grössere Zahl der Krankheiten ihre Bedingung findet, so wirkt diese doch auch in gleichem und höherem Grade auf das männliche Geschlecht ein, ohne doch in demselben eine gleiche Wirkung hervorzurufen; es muss also auch hier der Unterschied wiederum durch das Geschlecht bedingt werden“.

Gerade die durch die eigenthümliche Beschaffenheit des weiblichen Organismus bedingte Zähigkeit ist eine der Ursachen der im Grossen und Ganzen geringeren Erkrankungsproportion der Frauen; der Bau des Weibes lässt grösseren Widerstand gegen die Einwirkungen der äusseren Welt zu. Wenn das schöne Geschlecht in Wirklichkeit mehr mit Krankheiten zu thun hätte, als das männliche, so müsste dies entschieden durch grössere Sterblichkeit sich ausdrücken. Nun wissen wir aber, dass die Frauen im Ganzen genommen länger leben und dass deren

Sterblichkeit weit günstiger sich gestaltet, als bei den Männern dies der Fall ist.

In den nothleidenden Volksklassen, also denjenigen Schichten einer Nation, welche ausschliesslich Gegenstand der ärztlichen Armenpraxis sind, kann man das Bestehen normaler Verhältnisse nicht annehmen. Hier ruht auf den Frauen eine Last, der auch die zäheste Organisation für die Dauer Widerstand nicht leistet. Daher erkranken gerade in diesen Klassen, und zumal in Berlin, mehr Frauen. Diese Thatsache berechtigt noch nicht dazu, auf das ganze weibliche Geschlecht zu schliessen.

§. 92.

„Studiren wir in unseren Städten", sagt Charles Dupin [100]), „das Schicksal des weiblichen Geschlechtes: es ist anständig und süss bei den reichen und selbst bei den einigermaassen wohlhabenden Klassen. Aber, wie verschieden hiervon ist es bei den bedrängten Klassen, wo Mann und Frau gezwungen sind, alle ihre geistigen und leiblichen Kräfte zu vereinigen, um ihr und ihrer Kinder Dasein zu fristen".

Und so wie es in den Städten Frankreichs ist, so (und oft in noch höherem Grade) ist es in der ganzen Welt und insbesondere an Orten, wo viele Menschen sich vereinigen, viel Fabrication und Kaufmannsthum die physische und moralische Atmosphäre vergiftet.

Wir können mit der grössten Sicherheit annehmen, dass diejenigen Oertlichkeiten, welche eine die Ziffer der Erkrankung des männlichen Geschlechtes weit überschreitende Morbilität des weiblichen Geschlechtes bekunden, in jeder Beziehung verpestet und der grössten Sorgfalt aller Menschenfreunde bedürftig sind. An allen solchen Orten steht es mit Verbrechen und Lastern sehr schlimm, und gerathen einmal Seuchen dorthin, so wüthen sie in wahrhaft erschrecklicher Weise unter den Menschen.

Die Frauen in der Naturlehre.

§. 93.

Verschiedene Schriftsteller haben die Frauen mit dem Namen von Venusthieren belegt; z. B. that dies der Reisende Johann Janssen Strauss [101]). Wenn wir das weibliche Geschlecht aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachten, so kommt es uns vor, als sei jener Titel nur theilweise ein richtiger, weil die Geschlechtsfunction nur eine der Thätigkeiten des weiblichen Organismus ist und die Frau nicht nur empfängt, trägt, gebärt und säugt, sondern auch anderen Geschäften obliegt, nämlich auch jenen, welche auf die Ernährung abzielen.

Der Mensch überhaupt steht unter der Botmässigkeit von Venus und Bacchus; Minerva übt nur auf wenige Auserlesene Gewalt aus. Daher ist der Mensch überhaupt ein Venus- und Bacchusthier zugleich. Weil nun aber die Frauen mehr lieben und die Männer mehr dem Bauche dienen, darum werden jene mehr mit Venus, diese mehr mit Bacchus zusammengebracht. Und weil manche Autoren die fatale Gewohnheit haben, in dem Zweihänder vorzugsweise und zunächst eine Fortpflanzungs- und Fressmaschine zu sehen, darum nennen sie die Frauen Venusthiere, und rechnen sich selber, jedoch stillschweigend, zu den Bacchusthieren.

§. 94.

Die Frau ist die nothwendige Ergänzung des Mannes;

Mann und Weib zusammen machen erst ein vollkommenes Individuum aus. Steigen wir herab auf der Stufenleiter der Thierwelt, so kommen wir zu Wesen, die beide Geschlechter in einer Person vereinigen. Im Fortschritte der Entwickelung trennen sich die Geschlechter, und nun müssen die männlichen und weiblichen Thiere sich aufsuchen, um in aller Gemüthlichkeit, oder auch in aller Ungemüthlichkeit, zusammen zu leben und die Rasse fortzupflanzen. Männer und Weiber sind daher unauflöslich an einander gekettet, einander unentbehrlich, einander so beigeordnet, dass der stärkere Theil den schwächeren beschützt und dass die Obliegenheiten, je nach den durch die Organisation bedingten Fähigkeiten, getheilt werden.

§. 95.

„Die Männer und Weiber", sagt Heinrich Home[102]), „sind in Ansehung der Grundlinien, sowohl der innerlichen Gemüthsbeschaffenheit als auch der äusserlichen Gestalt nach, vollkommen einerlei. Jedoch die Natur, welche sie zu Gatten bestimmte, hat ihnen unterschiedene Charaktere gegeben, die dessen ungeachtet so mit einander übereinstimmen, dass sie zusammen die angenehmste Harmonie hervorbringen. Der Mann, welcher von Natur mehr Stärke hat, ist geschickt zu harter Arbeit und Feldverrichtungen, und die Frau zu ruhigen Beschäftigungen und besonders zur Pflege der Kinder. Das Gemüth trägt auch zu diesem Unterschiede vieles bei. Ein Knabe läuft allezeit herum, vergnügt sich an einem Balle, und reitet auf einem Stecken aus Mangel eines Pferdes. Ein Mädchen hat weniger Neigung, sich zu bewegen; ihre erste Beschäftigung ist eine Puppe, welche es mit Vergnügen an- und auskleidet. Der Mann, der kühn und stark ist, schickt sich zu einem Beschützer; die Frau, welche zart und furchtsam ist, bedarf eines Schutzes. Der Mann, als Beschützer, wird von der Natur zu regieren angetrieben; die Frau, welche ihre Schwäche kennt, ist zum Gehorsame geneigt*). Ihre Verstandeskräfte kommen mit der Bestimmung der Natur überein. Die Männer haben Scharfsinn

*) oder besser: disponirt, regiert zu werden.

und gründliche Urtheilskraft, um sich zur Regierung geschickt zu machen; die Weiber haben hinlänglichen Verstand, um unter einer guten Regierung eine anständige Figur zu machen. Ein grösseres Verhältniss würde gefährliche Eifersucht erwecken. Man kann noch einen anderen Hauptunterschied des Charakters hinzusetzen: nämlich die sanften und einschmeichelnden Sitten des weiblichen Geschlechts sollen das Rauhe bei dem anderen Geschlechte mildern, und die Weiber werden überall, wo sie einige Freiheit haben, eher artig machen*), als die Männer". — So spricht Home.

Beide Geschlechter haben das allgemein Menschliche gemeinsam; im Einzelnen aber müssen sie so von einander abweichen, wie die Schraube von der Schraubenmutter, damit sie zusammenpassen und als harmonische Individualität bestehen, die Gattung fortpflanzen können. Die Verschiedenheiten der Organisation sind der Stachel des Reizes, welcher Männer und Frauen zusammenführt; der Mann fühlt unbewusst, dass er durch das Weib sich ergänzen müsse, und die Frau fühlt unbewusst, dass sie durch den Mann sich ergänzen müsse. Dieses Verhältniss der Gegenseitigkeit macht die Frau zur Gefährtin, nicht aber zur Sklavin des Mannes.

§. 96.

Die Naturlehre der Frauen möge mit physiognomischen Untersuchungen beginnen; denn wenn wir das schöne Geschlecht studiren, so sehen wir zunächst das Gesicht uns an: die Augen, den Mund, die Lippen, die Nase, die Ohren, die Wangen, die Zähne, das Haar, die Stirne, die Farbe der Haut, etc. Weil wir das Gesicht halten für den Spiegel der Seele, für den Ausdruck des Fühlens, des Denkens, des Wollens; weil uns das Gesicht schliessen lässt auf Gesundheit, ebenso wie auf Schicksal und Entwickelung; — darum dürfen wir an diesem Theile des Leibes nicht vorübergehen, ohne genau ihn zu betrachten.

Indessen lässt aus dem Gesichte allein niemals mit absoluter Gewissheit auf den ganzen physischen und moralischen Charakter

*) nämlich die Leute, die Gesellschaft, die Massen der Zweihänder

des betreffenden Weibes sich schliessen; es gehören zu einem solchen Schlusse noch viele andere Voraussetzungen, die jenseits des Gesichtsausdruckes liegen. Doch bleibt dieser letztere immer ein vortreffliches Hülfsmittel zur Werthschätzung der Frauen, zur Beurtheilung ihrer Wesenheit.

Von der Physiognomik.*)

§. 97.

Das gemeine Vorurtheil drängt die Meinung auf, schöne Frauen seien auch intellectuell und moralisch schön, und es wohne, wie die Formel lautet, auch in dem schönen Leibe eine schöne Seele. Mit der Schönheit ist es eine gar eigenthümliche Sache, und der Schönheitsbegriff ist das Relativste in der Welt. Bei den civilisirten Europäern wird ein interessantes, ein regelmässig gebautes, ein klassisches Frauengesicht noch nicht mit einem schönen für gleichbedeutend gehalten, sondern jede Art ist eine Art für sich; jede Kategorie entspricht einer bestimmten moralischen Gesammtverfassung des Weibes.

Schönheit, Interessantheit, Regelmässigkeit, Klassicität eines Frauengesichtes können mit hervorragenden oder guten Geistes- und Herzenseigenschaften verbunden sein; aber sie können ebenso gut auch an die betrübendsten Geistes- und Herzenseigenschaften sich knüpfen. Man kann sagen, dass nur die sogenannten interessanten Gesichter mit ausgebildeteren geistigen Vermögen in Einklang stehen, und dass an die klassischen Formen des Antlitzes charakteristische Geistes und Gemüthszustände häufig sich knüpfen; aber die sogenannten schönen Gesichter gehören leider nur selten Genien, dagegen doch meistens nur Puppenköpfen an. Erhabene Frauen mit klassisch-schönen, interessanten Gesichtern sind seltene Edelsteine, die man zuweilen auch mit der Laterne des Diogenes vergeblich sucht.

*) im engeren Sinne

Die Stirne.

§. 98.

Die Stirne hat bei den Frauen mannigfache physiognomische Bedeutung. Hieronymus Cardanus[103]) theilte in einer äusserst interessanten, mit sehr zahlreichen Abbildungen versehenen Schrift Wahres und Fabelhaftes in Hülle und Fülle bezüglich der Bedeutung der Stirnlinien mit, trug aber hierbei mehr den Interessen der Wahrsager, als den Bedürfnissen der wissenschaftlichen Physiognomiker Rechnung.

Carl Gustav Carus[104]) lässt die echt-weibliche Stirne dem kindlichen Charakter nahe stehen, lässt leere, runde Stirnen ohne alle besondere Schwellung immer als ungünstiges Zeichen für den Geist gelten. „Die längs der Mittellinie der Stirne in der Richtung des reinen Profils entwickelten einzelnen Schwellungen steigern bei einem überhaupt gut entwickelten vorderen Schädelwirbel entschieden den Ausdruck gegenständlicher Kraft der Intelligenz". „Was die seitlichen Schwellungen der Stirne, oder die der beiden einzelnen Stirnbeine betrifft, so müssen sie betrachtet werden als den Ausdruck des Analytischen überhaupt verstärkend, sowohl in unbewusster Entwickelung der organischen Bildung, welche hier mehr nach dem Gegensatze seitlicher Hälften auseinander weicht, als in der bewussten Region des diese Bildung bestimmenden seelischen Princips, welches hier mehr für die Erfassung des Gegensatzes im Sein und Begriff sich eignet. Wo daher auf einer überhaupt mehr breiten Stirne diejenigen Schwellungen, welche die Mitte einer jeden Stirnhälfte einnehmen (Stirnhöcker) besonders sich hervorheben, da wird sich dadurch die Anlage zu einem scharf unterscheidenden, trennenden Verstande allemal entschieden aussprechen". — Dies Alles, für beide Geschlechter geltend, ist sehr wohl geeignet, in Verbindung mit anderen Merkmalen der Physiognomie zu Charakterisirung weiblicher Gesammtverfassung beizutragen.

Nähert die Stirne der Frau sich der Form der männlichen Stirne, so begegnen uns in dem ganzen Wesen eines solchen Weibes verschiedene Eigenthümlichkeiten des männlichen Cha-

rakters. Die mehr kindlichen Frauenstirnen mit weniger ausgeprägten Schwellungen können unter Umständen, ja vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, auf das Vorwalten des Gemüthes und geringere Ausbildung der Intelligenz hinweisen.

§. 99.

Das Runzeln der Stirne, die Falten, welche insbesondere während Gemüthsbewegungen in der Haut der Stirne sich bilden, dies wirft Licht auf die moralische Verfassung des Weibes. Es kann das Falten der Stirnhaut zunächst in verticaler und in horizontaler Richtung erfolgen; nach einer jeden Richtung hin kommt besondere Bedeutung ihm zu. Theodor Piderit[105]) bemerkt unter Anderem, da er von den senkrechten Stirnfalten handelt: „Wenn diese sich in einem Gesichte ausgeprägt haben, so geben sie zu erkennen, dass der Mensch häufig und andauernd verstimmt gewesen ist. Die Ursachen der Verstimmung können aber einestheils äusserliche, anderntheils innerliche sein, und man findet deshalb die senkrechten Stirnfalten: bei Menschen, welche von Sorgen, Unglück und Leiden heimgesucht worden sind, vorzüglich bei Menschen, welche an schmerzhaften Krankheiten leiden; bei leicht verstimmten, verdriesslichen, zornigen Menschen; bei eifrigen Denkern; bei Menschen, deren Denkthätigkeit eine angestrengte, aber unbefriedigte zu sein pflegt; bei Menschen mit empfindlichen Augen; in Folge von Kurzsichtigkeit“.

„Am unnatürlichsten und unheimlichsten erscheinen diese Falten“, sagt Piderit weiter, „in weiblichen Gesichtern, denn das weibliche Antlitz soll den Stempel der Sanftmuth tragen; senkrechte Stirnfalten aber geben dem Gesichte einen zornmüthigen, finsteren, unweiblichen Ausdruck“. „Vorzugsweise ist es die kritische, analysirende Denkthätigkeit, welche das Erscheinen senkrechter Falten auf der Stirne veranlasst, weil durch die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gar leicht Ungeduld und Verstimmung verursacht wird“. — So Piderit.

Bei dem weiblichen Geschlechte haben senkrechte Stirnfalten verhältnissmässig noch mehr zu bedeuten, als bei dem männlichen Geschlechte; denn die Ursachen, welche derartige

Falten erwirken, müssen schon mit grosser Intensität ihren Einfluss geltend machen, wenn die weibliche Organisation dauernd davon betroffen werden soll. Wo uns also bei Frauen senkrechte Stirnfalten begegnen, dort haben wir allen Grund, das Dasein von Eigenschaften zu vermuthen, welche dem Durchschnitte der Weiber nicht anzugehören pflegen, und können annehmen, dass die betreffende Frau entweder ihre Leidensgeschichte habe, oder nahezu mit männlicher Denkkraft und Energie ausgerüstet sei, oder ein grösseres Maass jener activen Leidenschaften beherberge, die an eine sehr ausgebildete und gereizte Leber, an das cholerische Temperament und an ein durch Erziehung und Verhältnisse gereiztes Nervensystem sich knüpfen. Solche Frauen können indessen mit Liebe und Gemüthsruhe leicht regiert, und es kann die Tiefe ihrer senkrechten Stirnfalten immer mehr vermindert werden.

§. 100.

Das Runzeln der Stirne wird von Charles Darwin[106]) also erklärt, dass dieses Phänomen „nicht der Ausdruck der einfachen Ueberlegung, wie tief eingehend dasselbe auch sein mag, oder der wenn auch noch so intensiven Aufmerksamkeit ist, sondern der Ausdruck für irgend eine Schwierigkeit oder etwas Unangenehmes, was während eines Gedankenzuges oder bei einer Handlung erfahren wird. Daher kommt es, dass das Stirnerunzeln dem Gesichte gewöhnlich, wie Ch. Bell bemerkt, den Ausdruck intellectueller Energie gibt. Damit aber diese Wirkung hervorgebracht werde, müssen die Augen klar und fest sein oder nach abwärts gerichtet werden, wie es häufig beim tiefen Denken vorkommt. Das Gesicht muss nicht auf andere Weise gestört sein, wie es bei einem übelgelaunten oder mürrischen Menschen der Fall ist, oder bei einem, welcher die Wirkungen lange anhaltenden Leidens zeigt, mit matten Augen und schlaff herabhängenden Kinnladen, oder welcher einen schlechten Geschmack in seiner Speise wahrnimmt, oder der es schwierig findet, irgend eine unbedeutende Handlung, wie das Einfädeln einer Nadel, auszuführen. In diesen Fällen kann man häufig ein Stirnerunzeln eintreten sehen; es wird aber hier

von irgend einer anderen Ausdrucksform begleitet sein, welche es vollständig verhindert, dass das Gesicht den Anblick intellectueller Energie oder tiefen Denkens darbietet". — Dies Darwin's Worte.

Wenn also das Runzeln der Stirne, und insbesondere die Bildung verticaler Falten, Ergebniss der Wirkung von Schwierigkeiten, Hindernissen im Denken und Handeln, Unannehmlichkeiten im gemeinen Leben, etc., ist oder sein kann, so wird jedes Frauenzimmer, dessen Stirne für gewöhnlich schon sich in Falten legt, Schwierigkeiten, Schicksalsschläge und Unannehmlichkeiten zur Genüge erfahren haben. An den Hindernissen pflegt der Widerstand zu erstarken, und die organischen Bildungen, welche unter dem Einflusse heftiger Reaction des körperlichen, besonders aber des moralischen Menschen werden, zeigen immer die Spuren dieses Einflusses.

Bei ungeeigneter Erziehung eines kränklichen weiblichen Organismus kann es wohl vorkommen, dass die Haut der Stirne beträchtlicher sich in Falten legt, als unter dem Wirken guter Erziehung dies stattgefunden hätte; denn fehlerhafte Erziehung vermehrt die Zahl der Schwierigkeiten und Hemmnisse, anstatt solche aus dem Wege zu räumen.

§. 101.

Viele sehr richtige Bemerkungen über die Physiognomik der Stirne, und für unseren Fall der Stirne der Frauen, finden wir bei Samuel Fuchs [107]), der Gesicht und Augen dem sorgfältigsten Studium unterzog. Zuvörderst hält Fuchs eine mittelmässige Stirne im Allgemeinen für günstiger, denn eine grosse oder eine kleine. Menschen mit allzu breiten Stirnen seien weder der Weisheit noch der Tugend zugewandt, sondern mehr den Speisen und Getränken, in deren Vertilgung sie mitunter Grosses leisteten, seien träge, schliefen in Kirchen und Theatern leicht ein. Die allzu wenig ausgebildete, die beziehungsweise zu kleine Stirne zeige wohl Beweglichkeit an, aber keine grossen Eigenschaften des Geistes, sondern im Gegentheile eine gewisse Schwäche und Hinneigung zur Weibischkeit. Wenn die Stirne verlängert sei, bedeute dies Gutes für den Zustand der sinn-

lichen Wahrnehmung und der Gelehrigkeit; zuweilen verbände sich mit der verlängerten Stirne Heftigkeit des Gemüthes, die nach Verfluss des jugendlichen Alters die Kraft übertreffen könne. Eine allzu enge Stirne weise auf Unverständigkeit und Ungeschicklichkeit. Und so erzählt denn Fuchs noch sehr viel von der Bedeutung der Stirnformen, was zu reproduciren weder erspriesslich, noch von wissenschaftlichem Interesse ist.

Keine Frau kann aus der Form ihrer Stirne allein richtig nach Charakter beurtheilt werden. Die Stirne ist nur ein Zeichen, und der ganze moralische Charakter kommt durch sehr viele Zeichen zum Ausdrucke. Aber, hat man über die Beschaffenheit der anderen Merkmale Gewissheit sich verschafft, so wird das Merkmal der Stirne sehr geeignet sein, bei der Diagnose den Ausschlag zu geben. Eine regelmässig geformte, mittelmässig hohe und mittelmässig breite Stirne wird im Allgemeinen auf sehr löbliche Eigenschaften hinweisen, und dies insbesondere, wenn die anderen Momente des Baues und der Entwickelung hiermit übereinstimmen.

Frauen mit allzu kleinen Stirnen und grösserem Hinterkopfe sind zuweilen äusserst gefährlich, während die mit allzu grossen Stirnen nicht selten durch Gewaltthätigkeit, Kälte, Mangel an Poësie sich auszeichnen. Beiderlei Sorten werden kaum jemals zu genialen und gefühlvollen Männern passen, um so besser vielleicht zu praktischen Materialisten, prosaïschen Durchschnittsmenschen und anderen Vettern des Orang-Utan und des Gorilla.

§. 102.

Interessant ist die von Aristoteles[108]) gegebene Charakterisirung der verschiedenen Stirnen. Aristoteles bezeichnet nämlich die Menschen mit kleiner Stirne als unbändig, ähnlich den Eseln; die Menschen mit grosser Stirne als langsam, ähnlich den Ochsen; die mit runder Stirne als unvernünftig, ähnlich den Eseln; die mit etwas mehr ebener Stirne als klug, ähnlich den Hunden; die mit mässig grosser quadratischer Stirne als grossherzig, ähnlich den Löwen. Die (wenn man so sagen

darf) zusammengezogene Stirne weise auf Schmeichler hin und auf leidenschaftliche Menschen.

Wenn man diese Charakterisirung auf das weibliche Geschlecht anwendet, so wird man selbe im Grossen und Ganzen auch hier zutreffend finden, und es wird stets sich bewahrheiten, dass allzu kleine, und besonders die zusammengedrückten Stirnen Frauenzimmern angehören, die in mehr als einer Beziehung mit Vorsicht behandelt sein wollen, ja zuweilen mit solcher Vorsicht, wie die gefährlichen Bewohner jener Hütten, über welche die alten Römer die Worte setzten „cave canem“.

Das Haar.

§. 103.

Frauen, denen das Haar allzu tief in die Stirne hineinwächst, weichen ebenso wie jene, deren Haarlinie allzu weit über der normalen Grenze läuft, mehr oder weniger von dem Stande der goldenen Mittelstrasse ab, und pflegen durch eine oder mehrere besondere, selten sehr angenehme, Eigenschaften sich auszuzeichnen. Ich sah einmal in einem Mönchs-Kloster die Köchin; eine sonst nicht hässliche Person, begann ihr Haarwuchs schon in der Mitte der Stirne, und man sagte mir, diese Jungfrau habe an den Mönchen nicht es sich genügen, sondern noch anderweitig mit Freude und sehr nachdrücklich sich den Hof machen lassen. Ob die Nachkommen dieses Geschöpfes die niedrige Stirne der Mutter erbten, ist mir nicht bekannt geworden.

Es kann angenommen werden, dass gesunde Frauen üppigeren Haarwuchs und bessere Farbe des Haares bekunden, als kränkliche und kranke. Wo also mehr normaler Haarwuchs, gesundes Haar uns begegnet, dürfen wir im Allgemeinen auf ein gesunderes Temperament, auf normalere Constitution schliessen, auf mehr Heiterkeit und Freudigkeit, auf mehr Lebenslust, zuweilen auch auf heftigere Triebe und Begehrungen, denen jedoch der Charakter des Krankhaften fehlt.

Anders bei allzu spärlichem, glanzlosem, missfarbigem, leicht

ausgehendem Haar. Hier zeigen Temperament und Constitution sich minder günstig: anstatt des Robusten, des Lebensmuthigen, Fröhlichen, sehen wir das Schwächliche, Kränkliche, Betrübte; es fehlt an Saft und Kraft; wenn auch das Gehirn zuweilen das Höchste leistet, so tragen die Producte dieser Thätigkeit das Merkmal der Pathologie.

§. 104.

Nach der Farbe des Kopfhaares unterscheiden sich die Frauen in Blondinen, Brünetten, Rothhaarige und Schwarzhaarige. Im Allgemeinen entscheidet die Farbe des Hauptbaares noch nicht darüber, ob man mit einer guten oder bösen, nobel oder pöbelhaft angelegten, gesunden oder kranken, offenen oder hinterlistigen, liberalen oder engherzigen, ruhigen oder leidenschaftlichen, treuen oder falschen Weibsperson es zu thun habe; aber man kann immerhin annehmen, dass die Heftigkeit in Production von Gedanken, Gefühlen, Trieben, Leidenschaften mit dem Dunklerwerden des Haares wachse, dass im Grossen und Ganzen die Dunklen mit rasch dahin brausenden, die Hellen mit langsam fliessenden Gewässern verglichen werden können.

Joannes Baptista Porta[109]) bringt das gelblich-röthliche Haar mit einer Complexion zusammen, die jener, welche mit schwarzem Haupthaare einhergeht, an Hitzigkeit nachsteht. Polemon[110]) setzt Menschen mit krausem Haare grosse Furchtsamkeit und Unverschämtheit auf die Rechnung; solchen mit borstenartig stehendem Haare albernes und dummes Benehmen. Halte das Haar zwischen diesen beiden Arten die Mitte, so sei dies ein gutes Zeichen. Wer hartes Haar besitze, sei ein wilder Mensch. Das sehr weiche Haar deute auf weibliche Eigenschaften hin. Das zwischen diesen beiden Arten stehende Haar weise auf löbliche Eigenschaften hin. Das schwarze Haar deute Furchtsamkeit an, das gelbe oder weissliche Dummheit oder Bösartigkeit, das an das Goldgelbe erinnernde Gelehrigkeit, Sanftmuth und gute Zustände, das rothe sei keineswegs ein Zeichen guter Eigenschaften. — Dass diese Bestimmungen nur theilweise zutreffend, aber anderntheils sehr willkürlich sind, gewahrt man auf den ersten Blick.

Inwieweit krauses Haar mit Furchtsamkeit und Unverschämtheit in Beziehung steht, inwieweit Frauen mit krausem Haar furchtsam und unverschämt sind, vermag ich nicht zu beurtheilen; es gibt kraushaarige Menschen, die furchtsam und verschämt, andere, die furchtlos und unverschämt sind; dass aber die Kraushaarigen in moralischer Beziehung irgendwie von den Schlichthaarigen sich unterscheiden, ist sicher und gewiss.

Frauen mit struppigem, borstenartig abstehendem Haar werden in der grösseren Mehrzahl der Fälle auch struppig und borstenartig nach ihrem Wesen sein, weniger von natürlichem Tacte haben, weniger Feinheit beweisen, sondern in Derbheit und Grobheit sich gefallen. Weichheit des Haares gehört entschieden zu den Zeichen der Weiblichkeit, und ein feiner, gefühlvoller, naturfrischer Mann wird zumeist instinctmässig eine Frau mit weichem Kopfhaare sich erwählen.

Ein Weib mit schwarzem Haar pflegt mächtige Leidenschaften zu beherbergen. Man darf indessen nicht glauben, dass die Leidenschaften gerade mit dem Hellerwerden des Kopfhaares sich vermindern: es kann keine beweglicheren und lebendigeren Frauen geben, als in Kopenhagen, und doch ist hier das Blond äusserst vorherrschend.

Die Frauen mit dunklem Haar werden jenen mit hellem in vielen Stücken entgegengesetzt; die ersteren will man als offener und treuer, die letzteren als verschlossener und falscher kennen gelernt haben. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen, haben derartige Phrasen keinen Werth, denn es kommt immer auf tausend Verhältnisse der Erblichkeit, der Erziehung, des Berufes, des Standes der Glücksgüter u. s. w. an, ob eine Frauensperson temper oder nicht-temper, gut oder böse wird, nach dieser oder jener Richtung hin sich entwickelt. Die Farbe des Haares, oder besser ausgedrückt: die ganze Eigenart, zu deren Merkmalen die Farbe des Haares gehört, wirkt auf Specialitäten modificirend, gibt aber nicht die Entscheidung.

Mit den rothhaarigen Frauen kann man Frieden und Freundschaft erhalten, wenn man sehr vorsichtig ist; mit ihnen spielen, heisst: mit Zündhölzern spielen.

§. 105.

Abgesehen von dem Grade der Gesundheit, hängt die Dichtigkeit der Behaarung von der Summe jener Verhältnisse ab, welche man unter dem Namen Constitution und Temperament begreift. G. Calvert Holland[111]) prüfte die Beziehungen der verschiedenen Temperamente zum Haarwuchse und fand, dass Menschen des sogenannten biliösen oder cholerischen Temperaments am stärksten behaart seien.

Das cholerische Temperament ist das heftigste; bei Menschen dieses Temperamentes gehen die Verrichtungen aller Organe mit der grössten Intensität von Statten. Aus diesem Grunde sind Stoffumsatz und Ernährung, somit auch Haarbildung, am beträchtlichsten. Darf man aus üppigem Haarwuchse auf die Anwesenheit des cholerischen Temperamentes schliessen? Unter keiner Bedingung; denn innerhalb aller Temperamente gibt es Individuen, welche durch starken Haarwuchs sich auszeichnen. Aber wenn Frauen mit grosser Haarfülle dunkle Haarfarbe, entsprechende Augen, scharfe Umrisse der Leibestheile bekunden, dann ist von jener Constitution die Rede, welche die Unterlage und Voraussetzung des cholerischen Temperamentes ausmacht.

Die Augen.

§. 106.

Es gibt Frauen von ausnehmender Hässlichkeit, aber mit ungemein vielsagenden, geisterfüllten Augen; und es gibt Frauen von ausnehmender Schönheit, aber mit ungemein nichtssagenden, geistlosen Augen. Nehmen wir bei beiden Kategorieen dasselbe Maass irdischer Güter, die nämliche gesellschaftliche Stellung an, und denken wir, die umschwärmenden Männer wären von einer und der nämlichen Art, liessen nicht durch Geld und Geldeswerth zu Ehebündnissen sich bestimmen, so dürfen wir glauben, dass von den Hässlichen mit den vielsagenden, geisterfüllten Augen eine grössere Zahl zu Ehegattinnen werde erwählt werden, als von den Schönen mit nichtssagenden, geistlosen Augen.

So gross ist der Einfluss, den das Auge der Frau auf den Mann übt.

Dass die Wirkung des Auges überwiegend sein müsse, ist selbstverständlich; denn dieses Organ vermittelt in noch weit höherem Maasse, als die Zunge, unsere Gefühle und Gedanken, ist weit mehr, als das ganze übrige Gesicht, der Spiegel der Seele. Was bedeutet alles Mienenspiel ohne das Auge? Wie viel sagt nicht der Blick allein bei vollem Schweigen alles Mienenspiels? Dass das weibliche Geschlecht seit Urzeiten das Auge der grössten Sorgfalt würdigte und die Augensprache inbrünstig studirte, ist so selbstverständlich, dass jede weitere Erörterung dieses Gegenstandes überflüssig sich macht.

§. 107.

In ganz eigenthümlicher Beziehung steht die Farbe des weiblichen Auges zur Prostitution. A. J B. Parent-Duchatelet [112]) prüfte die prostituirten Frauenzimmer zu Paris, einheimische so gut wie fremde, auf die Farbe ihrer Augen, und fand, dass im Ganzen genommen das Grau vorherrschte. Unterschied er aber die Heimathgegenden der Prostituirten in nördliche, mittlere und südliche Länder, so war nur bei den Töchtern dieser letzteren das Braun vorherrschend, wogegen die Kinder des Nordens und der Mitte vorwiegend das Grau bekundeten. Zu besserer Erläuterung die folgenden Zahlen Parent-Duchatelet's: Von 12454 allen Städten und Ländern angehörigen prostituirten Frauen hatten

graue	Augen	4612,	mithin kamen auf 1000 Prost.	870,32	mit	grauen	Augen
braune	„	3529	„ „ „ „ „	283,36	„	braunen	„
blaue	„	2878	„ „ „ „ „	231,09	„	blauen	„
rothgelbe	„	730	„ „ „ „ „	58,61	„	rothgelben	„
schwarze	„	705	„ „ „ „ „	56,60	„	schwarzen	„
		12454					

Unter diesen von Parent-Duchatelet auf die Farbe der Augen geprüften Freudenmädchen gehörten 10833 nördlichen, 939 mittleren und 200 südlichen Gebieten an.

Von der ersten Kategorie hatten

gr. Augen	4061,	mith. kamen auf 1000 Prost. a. d. nördl. Geb.	374,87	m. gr. Augen,	
br.	„ 3015	„ „ „ „ „ „ „ „ „	278,31	„ br.	„
blaue	„ 2527	„ „ „ „ „ „ „ „ „	233,26	„ bl.	„
rothg.	„ 641	„ „ „ „ „ „ „ „ „	59,17	„ rothg.	„
schw.	„ 589	„ „ „ „ „ „ „ „ „	54,37	„ schw.	„
	10833				

Von der zweiten Kategorie hatten

gr. Augen	325,	mith. kamen auf 1000 Prost. a. d. mittl. Geb.	346,01	m. gr. Augen,	
braune	„ 301	„ „ „ „ „ „ „ „ „	320,55	„ br.	„
blaue	„ 191	„ „ „ „ „ „ „ „ „	203,40	„ blauen	„
schw.	„ 66	„ „ „ „ „ „ „ „ „	70,28	„ schw.	„
rothg.	„ 56	„ „ „ „ „ „ „ „ „	59,64	„ rothg.	„
	939				

Von der dritten Kategorie hatten

br. Augen	78,	mithin kamen auf 1000 Prost. a. d. südl. Geb.	390	mit br. Augen,	
graue	„ 51	„ „ „ „ „ „ „ „ „	255	„ gr.	„
blaue	„ 41	„ „ „ „ „ „ „ „ „	205	„ bl.	„
rothg.	„ 16	„ „ „ „ „ „ „ „ „	80	„ rothg.	„
schw.	„ 14	„ „ „ „ „ „ „ „ „	70	„ schw.	„
	200				

Untersuchte Parent-Duchatelet die sämmtlichen diesen drei Klassen angehörigen Freudenmädchen je nach der Abstammung aus Stadt oder Land auf die Farbe der Augen, so hatten von 8536 aus Städten abstammenden Prostituirten

gr. Augen	3100,	mithin kamen auf 1000 Prost. a. d. Städten	363,16	m. gr. Augen,	
braune	„ 2495	„ „ „ „ „ „ „ „	292,29	„ br.	„
blaue	„ 2009	„ „ „ „ „ „ „ „	235,35	„ bl.	„
schw.	„ 488	„ „ „ „ „ „ „ „	57,16	„ schw.	„
rothg.	„ 444	„ „ „ „ „ „ „ „	52,61	„ rothg.	„
	8536				

und von 3436 vom Lande abstammenden Prostituirten hatten

gr. Augen	1337,	mithin kamen auf 1000 Prost. vom Lande	389,11	mit gr. Augen,	
braune	„ 899	„ „ „ „ „ „ „	261,64	„ br.	„
blaue	„ 750	„ „ „ „ „ „ „	218,27	„ bl.	„
rothg.	„ 269	„ „ „ „ „ „ „	78,28	„ rothg.	„
schw.	„ 181	„ „ „ „ „ „ „	52,67	„ schw.	„

Wenn es erlaubt ist, aus diesen Zahlen Schlüsse zu ziehen, so kann man dafür halten, dass die graue Farbe der Augen mehr, als dem Verhältnisse dies entspricht, mit der Prostitution

in Beziehung stehe. Der Charakter, dessen Ausdruck auch durch die graue Farbe der Augen gegeben ist, scheint die Prostitution weniger heterogen zu finden, als irgend einer von den anderen Charakteren.

§. 108.

Die Farbe der Augen steht in einem gewissen Verhältnisse zur Constitution, zum Temperamente, zum Charakter, und mit der Farbe der Augen auch deren Glanz, Form und Grösse. Wenn wir Frauen von ganz gleichen Körperformen, Gesichtszügen und Lebensverhältnissen uns denken, und bei einigen derselben grosse blaue, bei anderen kleine braune Augen wahrnehmen, so werden unter Umständen vielleicht beide Kategorieen in gleichem Maasse uns entzücken, aber im Besonderen wird jede der beiden Arten ganz anders uns beeinflussen. Das grosse Auge redet eine andere Sprache, als das kleine, das blaue wirkt anders auf den Beobachter, als das braune, graue, schwarze, röthliche, grünliche, etc.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass mit der Intensität der Gehirnthätigkeit der Glanz und der Ausdruck des Auges zunehme, und dass dies bei Frauen insbesondere der Fall sei. Glänzende und ausdrucksvolle Augen werden demnach die Besitzerin als ein über dem Durchschnitte ihres Geschlechtes stehendes Wesen kennzeichnen.

§. 109.

Theodor Piderit[113]), nachdem er gezeigt, dass der Glanz des Augapfels „von der grösseren oder geringeren Menge der Thränenfeuchtigkeit, von der grösseren oder geringeren Spannung der häutigen Kapsel des Augapfels und von der Farbe der Iris“ abhängt, bemerkt über den Glanz der Augen unter Anderem: „... feuchtglänzende Augen*) findet man vorzugsweise bei erregbaren, leidenschaftlichen Naturen, bei sogenannten Gemüthsmenschen, während man dagegen bei kalten Naturen, bei sogenannten Verstandesmenschen, einen mehr trockenen Glanz der Augen beobachtet“.

*) von häufiger Thränenabsonderung

„Besonders strahlend sind die Augen im jugendlichen Alter, wenn der Organismus emporblüht in üppigster Lebenskraft. Je mehr aber durch Säfteverluste, durch Krankheit oder Ausschweifungen der Körper geschwächt ist, desto schlaffer wird die Spannung der Augapfelkapsel, desto matter wird der Glanz der Augen. Matt glänzende Augen deuten deshalb auf Ausschweifungen oder Krankheiten, am häufigsten auf Verdauungskrankheiten". ...„Alte Säufer erkennt man nicht nur an ihren rothen Nasen, sondern auch an ihren rothen Augen".

„Von dem entschiedensten Einfluss auf den Glanz der Augen", sagt Piderit weiter, „ist die Thätigkeit des Geistes. Durch erhöhte Geistesthätigkeit wird auch der Glanz der Augen erhöht, und dies ist der Grund, dass lebhafte und geistreiche Menschen sich durch den lebhaften Glanz ihrer Augen auszeichnen, dass sie oft noch im hohen Alter und selbst nach schwerem Siechthum den vollen Glanz ihrer Augen bewahren".

„Je dunkler die Farbe der Iris ist, desto mehr wird dadurch der Glanz der unter ihr liegenden Hornhaut gehoben. Da sich deshalb geistige Aufregungen in dunklen Augen leichter und auffallender zu erkennen geben, als in hellen, so ist man gewöhnlich geneigt, dunkeläugigen Menschen mehr geistige Lebhaftigkeit zuzutrauen, als helläugigen. Die dunklen Augen der Südländer machen den Eindruck grösserer Leidenschaftlichkeit, als die blauen Augen der Nordländer, und die Dichter preisen den milden Glanz der blauen Augen und warnen vor der lodernden Gluth der schwarzen". — So weit Piderit.

Das weibliche Geschlecht kann in Bezug auf Glanz und Farbe der Augen ganz nach den angegebenen Punkten beurtheilt werden. Wenn wir bei der einen Frau feuchten, bei der anderen trockenen Glanz der Augen finden, so ist, unter sonst übereinstimmenden Verhältnissen der Constitution, doch der Charakter der einen von dem der anderen beträchtlich verschieden; Verstand und Gemüth stehen in anderer gegenseitiger Proportion. Wer sehr leidenschaftlich, vorwiegend Gemüthsmensch ist, wird vielleicht ganz wohl daran thun, bei der Wahl einer Gattin auch den Glanz der Augen in Betrachtung zu ziehen; denn es wird unter Umständen weniger ein thränenreiches, schwär-

merisches, als vielmehr ein etwas denkendes und praktisches Weib mit trockenerem Glanze der Augen zu ihm passen. In der Regel finden auch mehr die heterogenen Charaktere als Gatten sich zusammen, denn die homogenen.

Obgleich im Allgemeinen der Glanz der Augen während der Jugend grösser ist, als im Alter, so behalten geistreiche und leidenschaftliche Frauen bis in das höchste Alter oft jugendlich strahlende Augen; und bis in das höchste Alter lässt durch den Glanz das Auge des geistreichen von dem Auge des leidenschaftlichen Weibes sich unterscheiden.

Man kann nicht behaupten, dass das Maass der Leidenschaftlichkeit durch die Farbe der Augen sich ausdrücke, dass Frauen mit braunen Augen leidenschaftlicher seien, als Weiber mit blauen Augen. Nehmen wir einen und denselben Volksstamm, in welchem braune Augen ebenso häufig vorkommen, als blaue, und studiren wir da Menge, Art und Ausdrucksweise der Leidenschaften bei den Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, so finden wir, dass die Quantität von Leidenschaft überhaupt bei allen dieselbe ist, dass aber Art und Ausdrucksweise der Leidenschaft bei den blauäugigen Weibern anders ist, als bei den braunäugigen. Es gibt Leidenschaften, die den stillen und tiefen Wassern gleichen, und diese knüpfen mehr sich an die blauen Augen; es gibt Leidenschaften, die den reissenden und brausenden Waldströmen gleichen, und diese knüpfen mehr sich an die braunen Augen. Indessen erleidet diese allgemeine Regel die mannigfaltigsten Ausnahmen.

§. 110.

Die Beziehungen des Auges zum Charakter, zu der ganzen vorübergehenden so gut wie dauernden Gemüths- und Geistesverfassung, sind unter Anderem von J. Ch. August Franz [114]) studirt worden. Franz geht von der Thatsache aus, dass die Kräfte des Verstandes, des Gefühles und des Willens bei jeder Individualität in verschiedenem Maasse walten und dass jedes solche Verhältniss durch das Auge sich ausdrücke. Das Auge des Menschen, bei welchem der Verstand vorherrscht, bewege sich gemässigt und mit Festigkeit; der Blick sei angenehm,

sicher, intelligent, die Pupille etwas zusammengezogen oder nur von mässiger Grösse, die Iris im Zustande von Spannung. Das Auge des Menschen, bei welchem die Gefühle vorherrschen, vollbringe seine Bewegungen sanft und etwas langsamer, innerhalb eines grösseren Gesichtsfeldes; der Blick neige hin zu Befestigung, sei anmuthig, beschaulich, standhaft, dessenungeachtet zuweilen schwankend, flatterhaft, auf die innere Bewegung und die Wirkungen von Geist und Gemüth weisend; die Pupille sei weiter, die Iris scheine zart zu sein, und die Umgebungen des Augapfels gäben dem Blicke etwas Melancholisches. Das Auge des Menschen, bei welchem der Wille vorherrscht, habe in allen seinen Theilen grosse Freiheit der Bewegung; in Momenten der Ungeduld und aufgeregten Erwartung, welche bei Leuten solchen Charakters sehr häufig vorkämen, fände man zuweilen die Augäpfel im Zustande horizontaler Schwingung; der Blick sei nicht anmuthig, sondern beinahe zurückstossend, er sei intelligent, selten beständig, sondern vielmehr schwankend; die Pupille sei mehr zusammengezogen, als erweitert, die Iris gespannt und strotzend. Der talentvolle Mensch, der schaffende Genius habe Augen, deren Form und Ausdruck als Mischung der geschilderten drei Charaktere sich bekunde; die Bewegungen des Auges seien leicht, frei, fest, heiter und ein weites Sehfeld umfassend; der Blick sei anmuthig, anziehend, entweder intelligent oder beschaulich, offen, gedankenvoll, durchdringend; etc. Bei Personen mit geringen und beschränkten Geistesfähigkeiten bewegten sich die Augen schwierig, mit sichtbarer Anstrengung, innerhalb eines kleinen Gesichtsfeldes und vorzüglich in geraden Linien; der Blick erweise sich als gedanken- und ausdruckslos, wie auch unfähig zu fester und bestimmter Fixirung; in der Regel kennzeichne die Pupille sich durch Breite, und die Iris erscheine fast wie trocken.

Franz beschreibt ganz genau die Physiognomie der Augen je nach den verschiedenen moralischen Anlagen und Gemüthszuständen, und kommt zur Erforschung der Besonderheiten, welche im Sehorgane durch das Geschlecht bedingt werden. Das Auge der Frau, einem sehr empfindlichen Thermometer vergleichbar, drücke noch weit mehr, als das des Mannes, den Stand der Ge-

fühle aus und den Stand der Leidenschaften. — Dies einige der Ergebnisse, zu denen Franz gelangte.

§. 111.

Bei dem Durchschnitte der Frauen wird man den Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften deutlicher und schneller an den Augen wahrnehmen, als bei dem Durchschnitte der Männer; denn Alles ist im Weibe beweglicher und veränderlicher, Affecte und Leidenschaften sind vorherrschender. Und weil dem so ist, wird auch ein dummes Weib weit weniger dumm in die Welt sehen, als ein beschränkter Mann, und wird auch ein leidenschaftlicher Mann nicht so katzenartig-gefährlich um sich blicken, als ein furiöses Weib.

Wenn eine Frau wirklich glotzt, ist sie äusserst beschränkt und kaum des Affectes, der Leidenschaft fähig. Ein glotzender Mann braucht noch nicht bodenlos dumm zu sein; er kann sogar bodenlos gelehrt sein, die Wissenschaft mit grossen und tiefen Löffeln verspeist haben, und kann in Sachen der Erforschung und Erkenntniss mit der Palme des grössten Verdienstes geschmückt worden sein. Die sogenannten deutschen Kameele sind äusserst gelehrt, und oft um so gelehrter, je mehr sie dumm in das Blaue stieren. Bei den Frauen ist die Sache ganz anders; hier müssen Affecte und Passionen das Auge beleben, und eine stärkere Phantasie muss das Sehorgan beunruhigen. Wo nun aber die sämmtlichen inneren Reize für das Auge fehlen, da kommt Glotzen zu Tage, und wir sind in der grössten Zahl der Fälle berechtigt, auf die Gegenwart sehr bedeutender Geistesbeschränktheit zu schliessen.

§. 112.

Frauen mit sehr ausgebildetem Willen, grossen Leidenschaften und verhältnissmässig zu kleinem Geiste blicken so eigenthümlich, dass Hunde sich fürchten und Menschen auf funfzig Schritte Entfernung ausweichen. Solche Weiber sind in der That gefährlich und können oft zu wahren Ungeheuern werden; jeder Sturm wird im Herannahen durch den Blick ver-

kündigt, freilich oft so kurze Zeit vor dem Ausbruche, dass Rettung in den sicheren Hafen nicht mehr möglich ist.

Das dumme und böse Weib verräth sich meistens auch im Zustande der grössten Ruhe durch die Augen, ganz in derselben Weise, wie die sanfte, vergeistigte, gute Frau durch die Augen ihre Vorzüge ausdrückt. Bei jenem blitzt aus einem nichtssagenden, der Fixirung unfähigen Auge ein wildes Feuer, während das Auge der guten, sanften, vergeistigten Frau in wohlthuendem Lichte strahlt, erquickend, erhebend, beseligend wirkt.

Die Frau mit überwiegendem Verstande, mit den Leidenschaften des männlichen Geschlechts und ohne Gemüth macht sich kenntlich durch einen Blick, der weit davon entfernt ist, zu dem Herzen des Beobachters zu sprechen; durch einen Blick, der den Nächsten mit Frost erfüllt und die Sympathieen erkältet. Frauen solcher Art sind vermöge ihrer natürlichen Anlage geworden, was sie sind; aber sie wurden dies auch durch Erziehung und Lebensverhältnisse: je mehr zu Emancipation neigend die Erziehung, je mehr die eigentliche Natur des Weibes übersehend, vernachlässigend, verläugnend, desto mehr wird der Verstand überwiegen, das Gemüth zurücktreten, die dem männlichen Geschlechte mehr eigenthümliche Leidenschaft fruchtbaren Boden finden, und desto kälter und erkältender der Blick werden. Bei grauer Farbe der Augen ist der Blick solcher unweiblichen Frauen am fürchterlichsten.

Am meisten zu Herzen sprechen die Augen feinfühlender, gemüthvoller Frauen, die ein gewisses Maass von Talent ihr eigen nennen, und deren Verstand so weit gebildet ist, dass die gemeinen Vorurtheile nicht es vermögen, Wurzel zu fassen. Solche Frauen sind Engel, welche das Dasein verschönern und versüssen, und deren Blick die schwersten Wolken von der Stirne des Mannes verscheucht. Wenn Gesundheitspflege und Erziehung in entsprechender Weise das Ihrige thun, so lässt die Zahl solcher Frauen, zum grössten Glücke für die Menschheit, sich vermehren.

Feinfühlende, gemüthvolle, aufgeklärte und etwas talentirte Frauen haben nicht einerlei Farbe der Augen, sondern es kommen deren Augen mehr in Form und Glanz überein. Der

Form nach gehören die Augen solcher guten Wesen einem bestimmten allgemeinen Typus an, sind aber im Besonderen ganz nach Rasse und Individualität von einander abweichend.

§. 113.

Samuel Fuchs[115]) hält klare Augen, die ihm mit Reinheit der Säfte und normaler Beschaffenheit des Blutes in Beziehung stehen, für Anzeichen guten Geistes und löblicher Sitten; glänzende Augen, welcher Art und Farbe sie auch sein mögen, für Ausdruck von Muthwillen, Neigung zu Ausschweifung, öfters auch von Unbesonnenheit und nicht löblichem Lebenswandel; trübe, und düstere Augen für Hinweisung auf Unmässigkeit, Treulosigkeit, Verbrechen, Grausamkeit; trübe, bleifarbige, schmutzige Augen für Beweis eines irgendwie abscheulichen Charakters. Hervorragende und strotzende Augen bringt Fuchs mit unlöblichen Sitten zusammen; seien solche Augen feucht, so stehe der Mensch dem Ochsen nahe; seien sie trocken, so neige er dem Verbrecherthume zu; seien sie blutfarbig (blutunterlaufen), so deuteten sie auf Geilheit oder Trunksucht hin. — Diese Beispiele der Auffassung von Fuchs mögen genügen.

Die alten und neuen Physiognomiker sind häufig in den Irrthum gefallen, dieses oder jenes physiognomische Merkmal in einem absoluten Sinne zu nehmen. Ein Mensch, dessen Augen z. B. auf einen sehr ungünstigen Charakter weisen, ist manchmal vorwiegend gut und löblich. Hält man an der Relativität aller physiognomischen Merkmale fest, so findet man, dass unter sonst übereinstimmenden allgemeinen leiblichen Verhältnissen auch bei Frauen jene oben genannten Momente in Hinsicht der Augen nicht selten zutreffend sind, dass also Weiber mit klaren Augen meistens gesund, verständig und sittsam, mit stark glänzenden Augen oft muthwillig, zuweilen geistreich, manchmal freilich sinnlicher Lust stark zugethan sind, mit polizeiwidrigen Augen häufig polizeiwidrig, bedenklich, gefährlich sind.

§. 114.

Es sei noch ein Wort den Augenbraunen gewidmet. Carl Gustav Carus[116]) bemerkt unter Anderem: „Wird..

die Augenbraune sehr dick und stark, breitet ihre Behaarung sich wieder mehr aus, so muss sie an sich schon auf rohere, mehr thierische Natur deuten, während nothwendig die fein gezogene stets eine höhere und feinere Individualität ankündigt. Je mehr daher die Augenbraune sich hebt, desto mehr dehnt sich symbolisch die Gemüths- und Sinnesregion in die des Geistes aus; je mehr sie sich senkt, um so mehr ist das Entgegengesetzte der Fall". Und ferner:... „man wird bei heiteren offenen Charakteren mit vorherrschendem Gemüthe den ruhig offenen, höheren Bogen der Augenbraune vorherrschend finden, bei tiefen Denkern mehr herabgesenkte und geradlinige Augenbraunen, bei sehr Melancholischen die hochgehobene Innenendigung derselben, und bei sehr unruhigen, die Stimmung wechselnden und zu heftigen Ausbrüchen des Affects geneigten Personen eine nicht geradlinig, sondern mit mehreren Biegungen auslaufende Augenbraune bemerken". — Diese Worte von Carus beziehen zum Theile mehr sich auf Männer, können aber auf das weibliche Geschlecht ohne irgendwelche Beschränkung angewandt werden.

Frauen mit starken, buschigen, bartartigen Augenbraunen sind sehr animalisch, aber glücklicherweise nur selten anzutreffen. Um so mehr begegnet man, besonders bei der sogenannten gebildeten Halbwelt, jenen Frauenzimmern, deren Augenbraunen nicht in ästhetischen Linien laufen, sondern durch eine gewisse Unregelmässigkeit auf Unregelmässigkeit in Erziehung und andere den Charakter bildende Verhältnisse hinweisen.

Ein Weib, dessen Augenbraunen jene angedeuteten ruhig offenen, höheren Bogen bilden, wird, bei sonst guten und mit dieser Form übereinstimmenden Zeichen, von dem Kundigen für besser und weiblicher befunden werden, als eine Frau mit anderer Gestalt der Augenbraunen. Fehlen einem Weibe die Augenbraunen gänzlich, oder sind dieselben unverhältnissmässig schwach, so deutet dies entweder auf vorangegangene schwere Krankheiten oder auf grössere constitutionelle Uebel hin.

Die Nase.

§. 115.

Wer für schöne Formen bei den Frauen einigermaassen empfänglich ist, wird durch nichts unangenehmer berührt, als wenn er in einem hübschen Gesichte eine hässliche Nase sieht. Ein mir befreundeter, äusserst kunstsinniger deutscher Verlagsbuchhändler, der selbst malte und seine Villa mit eigener Hand zu einem kleinen Tempel der Kunst gestaltete, wurde plötzlich von dem Drange erfasst, zum zweiten Male zu heirathen. Zum Schlachtopfer war die schon etwas überschlagene Tochter eines Geheimen Regierungsrathes ausersehen. Man veranstaltete Brautschau und die Braut sogut wie deren Familie strahlten im Brillantfeuer natürlicher und künstlicher Liebenswürdigkeit; die Braut in spe entzückte durch ihr niedliches Gesicht und durch ihre soliden Grundsätze den Buchhändler: aber, so oft dieser den Blick nach der Mitte des jungfräulichen Antlitzes schweifen liess, bekam er Gänsehaut. Ich beobachtete Alles sehr wohl und wusste auch die letztere Erscheinung mir zu erklären. Als die Gesellschaft von dem Ausfluge nach den Bergen zurückgekehrt war, promenirte ich mit dem Verleger noch in der kühlen Abendluft und fragte bei dieser Gelegenheit, wie das Object der Brautschau ihm gefalle. Gestalt und Grundsätze hätten ihn entzückt, war die Antwort, und auch das Gesichtchen habe ihm wohl gefallen: allein die polizeiwidrige Nase habe sein ästhetisches Gefühl so verletzt, dass es absolut unmöglich ihm werde, Fräulein Anna*) Herz und Hand zu bieten; seine erste Frau habe eine so edel geformte Nase gehabt und sei in jeder Beziehung so voll Adel des Leibes und der Seele gewesen, dass die Erinnerung an dieses klassisch ausgebildete Wesen die Verbindung mit einer Dame von so hässlicher Nasenform, wie die Braut in spe bekundete, durchaus nicht gestatte. — So wurde die Nase zum Steine des Anstosses, bestimmte die Lebensrichtung zweier Menschen, verhinderte das Dasein eines neuen Stammes, und erneuerte die Gluth der Liebe über das Grab hinaus.

*) so hiess das Opfer

§. 116.

Hippolyt Cloquet[117]), welcher grosse und kleine Nasen, Adlernasen, Stumpfnasen und Stülpnasen unterscheidet, bemerkt unter Anderem: „Die Nase ist der hervortretendste und sichtbarste Theil des Gesichtes; da sie aber nur wenig und gewöhnlich nur in den stärksten Leidenschaften beweglich ist, so hebt sie mehr die Schönheit, als die Gesichtszüge; und wenn sie nicht sehr missverhaltig oder missgestaltig ist, so bemerkt man sie nicht so sehr, als die übrigen beweglichen Theile, z. B. Mund und Augen. Dennoch, wiederhole ich, ist sie der hervorstechendste Zug des Gesichtes; durch ihr Vorragen wird sie sein auffallendstes Kennzeichen, der feste Punkt, um welchen sich alle übrigen Theile des Gesichtes sammeln und ordnen, gewissermaassen ihre Richtschnur, das bemerkbarste Organ“... „Fast zu allen Zeiten haben Maler und Bildhauer der Nase bestimmte Verhältnisse gegeben, die sie nicht überschreiten kann, ohne mehr oder weniger schön zu sein“... „Hat die Nase nicht richtige Verhältnisse, so suche man nur das, was ein Gesicht gemein und unedel macht, nirgendwo anders. Uebrigens hängt hier, wie in vielen anderen Dingen, Alles von der Ansicht ab, die man von Schönheit und Hässlichkeit hat“. — Die Adlernase verknüpft Cloquet mit Muth, die oben stark gekrümmte Nase mit unternehmendem Geiste und einem in Bezug auf die zu wählenden Mittel nicht sehr gewissenhaften Charakter, die eingedrückte, platte Affennase mit Ueppigkeit. – So weit Cloquet.

Bei einem Frauenzimmer sind stille Tugenden das Wünschenswertheste, Leidenschaften der grossen Welt ebenso wie die Tölpeleien der kleinen Welt das mindest Erspriessliche. Wo wir Nasenformen finden, die auf ein Allzuviel von Muth und Kampflust weisen, wie die Adlernasen, oder die sonst Eigenschaften andeuten, welche mit wahrer Weiblichkeit im Widerspruche sich befinden, dort pflegt die Frau nicht immer in die Verhältnisse zu passen, welche das Schicksal in seiner Blindheit ihr zuwies. Frauen mit edel geformten, mässig gebogenen Nasen dürfen niemals Männer heirathen, deren geistige und sittliche Kräfte geringer sind, oder deren Nasen so plebejisch geformt sind, dass

sie als wahrer Ausdruck pöbelhafter Charaktereigenschaften sich bekunden; denn ein Weib mit noblen Intentionen, mit grossem Herzen, mit der Fähigkeit des Aufschwungs, mit Liebe zur Tugend, wie dies Alles auch durch seine sehr edel geformte Nase zum Ausdrucke kommt, kann unmöglich mit einem Manne glücklich sein, dessen ganzes Dichten und Trachten auf Befriedigung materieller Appetite, auf gewissenlos bewerkstelligte Vermehrung des Besitzes, und auf allerhand andere Thierheit gerichtet ist, mit einem Manne, dessen Nase die Gemeinheit des Charakters ausdrückt. Der Mann mit wohl geformter Nase soll eine Frau mit gleicher oder ähnlicher Nasenform sich wählen, damit die gegenseitige Verständigung grösser, das Leben somit glücklicher, gemüthlicher werde.

§. 117.

Soweit meine eigenen Beobachtungen reichen, hat jede Frau mit hübschem Gesichte, aber charakterlos, hässlich oder polizeiwidrig geformter Nase, Seiten, welche von irgend welcher grösseren oder geringeren Disharmonie Zeugenschaft geben, und befindet sich nicht in der Möglichkeit, wahre Grandezza, wie solche aus dem innersten Wesen quellt, zum Ausdrucke zu bringen; sie ist des Stolzes, des Hochmuthes, des Ehrgeizes, sie ist der Liebe, der Tugend, der Aufopferung fähig: aber volle Harmonie und wahre Erhabenheit bleiben ihr fremd. Diese letzteren wohnen vorzüglich in klassisch geformten und durch vortreffliche Erziehung wohl entwickelten, in auserlesenen Frauen.

Wie lässt jene Constitution des weiblichen Geschlechtes sich erzielen, die theilweise auch durch eine gut oder schön geformte Nase sich ausdrückt? Nicht nur durch passende Auswahl der Ehegatten, sondern auch durch Tilgung von Elend, Rohheit, Sittenlosigkeit, durch Bannung der Ueppigkeit, Schwelgerei und Ausartung, durch ein strenge nach den Normen der Hygieine, der Vernunft und der Religion der Liebe eingerichtetes Leben, durch Erweckung des Sinnes für die schönen Künste bei allem Volke, durch Vergeistigung und Versittlichung des täglichen Daseins! Dies Alles erwirkt gesunde, naturfrische, edel geformte

Geschlechter, und somit auch Frauen mit gut gebildeten, mit schönen Nasen.

§. 118.

Volksschichte und Beschäftigung, Klima und Rasse, sie wirken bestimmend auf die Gestalt der Frauen, und somit auch auf die Form der weiblichen Nase. Es gibt Stämme und Nationen, deren Frauen so massiv und unschön sind, dass man in Versuchung geräth, zu glauben, die sämmtlichen Klassen der Bevölkerung beschäftigten sich mit Eissägen, Bäumeumhauen, Schiffeziehen und Lastentragen, nährten sich ausschliesslich von Hafermehlklösen und Stierfleisch, und lebten in Höhlen, wie Dachse und Bären. Die Menschen, welche ich jetzt im Auge habe, leben allerdings in rauhen Klimaten, schützen indessen vor dem rauhen Himmel sich genügend, essen aber zu viel und zu üppig, und leben sonst auch zu prosaisch dahin; ihr allgemeines Interesse ist dem Erwerben und den grob-materiellen Genüssen, nicht aber den höheren Interessen, den schönen Künsten und der naturgemässen Verfeinerung zugewandt; daher die oft colossalen, fast durchgängig unschönen Gestalten, die Frauen ohne Harmonie, ohne Grandezza, ohne Zauber.

Wir gehen zu benachbarten Volksstämmen, die mehr auf Geistesbildung, schöne Künste, Poësie halten, weniger auf üppiges Fressen erpicht sind, und auch dem Allzuviel sonst nicht sich zuneigen: wir begegnen schöneren Gestalten überhaupt, harmonischeren, feineren, edleren Frauen mit gutgeformten, schönen Nasen insbesondere.

Das Klima fördert oder hindert die Entwickelung schöner Formen; aber, für sich allein thut es dies in geringerem Grade, als man gewöhnlich annimmt: denn sonst fände man in dem unter dem rauhen Himmel des Nordens gelegenen Hannover nicht so viele gut und schön geformte Nasen und in manchem südlicher gelegenen Lande nicht so viele polizeiwidrige Rüssel.

Dass die Beschäftigung, zumal wenn sie während ganzer Generationen dieselbe bleibt, Gesichts- und Nasenform auch der Frauen beeinflusst, gehört zu den allgemein bekannten Thatsachen. In Ländern, wo die Standesunterschiede noch stark

ausgeprägt sind und durch Sitte wie Vorurtheil erhalten werden, kann man vielfach die Frauen der verschiedenen Schichten an der Form der Nase erkennen.

§. 119.

Michael Scotus [118]) erzählt viel von der physiognomischen Bedeutung der verschiedenen Nasenformen. Eine lange, etwas feine Nase weise auf einen kühnen, nicht gewöhnlichen, zornmüthigen, eitlen, leichtgläubigen, leicht wendbaren Menschen hin. Eine lange, nach abwärts geneigte Nase deute auf einen klugen, verschlossenen, gefälligen, verlässlichen Menschen. Anders verhalte es sich mit der Plattnase: diese sei Leuten eigen, welche lügenhaft, eitel, heftig, luxuriös, unbeständig sind. Eine nach allen Richtungen hin dicke, dabei lange Nase finde man bei Leuten, die für das Schöne Sinn haben, einfach, weise, eifrig, vorsichtig, verschlossen sind, und klüger zu sein scheinen, als der Wirklichkeit entspricht. Schnell erzürnbare Menschen hätten spitze, mittelmässig lange, dünne Nasen; solchen Individuen schreibt Michael Scotus neben Klugheit Zanksucht, Bosheit, Charakterschwäche, Verführungssucht, u. s. w. zu. Ein stolzer, stark essender, leichtgläubiger, eitler Mensch trage meistens eine sehr runde Nase mit kleinen Nasenlöchern. Eine lange, an der Spitze mehr feine als dicke, angemessen gerundete Nase deute auf einen im Sprechen kühnen, im Handeln tüchtigen, leicht verletzend werdenden, zähen, verschlossenen, habgierigen Charakter hin. Leute schwerfälligen Geistes, und sonst ganz einfacher, biederer Art hätten in der Regel gleichmässig dicke Nasen mit weiten Nasenlöchern. —

Aus diesen wenigen Angaben lässt deutlich sich ersehen, dass die älteren Physiognomiker nicht immer auf festen Pfaden wandelten, sondern häufig genug von Irrlichtern sich leiten liessen, und dass andererseits aus der Nase allein sichere Schlüsse auf den Charakter nicht gezogen werden können. Um aus der Nase einer Frau deren Charakter richtiger zu beurtheilen, müssen die anderen Theile der Physiognomie zu Rathe gezogen werden, und namentlich wird es sich empfehlen, den Bau des Schädels

und das Ganze des Auges mit der Gestalt der Nase zu vergleichen.

Der Mund.

§. 120.

Wenn wir zwei ganz normale Frauen gleichen Alters, gleichen Temperaments und gleicher Constitution, die unter denselben Lebensverhältnissen erwuchsen, neben einander stellen, und wenn wir wahrnehmen, dass die eine dünne und zusammengezogene, die andere dickere und schwellende Lippen habe, dass bei jener die Lippen blass von Farbe, bei dieser schön roth sind, so können wir sicher an eine bedeutende Verschiedenheit der Charaktere glauben und alsbald auch die Ueberzeugung gewinnen, dass dem wirklich so sich verhalte. Dem Weibe mit dünnen, zusammengezogenen, blassen Lippen gegenüber müssen wir mehr auf unserer Hut sein, als dem Weibe mit rothen, schwellenden Lippen gegenüber, ob dieses letztere gleich im Punkte der Liebe mehr verführerisch ist; denn dort hausen Leidenschaften, die häufig genug von anwesenden krankhaften Verhältnissen genährt werden, wogegen hier weniger von Zorn, Hass, Neid u. dgl. zu befürchten steht, und das Walten der Gesundheit trübe Zustände und gefährliche Stimmungen nicht aufkommen lässt.

§. 121.

Ob der Mund genau in normaler Proportion sich befindet, oder ob er zu gross, zu klein, gerade oder krumm, oder sonstwie geformt ist, darauf kommt bei Frauenzimmern sehr viel an und ist für den Physiognomiker recht wichtig. J. J. Virey [119]) sagt über den Mund: „Sowie ein offenes Gefäss die darin darin enthaltene Flüssigkeit verdampfen lässt, in derselben Weise wird ein immer offener Mund, besonders mit dicken, breiten und aufgeworfenen Lippen, wie bei den Negern, als ein Zeichen der Thierheit und Unvernunft gelten; ein wohlgeschlossener, zusammengezogener Mund mit dünnen Lippen offenbart sich bei Menschen, welche sich verstellen, gewiegt, listig, boshaft sind... Der breite Mund ist ein Charakteristicum des männlichen Ge-

schlechts, Muth und Gefrässigkeit anzeigend; wogegen der kleine Mund, eine Eigenthümlichkeit der Frauen, das Entgegengesetzte bedeutet".

Diese sehr allgemeine, aber im Ganzen zutreffende Bemerkung ist geeignet, manchem Gedanken Raum zu geben. Eine Frau mit grossem, breitem Munde, der immer offen steht, mit dicken, breiten, aufgeworfenen Lippen, wird sie zu einem Manne passen, dessen Mund edel geformt ist? Und umgekehrt, wird ein Weib mit edel geformtem Munde einen Mann mit plebejischem, oder einem so zu nennenden thierischen Munde sich vermählen dürfen? Niemals; denn solche Verbindungen haben zumeist als die grössten Missgriffe sich erwiesen, da Charaktere, die so grundverschieden und zu gegenseitigem Verständnisse unfähig sind, äusserst selten sich vertragen.

Die zusammengezogenen, dünnen, wenig gefärbten Lippen, der fest verschlossene Mund, sie sind kein gutes Anzeichen für den Gemüthscharakter einer Frau, sondern haben eine um so schlimmere Bedeutung, je mehr die anderen physiognomischen Momente damit übereinstimmen, z. B. der böse, stechende Blick voll Hass, Arglist und Tücke, die lange, dürre und spitze Nase, das spitze Kinn, die enge, niedere Stirne, der zusammengedrückte Schädel, der stärkere Hinterkopf, etc.

§. 122.

Haben die Frauen es in ihrer Gewalt, die Form der Lippen zu veredeln oder zu verschlechtern? Theilweise, ja! Das ganze Gesicht, und somit auch der Mund, gestaltet sich um so feiner, je besser und herzveredelnder die Erziehung ist, je mehr das Weib es lernt, die Anfechtungen gemeiner Leidenschaften zu bekämpfen und zu unterdrücken, und je mehr die Pflege edler Gefühle sich geltend macht. Unter solchen Verhältnissen gestaltet ein jedes, auch von Natur aus grob angelegte Frauengesicht sich idealer, und der Mund nimmt immer mehr und mehr den Charakter echter Weiblichkeit an; auf den Lippen blühen Rosen, und wenn der Mund sich öffnet, wird das Gemüth des Hörenden erwärmt und die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. Leidenschaften verzerren das Antlitz; Aufschwung des Herzens, Erhebung des Geistes, Unter-

drückung des Gemeinen, Pflege des Edlen, des Schönen, des Wahren, des Erhabenen, veredeln die Gesichtszüge und machen den Mund des Weibes zur Pforte des Paradieses.

Das Kinn.

§. 123.

Man kann bei den Frauen auf die Form des Kinnes immerhin grosses Gewicht legen, weil dieser Theil des Gesichtes sehr ausdrucksvoll ist. Polemon[120]) sagt, dass Menschen mit langem Kinne sehr schlimm und äusserst schwatzhaft seien; die mit kleinem Kinne sehr böse und tückisch; die mit wenig hervortretendem, rundem Kinne weichlich und weibisch; die mit (wie man sagen kann) gespaltenem, scheinbar aus zwei Theilen bestehenden Kinne bei grosser Spaltung tückisch, bei mässiger aber der Liebe und den Vergnügungen zugeneigt.

Carl Gustav Carus[121]) bemerkt in Betreff des Kinnes unter Anderem: „Es ist indessen nicht blos der Knochenbau, welcher die Form des Kinnes bestimmt, sondern das Verhältniss des dort unter der Haut sich anlagernden Zellstoffs und Fettes stellt es erst vollkommen her. Nun wird aber auch darin der schon oben gedachte symbolische Unterschied zwischen oberer (intelligent-theoretischer) und unterer (sinnlich-praktischer) Gesichtshälfte ausgedrückt, dass bedeutendere Fett- und Zellstoffablagerungen an der oberen Hälfte so gut wie gar nicht vorkommen können, während sie an der unteren oft in so grossem Maasse sich zeigen. Das letztere ist, was bei weichlichen, phlegmatischen und böotischen Naturen dann insbesondere das Kinn auszeichnet, wodurch das Doppelkinn oder Fettkinn zu Stande kommt, ... während ein ganz abgemagertes Knochenkinn, zumal wenn es spitz hervortritt, entweder Zeichen hohen Alters, oder einer auch in jungen Jahren schon alten, trockenen, geizigen, habsüchtigen Individualität abgibt. Im Ganzen wird übrigens die Bedeutung des Kinnes, gleich der der gesammten unteren Gesichtshälfte, immer mehr auf die sinnlich-praktische Seite, als auf das höhere geistige Leben sich richten“...

Alle Personen, insbesondere Frauen, mit allzu stark hervortretendem, mit spitzem Kinne zeichnen durch einen mehr oder weniger unvortheilhaften Charakter sich aus, durch grosse Leidenschaftlichkeit, ja zuweilen durch wahrhaft diabolische Eigenschaften. Ist das Kinn gross, nicht spitz, sondern gerundet oder stumpf, so kann der Charakter zuweilen jene Eigenthümlichkeiten bekunden, die wir bei verschiedenen grösseren Hornthierrassen wahrnehmen. Jede Frau, deren Kinn zu gross ist, steht mit einem Fusse ausserhalb des eigentlichen Cirkels ihres Geschlechtes und hat mancherlei Männliches, Ungraziöses, auch Grobes und Polterndes. Frauen mit zu kleinem Kinn scheinen mir nicht genügend leiblich entwickelt zu sein, haben etwas Kindliches, Zaghaftes, Unentschlossenes, zuweilen wirklich Krankhaftes.

Die Mehrzahl der Frauen mit Doppelkinn ist materialistisch gesinnt, liebt Wein und Bier, Kuchen und Braten, Käse und Knackwurst, und ist nicht nur der Qualität zugethan, sondern hält es auch mit grossen Quantitäten. Solche Weiber sprechen am liebsten von den Erzeugnissen der Kochkunst, und ihre süsseste Musik ist das Geräusch der Bratpfanne, ihr liebster Freund der Wurstmacher, der Bierbrauer, der Kuchenbäcker.

Man kann sicher dafür halten, dass bei sonst gesunden Frauen ein allzu mageres Kinn, welches nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheint, auf Geiz, Habsucht, auch andere pöbelhafte Passionen dieser Gattung hinweise.

Unter sonst günstigen Verhältnissen hat das durchaus edel geformte und auch der Grösse nach normale Kinn die beste physiognomische Bedeutung.

Die Wangen.

§. 124.

Bei einem jeden weiblichen Wesen gehören die Wangen zu den wichtigsten Theilen des Antlitzes; denn häufig muss ihre Farbe und Fülle als Täuschungsmittel dienen, um manches Uebel zu verdecken und über manchen Fehler schnell hinweggleiten zu machen. Wäre dem nicht so, dann gäbe es auch

keine Schminke; so lange Schminke erzeugt und verbraucht wird, so lange gelten die Wangen mit als die beträchtlichsten Theile der handgreiflichen Schönheit.

Ausgenommen Menschen- und speciell Weiberfeinde, sieht jeder halbwegs normal beschaffene Mann die Rosenwangen eines schönen Weibes gerne und erkennt darin, auch bei sonst guter Formation des Gesichtes, einen Theil der Schönheit, aber auch ein Kennzeichen von Jugend, Gesundheit und Frohsinn. Der Eindruck blühender Frauenwangen ist ein angenehmer, erquickender, ja entzückender, Liebe erweckender, Liebe nährender. Weil dies alle Frauen wissen, und selbst abgetödtete Nonnen noch nicht ganz vergessen haben, darum wünscht jedes Weib, möglichst lange Rosen auf den Wangen zu haben, und zaubert dieselben, nachdem sie verblüht, mit Hülfe der Farbe künstlich hervor. Viele Gimpel gehen auf diese Leimruthe und werden zu ihrem Glücke oder Unglücke gefangen. Nur Wenige versichern sich der echten, der natürlichen Rosen, die Gesundheit und Jugend ausdrücken.

§. 125.

Ein altes Sprüchwort heisst „Salz und Brod macht die Wangen roth". Dies bedeutet, dass naturgemässe Lebensweise die Wangen roth mache. Um also Jugendfrische und Gesundheit zu erhalten, und damit auch blühende Wangen, ist es erforderlich, dass die Frau weder Elend leide noch schwelge, weder friere noch auch in Hitze brate, dass sie die Hautpflege durch Bäder und kalte Waschungen sehr sich angelegen sein lasse, den Gebrauch von Schminken, Pasten und Schönheitswässern strenge meide, dass sie viel in freier Luft sich aufhalte, einfach esse, erhitzende Getränke und Gewürze nicht aufnehme, fleissig arbeite, und nur solche Lectüre wähle, die den Geist bildet, das Herz erhebt und das Gemüth veredelt, die Sitten rein erhält und das ganze Wesen läutert. Dies ist das beste Recept zur Erhaltung der Jugendblüthe, somit auch der Rosen auf den Wangen.

Je besser der allgemeine Gesundheitszustand eines Volkes und je reiner dessen Sitten, je erfrischender das Klima und je

naturgemässer die Erziehung, desto mehr blühende Frauen, desto länger die Dauer der Jugend, desto mehr Rosenwangen. Angekränkelte Frauengesichter mit blassen, eingefallenen oder aufgedunsenen Wangen während der Zeit der Jugendblüthe, weisen um so mehr auf naturwidrige gesellschaftliche Zustände hin, je häufiger sie vorkommen. In solchen Erdstrichen übersteigt dann der Verbrauch von Schminke sehr bedeutend das Mittel.

Vorwiegend geistig thätige Frauen haben auch in ganz gesundem Zustande selten mehr als einen sehr schwachen Anflug von Roth auf den Wangen. Die verzehrenden Leidenschaften pflegen, ebenso wie die meisten Krankheiten, das Roth der Wangen zu dämpfen, zu verlöschen. Ueppige Gesundheit, ruhiges Gemüth, wenig Denkübung, dies drückt gemeiniglich durch sehr gesunde Wangen sich aus; daher die Töchter des Landes in sonst guten und gesunden Gegenden strotzende, rothe Wangen haben.

§. 126.

Das Erröthen der Frauen ist eine interessante Erscheinung, geeignet, die Sympathie, welche wir dem schönen Geschlechte widmen, zu erhöhen, ja zuweilen in Liebe uns aufflammen zu machen. Charles Darwin[122]), der das Erröthen sehr eingehend studirte (wenn auch nicht ganz frei von Vorurtheil), bemerkt über die Natur der Seelenzustände, welche diese Erscheinung herbeiführen, unter Anderem: „Es bestehen dieselben aus Schüchternheit, Scham und Bescheidenheit; das wesentlichste Element bei allen ist Aufmerksamkeit auf sich selbst". „Männer und Frauen", sagt Darwin am Schlusse seiner Untersuchung, „und besonders die jungen, haben stets in hohem Grade ihre persönliche Erscheinung werth gehalten und haben in gleicher Weise die Erscheinung Anderer beobachtet. Das Gesicht ist der hauptsächlichste Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen, trotzdem, wenn der Mensch ursprünglich nackt ging, die ganze Oberfläche seines Körpers beachtet worden sein wird. Unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst wird beinahe ausschliesslich durch die Meinung Anderer angeregt; denn kein in absoluter Einsamkeit

lebender Mensch würde sich um seine Erscheinung kümmern. Jedermann fühlt Tadel empfindlicher, als Lob. Sobald wir nun wissen oder vermuthen, dass Andere unsere persönliche Erscheinung geringschätzen, wird unsere Aufmerksamkeit sehr stark auf uns selbst und ganz besonders auf unser Gesicht gerichtet. Die wahrscheinliche Wirkung hiervon wird... die sein, dass der Theil des Gehirns, welcher die empfindenden Nerven des Gesichtes enthält, zur Thätigkeit veranlasst wird; und dieser wird durch das gefässbewegende System auf die Haargefässe des Gesichtes zurückwirken. Durch häufige Wiederholung während zahlloser Generationen wird der Process in Association mit dem Glauben, dass Andere sich Gedanken über uns machen, so gewohnheitsgemäss geworden sein, dass selbst eine Vermuthung ihrer Geringschätzung genügt, die Haargefässe zu erschlaffen ohne irgend einen bewussten Gedanken an unser Gesicht. Bei einigen empfindsamen Personen ist es hinreichend, auch nur ihren Anzug zu beachten, um dieselbe Wirkung hervorzurufen. Auch werden durch die Kraft der Association und Vererbung unsere Haargefässe erschlafft, sobald wir wissen oder uns einbilden, dass irgend Jemand, wenn auch stillschweigend, unsere Handlungen, Gedanken oder unsern Charakter tadelt, und ferner, wenn wir hoch gepriesen werden. Nach dieser Hypothese können wir verstehen, woher es kommt, dass das Gesicht viel mehr erröthet, als irgend ein anderer Theil des Körpers... Wir können verstehen, warum junge Individuen viel mehr afficirt werden, als alte, und Frauen mehr, als Männer, und warum die entgegengesetzten Geschlechter speciell das gegenseitige Erröthen erregen. Es wird offenbar, warum persönliche Bemerkungen besonders leicht Erröthen verursachen, und warum die mächtigste aller Ursachen die Schüchternheit ist... Bescheidenheit aus Demuth oder die Regung der Sittsamkeit in Folge einer Unzartheit, erregt ein lebhaftes Erröthen, da sich beide auf das Urtheil oder die feststehenden Gebräuche Anderer beziehen". — Dies möge genügen, um Ursache und Mechanik des Erröthens klar zu machen und um als Basis einiger physiognomischen Bemerkungen über diesen Gegenstand zu dienen.

§. 127.

Man kann annehmen, dass ein schüchternes junges Frauenzimmer, welches weder durch Uebermaass von Gesellschaft, noch durch ein Allzuviel von Genüssen abgestumpft wurde, am leichtesten und meisten erröthen werde, besonders wenn dasselbe zart organisirt ist, strenge sittlich erzogen wurde, und stets unter ehrbaren Menschen sich bewegte. Frauenzimmer, welche durch Genüsse übersättigt, durch alltägliche fade Gesellschaft abgestumpft und vergiftet sind, von Jugend auf schlechtes Beispiel sahen und diesem zu folgen angeleitet oder gar genöthigt wurden, werden bei derselben feinen Organisation, wie die der ersteren, weit weniger in- und extensiv erröthen.

Grobe Organisationen mit schwer beweglichem Geiste, die immer nur die gröbsten und schwersten Arbeiten verrichten mussten, haben in weit geringerem Grade die Fähigkeit des Erröthens, als die entgegengesetzten Naturen.

Frauenzimmer, in Schandthaten und Lastern aufgewachsen, unberührt von den Strahlen der Liebe rechtschaffener, sorgfältiger, liebevoller Eltern, erröthen auch schwierig und selten; sie erröthen nur, wenn bessere Gefühle und das Bewusstsein ihres Unglücks, ihrer Schmach in ihnen dämmern.

Ehe und Lebenserfahrung, Weltumgang und Gewohnheit tilgen die Schüchternheit, mässigen die Scham und vermindern die Bescheidenheit; daher erröthen verehelichte Frauen minder leicht, als unverehelichte, und sehr erfahrene, an Umgang mit vielen Menschen gewöhnte schwieriger, als wenig erfahrene, mehr vereinsamte. Das Erröthen kann, mit Vorsicht und in steter Rücksicht auf andere physiognomische Zeichen aufgefasst, ein gutes Mittel zu Beurtheilung mancher weiblichen Individualität abgeben.

Die Ohren.

§. 128.

In der Regel haben Frauen mit niedlichen, kleinen Ohren etwas Niedliches, Kindliches, während solche mit sehr grossen,

löffelartigen Ohren durch allerhand plebejische Eigenschaften sich auszuzeichnen pflegen. Aber, es kommt nicht allein auf die Grösse, sondern auch auf die Form der Ohren an; es macht sehr viel aus, ob ein Weib breite oder schmale, harmonisch ausgebildete oder polizeiwidrige Ohren trage. Unproportionirte, hässliche Ohren machen auch dem hübschesten Gesichte Eintrag und weisen auf irgend eine Disharmonie im Charakter hin.

Johann Sigismund Elsholtz[123]) nennt grosse Ohren ein Zeichen von gutem Gedächtniss; kleine Ohren weisen ihm auf einen bösartigen, muthwilligen, heftigen und auch listigen Charakter hin. Joannes Baptista Porta[124]) bringt grosse Ohren mit einem gewissen Maasse von Geistesbeschränktheit, aber mit längerer Lebensdauer in Zusammenhang; grosse, etwas schlaff herunterhängende Ohren könnten auf Gelehrigkeit hinweisen, grosse und aufrecht stehende Ohren auf Geschwätzigkeit und Beschränktheit; sehr kleine Ohren seien Thoren, Räubern und Schwelgern eigen; kleine, gestreckte Ohren dummen Leuten; lange, enge Ohren neidischen, kleinlichen Menschen; runde ungelehrigen Individuen; wohl ausgeprägte wiesen auf einen gelehrigen, nicht ausgeprägte Ohrmuscheln auf einen rohen, mittelmässig grosse und etwas quadratische Ohren auf einen wohl gesitteten, soliden Menschen hin. —

Wenn wir dies Alles speciell auf das weibliche Geschlecht anwenden wollten, müssten wir zunächst von dem genauen allgemeinen Zutreffen überzeugt sein. Nun findet man aber bei genauerer Betrachtung, dass das Obige nur zum Theile und bedingungsweise auf den Durchschnitt der Menschen passe, somit auch im Besondern nur mit grosser Auswahl und Vorsicht auf das weibliche Geschlecht speciell angewandt werden könne.

Unter Voraussetzung allgemein günstiger Verhältnisse des Kopfbaues, werden wohl ausgebildete Ohrmuscheln, mit normaler Grösse und in richtiger Stellung zum Schädel, auf gute Entwickelung der Gehirnorgane und Sinneswerkzeuge, somit auf löbliche Geistesverfassung schliessen lassen; verkümmerte Ohrmuscheln unter sonst ungünstigen Verhältnissen des Kopfbaues auf geringe Grade intellectueller Fähigkeiten; kleine, aber sehr wohl ausgebildete und richtig gestellte Ohren auf einen

kindlichen, vielleicht leidenschaftlichen, nervösen Charakter und nicht schlechte Capacität; bei grossen, wohl ausgebildeten, richtig gestellten Ohren dürfte die geistige Capacität grösser sein und das Kindliche zurücktreten. Charakterlose, ausgedehnte Ohren findet man oft bei sehr grossen Fisch-, Markt-, Boten- und Schiffsweibern, und bei allen jenen halbgebildeten Frauen, welche von der Mühle das Klappern, vom Advocaten die Beweisgründe und vom Hausknechte die Gemeinheit haben.

§. 129.

Naturgemäss hat die Frau stets kleinere Ohren, als der Mann. Finden wir nun bei einer Frau Ohren, deren Grösse jene des entsprechenden Mannes übertrifft, so können wir glauben, dass ein solches Geschöpf in mehr als einer Beziehung unweiblich sein werde. Es verhält sich mit den Ohren ähnlich wie mit den Händen: Frauen mit grossen Händen sind meistens sehr ungraziös, haben manche Eigenthümlichkeit und Neigung des Pöbels, und kein richtiges Verständniss für die feinfühlenden, zarten Frauen mit niedlichen Händen. Mütter und Töchter, deren Ohren und Hände in Bezug auf Bau und relative Grösse allzu sehr von einander abweichen, werden nur in den allerseltensten Fällen harmoniren, da sie nur in den allerseltensten Fällen vermögend sein werden, sich gegenseitig zu verstehen. Wer grosse Hände hat, ist geneigt, schwere Arbeiten zu verrichten, und, bei ungenügender Geistes- und Gemüthsbildung, mehr oder weniger unfähig, zu begreifen, dass Leute mit kleinen Händen und niedlichen Figuren solche Neigungen nicht haben können. Am schlimmsten und intolerantesten sind in dieser Beziehung eben die halbgebildeten und ganz ungebildeten Weiber mit allzu grossen Händen und ungeschlachten Ohren; wehe deren zart organisirten Töchtern und fein angelegten Männern!

Ein gewiegter Menschenkenner vermag auch aus den Ohren die Anwesenheit und Abwesenheit verschiedener Leidenschaften zu errathen, auf Grad und Art der Geistesbildung zu schliessen, und von dem Maasse der Sympathie oder Antipathie eine beiläufige Vorstellung sich zu machen.

Carl Gustav Carus [125]) weist nach, „dass eine gewisse Kleinheit des Ohres ebenso entschiedenes Zeichen grösserer geistiger Energie sei, als im Gegentheile das zu grosse Ohr einer geringen, ja selbst, bei zugleich ungünstiger Kopfform, einer entschiedenen Albernheit. Ganz kleine Ohren (sie kommen im höheren Grade gewöhnlich nur im weiblichen Geschlechte vor) werden dagegen immer den Ausdruck einer gewissen Verkümmerung geben und, ebenso wenig als die zu grossen, Zeugniss ablegen für höhere und edlere Entwickelungsfähigkeit des Geistes. Der rechte Maassstab für Länge des Ohres ist jedenfalls die Länge der regelmässig gebildeten Nase". — Hier wird das äussere Ohr fast nur in Bezug auf Intelligenz betrachtet und seine Beziehung zu dem Gefühls- und Gemüthsleben ausser Acht gelassen. Durch sorgfältige Beobachtung kann man indessen bald die Rapporte begreifen, welche zwischen der Form, Grösse und Stellung der Ohrmuscheln einerseits und dem Gemüthsleben andererseits walten.

Das Gesicht im Ganzen.

§. 130.

Je nach dem Baue und den Zügen des Gesichtes kann man die Frauen in drei Hauptklassen unterscheiden: in schöne, interessante und hässliche. Eine jede dieser Kategorieen bekundet in ihrem Charakter grosse Verschiedenheiten, und es gibt die besondere Art des Charakters dem schönen, dem interessanten, dem hässlichen Gesichte seine speciellen Eigenthümlichkeiten. Zu dem individuellen Charakter kommt noch das Bewusstsein der Schönheit, Interessantheit, Hässlichkeit, oder die Täuschung darüber, welche die Art der Züge beeinflusst; es kommt dazu noch der naturgemässe oder naturwidrige Geschmack in Sachen der Bekleidung, der Kosmetik und der vorsätzlichen Mimik, der Grad der Eitelkeit und Empfindlichkeit, des Ehrgeizes und des Stolzes.

Nicht jedes Frauenzimmer ist gebildet und vernünftig genug, um die Sprache des Spiegels zu verstehen und daran zu glauben;

sehr vielen weiblichen Wesen ist der Spiegel nur ein Täuschungsmittel, durch welches sie sehen, was nicht vorhanden ist, und nicht sehen, was vorhanden ist. Die Folgen solcher optischen Täuschung werden oft verhängnissvoll für Zufriedenheit und Lebensglück, indem sie in so vielen Fällen wesentlich dazu beitragen, alle Aussichten auf die Ehe zu zerstören.

§. 131.

Bildung des Geistes und Gemüthes löscht einen guten Theil der Hässlichkeit aus. Versteht es nun die gebildete, gemüthvolle, aber hässliche Frau, wohl und ungesucht sich zu kleiden, fein und ungeziert, ruhig und würdevoll sich zu benehmen, ihre etwaigen schreienden natürlichen Mängel sorgfältig zu bedecken, so ist die Hässlichkeit schon zu drei Viertheilen geschwunden, und hat dem immer mehr sich ausbreitenden Charakter des Interessanten Platz gemacht. In dieser Thatsache liegen mehr oder minder gewisse Aussichten auf Ehe und Lebensglück.

Ist aber die Hässliche eitel, hochfahrend, dumm, gemüthlos, ohne ästhetischen Sinn, ohne Verständniss der Kleidungsstücke und Farben, ohne Selbstkenntniss, voll von Vorurtheilen und Albernheiten, so kann sie, wenn ohne grosse Geldsäcke, darauf schwören, dass Lebensglück und Gatte zu ihr nicht sich verirren werden.

§. 132.

Sehr schöne, sehr regelmässig geformte Frauenzimmer, besonders wenn eitel, reich und ohne sorgfältige, harmonische Erziehung, pflegen äusserst kalt, ja grausam zu sein und mit den Herzen ihrer Anbeter oft genug ein recht elendes Spiel zu treiben. Grosse Schönheit eines Weibes ist ohne die sorgfältigste harmonische Erziehung in vielen Fällen, vielleicht in den meisten, etwas Gefährliches, und es wird eine wahrhaft heilige Pflicht jedes Elternpaares, welches einer schönen Tochter das Leben gab, dieselbe bestens zu erziehen und auf den Weg der Barmherzigkeit, der Tugend zu leiten.

Interessante Frauengesichter haben unter sonst nicht ganz ungünstigen Verhältnissen der Gesundheit am meisten Aussicht,

in die Ehe zu treten und vom Glücke begünstigt zu werden. Davon überzeugt, dass sie weder schön noch hässlich sind, cultiviren sie besonders diejenigen Eigenschaften, welche das Weib erheben, mit Würde erfüllen, in den Augen des naturfrischen, unverdorbenen Mannes mit Heiligenschein umgeben, den blasirten Gecken ernüchtern und ihm imponiren, und den sonst regungslosen Vertreter des starken Geschlechts mit jener Bewunderung erfüllen, welche so häufig die Urquelle der Liebe ist. Cultivirt jedoch das Weib mit interessantem Gesichte, aber ohne Geldsäcke, die genannten Eigenschaften nicht, dann möge es darauf schwören, dass das Altjungfernthum vor der Thüre steht.

Interessante Frauen pflegen eben so langsam zu altern, als fein gebildete, veredelte schöne, und fein gebildete, veredelte ursprünglich hässliche Frauen. Verlängerte Jugend kann man als grosses Glück für jedes Weib und als die beste Bürgschaft glücklichen Alters betrachten; glückliche alte Frauen sind niemals hässlich und werden von Niemand ungerne gesehen, vorausgesetzt, dass sie ihre Zunge im Zaume halten.

Von den Bedürfnissen.

§. 133.

Constitution und Beschäftigungsweise, Geschlecht und Civilisation, Wohlstand und Befinden, dies Alles wirkt bestimmend auf die menschlichen Bedürfnisse und die Art ihrer Befriedigung; es leuchtet also gleich von vorne herein ein, dass die Frauen, weil von den Männern zunächst durch Geschlecht, Constitution und Beschäftigung verschieden, auch andere Bedürfnisse haben, in zum Theile anderer Weise dieselben befriedigen werden, als die Männer. Wenn beide Geschlechter in Bezug auf die Bedürfnisse gänzlich übereinkommen, so ist dies in der Regel kein gutes Zeichen für den Zustand der Frauen, sondern beweist, dass ungünstige Verhältnisse das Weib bestimmten, den von der Natur ihm angewiesenen Platz zu verlassen, oder dass die Sittenlosigkeit zu einem erstaunlichen Grade sich entwickelte.

Beide Geschlechter müssen sich ernähren, die Gattung fort-

pflanzen, die Haut bekleiden und pflegen, den Ort verändern; doch beide thuen dies in verschiedener Weise, und diese Differenz prägt den Bedürfnissen der Frau einen anderen Charakter auf, als denen des Mannes.

Das Nahrungsbedürfniss.

§. 134.

Frauen essen und trinken weniger als Männer, und ziehen feinere Speisen den gröberen, kaffeeartige Getränke den alkoholischen, häufigere und spärlichere Mahlzeiten den selteneren und massenhafteren vor. Und warum? Weil der Organismus des Weibes ähnlich dem des Kindes empfindlicher, schwächer, zarter, nervöser ist, weil der Stoffwechsel weniger rasch vor sich geht, und weil das normale Thätigsein der Frau weniger Strapazen ausserhalb des Familienkreises mit sich bringt.

Vielfrässe und Säuferinnen gehören bei dem weiblichen Geschlechte um so mehr zu den Ausnahmen, je gesunder die sittlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes sind, je mehr die höheren moralischen Interessen im Bereiche des Verständnisses und der Pflege sich befinden. Bietet ein Land Ueberfluss an Nahrung, ist dasselbe frei von eigentlichem Elend, liegt es unter lachendem, unter günstigem Himmel, und fehlen die höheren Interessen des Geistes und des Gemüthes, so kann Vielfresserei auch bei den Frauen häufig wahrgenommen werden. Wer noch vor dreissig Jahren verschiedene Länder des Kaiserthums Oesterreich besuchte, überzeugte sich leicht, dass die geschilderten Verhältnisse dort bestanden und dass Vielfresserei bei dem weiblichen Geschlechte keineswegs selten war, ja dass diese Polyphagie zuweilen Grade erreichte und Formen annahm, die an das Fabelhafte grenzten.

§. 135.

In den schwerarbeitenden, in den unteren Volksklassen nähert sich das Nahrungsbedürfniss der Frauen in vielen Stücken dem der Männer; denn hier muss das Weib leider die härtesten

Arbeiten verrichten und oft genug in Beziehung auf den Erwerb des täglichen Brodes ganz an die Stelle des Mannes treten. Anstrengende Muskelthätigkeit, Aufenthalt in freier Luft oder in Fabriksräumen oder sonstwo ausserhalb des Hauses, dies gestaltet das Nahrungsbedürfniss ganz anders, als das Walten am häuslichen Herde und innerhalb der Familie. Daher kommt es auch, dass die Frauen des Volkes ganz anders sich nähren, als die Frauen der höheren Schichten, dass beide Kategorieen anders sich nähren müssen, und dass die eine Art bei der Nahrung der anderen nicht wohl bestehen könnte.

Wenn Frauen der höheren Stände auch noch so einfach und mässig leben, so müssen sie doch ihre Nahrung in anderer Weise zubereiten, verdaulicher und feiner ihre Speisen gestalten, als die sehr rührigen Töchter der arbeitenden Stände. Die Noth einerseits und die Unkenntniss andererseits leiten hier oft zu einer verkehrten, unpassenden Nahrungspflege, und diese verursacht zahllose Erkrankungen der Verdauungsorgane und des Nervensystems.

§. 136.

J. B. Fonssagrives[126]) hat ziemlich ausführlich von den Umständen gehandelt, welche während der Entwickelung der Geschlechtsreife, während Schwangerschaft, Wochenbett, Säugeperiode und des Aufhörens der monatlichen Reinigung das Verhalten in Bezug auf Nahrung bestimmen, das Nahrungsbedürfniss beeinflussen. Die sehr praktischen Bemerkungen und Anordnungen von Fonssagrives verdienten in der That, allgemein beachtet zu werden; denn sie verlangen nichts Anderes, als dass dem natürlichen Bedürfnisse, wie solches während der genannten verschiedenen Lebensepochen zum Ausdrucke kommt, Rechnung getragen werde; sie weisen die grosse Verschiedenheit des Nahrungsbedürfnisses zunächst bei beiden Geschlechtern nach, und bekunden alsdann, wie ganz anders die Anforderungen des Organismus der Frau sind, wenn deren Gattungsleben in den Vordergrund tritt. —

In Familien, wo Alles über einen Leisten geschlagen, wo nicht begriffen wird, dass Zeiten und Umstände das Nahrungs-

bedürfniss bedeutend zu verändern vermögen; andererseits in Lebenslagen, wo die zu Erhaltung normalen Daseins nöthigen Mittel fehlen, somit die Möglichkeit nicht gegeben ist, auch die einfachsten Modificationen des Nahrungsbedürfnisses mit Erfolg wahrzunehmen; — dort überall entstehen Störungen des Wohlbefindens, die nicht allein bei den Frauen selbst sich geltend machen, sondern auch verhängsnissvoll auf deren Nachkommen wirken, und, in weiterer Folge, zahlreichen gesellschaftlichen Uebeln Vorschub leisten.

Nichtbeachtung der Verschiedenheit der Bedürfnisse zu den verschiedenen Zeiten der Entwickelung und der Rückbildung bringt Störungen im Organismus hervor, macht krank oder kränklich, verstimmt die Nerven und erzeugt unglückliche Zustände bei den Frauen, begünstigt verkehrte Lebens- und Weltanschauung, incorrecte Handlungsweise, und leitet dadurch Pflege und Erziehung der Nachkommen in falsche Bahnen. Naturgemässe Befriedigung der Bedürfnisse erhält Leib und Sitte, die Frauen und die kommenden Geschlechter frisch.

§. 137.

Weil die Frauen der oberen und wohlhabenden Schichten häufig genug Verständniss der Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse zu den verschiedenen Zeiten des Lebens haben, und die Mittel besitzen, welche zu Erfüllung der Wünsche gehören, darum räumen sie auch die Hindernisse der Ausbildung wahrer Weiblichkeit hinweg, und verursachen denn auf diese Weise, dass innerhalb ihres Bereiches das Weib in seiner Perfection weit öfter als in den anderen Volksschichten, ja fast ausschliesslich angetroffen werde.

L. A. Ph. Cerise[127]) sagt in einer vorzüglichen Abhandlung unter Anderem: „Aber diese auserwählten Typen, wo begegnet man ihnen in grösserer Zahl, als in den besser gestellten Klassen der Gesellschaft? Hier ist es hauptsächlich, wo die Frau im höchsten Grade die Eigenschaften und Fehler bekundet, welche sie vom Manne unterscheiden. Steiget hinab zu den unteren Klassen der Gesellschaft: die Mehrzahl der Frauen wird euch mit mehreren Charaktereigenthümlichkeit behaftet erscheinen,

die ihnen nicht eigenthümlich zugehören; ihr werdet an ihnen manches Männliche bemerken, in physischer sowohl wie in moralischer Beziehung; wenigstens werdet ihr die Zwischenglieder wahrnehmen, durch welche die Natur den Raum zwischen den beiden Geschlechtern auszufüllen scheint. Mit einem Worte: das Weib ist thatsächlich Weib nur in den höheren Klassen der Gesellschaft“... „Die Frau der höheren Klassen ist nicht eine entartete Hirtin; im Gegentheile, sie ist unter allen Gefährtinnen des Mannes diejenige, welche die Besonderheiten ihres Geschlechts im obersten Grade besitzt“. — So Cerise.

Die hier ausgedrückten Thatsachen hängen mit dem Maasse der Befriedigung der Bedürfnisse ursächlich zusammen. In den wohlhabenden und höher gebildeten Schichten waltet die Möglichkeit, Alles nach individuellen Erfordernissen sorgfältig einzurichten; man würdigt die menstruirende Tochter, die schwangere, die säugende Frau der grössten Aufmerksamkeit; man holt, wenn irgend eine Blähung quer geht, gleich den Rath von zehn Receptärzten ein, setzt Wartefrauen an das Bett der Patientin, schickt diese alsdann für den Winter nach Italien, Aegypten oder Madeira, für den Sommer nach Ostende, Scheveningen oder Helgoland, und thut Alles, was Therapeuten und Hygieiniker nur ersinnen können, ohne starke Kopfschmerzen zu bekommen. Nun, wenn unter solchen Verhältnissen Weichheit, Zartheit, Weiblichkeit nicht gewahrt werden sollten, dann müsste es schlimm um die ursprünglichen Anlagen dazu stehen.

Und bei den armen, schwer arbeitenden, unwissenden Volksklassen! Hier kennt man wenig Rücksicht für die verschiedenen Zustände des Weibes; hier verfügt man nicht über helle, luftige, trockene Räume, sonnige Plätze, schattige Promenaden, nicht über zuträgliche leichte und erquickende Speisen und Getränke, ist auch unfähig, das Wenige, was man sein eigen nennt, sorgfältig zu Erhaltung des Wohlseins anzuwenden: die harte Arbeit geht immer weiter, weil das Leben weiter geht, und gestattet keine irgendwie in das Gewicht fallende Beachtung der Leibeszustände. Wenn daher hier specifische Weiblichkeit nicht zur Perfection kommt, so liegt dies auch daran, dass dem Nahrungs-

bedürfnisse nicht in naturgemässer Weise Rechnung getragen wurde.

§. 138.

Die Nahrungsmengen, deren das Weib täglich bedarf, sind im Durchschnitte um ein nicht Unbeträchtliches geringer, als die Nahrungsmengen, deren der Mann täglich bedarf. Genaue Feststellung dieses Unterschiedes wird immer etwas Schwieriges bleiben, da das Bedürfniss je nach Individualität und äusseren Umständen schwankt. Von vorne herein sollte man glauben, dass dieser Unterschied bei den arbeitenden Klassen geringer sei, als bei den vornehmen. Wie es in Wirklichkeit damit sich verhält, darüber müssen genauere Forschungen Aufschluss geben.

C. G. Lehmann[128]) theilt die Resultate der Untersuchungen von Barral mit, wonach Einnahmen und Ausgaben des Organismus bei verschiedenen Individualitäten also sich gestalteten:

Tägliche absolute Menge in Grammen:

Einnahmen.

	Flüssige und feste Nahrung	Sauerstoff	Gesammtsumme
Mann von 29 Jahren im Winter	2755,10	1061,5	3816,5
„ „ 29 „ „ Sommer	2386,10	777,3	3163,3
Knabe „ 6 „ „ „	1394,2	423,4	1819,6
Mann „ 50 „ „ „	2710,7	889,1	3599,8
Frau „ 32 „ „ „	2339,6	886,7	3226,3

Ausgaben.

	Perspirirtes Wasser	Kohlensäure	Feste und flüssige Excrete	Andere Verluste
Mann von 29 J. im Winter	1287,8	1230,9	1265,10	32,8
„ „ 29 „ „ Sommer	1141,6	888,4	1099,4	33,9
Knabe „ 6 „ „ „	694,7	514,10	604,6	6,3
Mann „ 50 „ „ „	522,6	1088,3	1962,8	26,1
Frau „ 32 „ „ „	899,7	1006,9	1191,6	29,1

Bei Betrachtung der vorstehenden Zahlen fällt zunächst in das Auge, dass das Weib selbst im Alter der Blüthe geringere Nahrungsmengen aufnimmt, als der Mann in den höheren Altersjahren, dass somit das auf die Menge bezügliche Nahrungsbedürfniss bei dem schönen Geschlechte kleiner ist. Dieses geringere Nahrungsbedürfniss steht mit geringerem Stoffumsatze

im Organismus der Frau unmittelbar und mittelbar in Zusammenhang.

§. 139.

Auch in Bezug auf die Qualität weicht das Nahrungsbedürfniss des Weibes von jenem des Mannes ab. Carl Friedrich Burdach[129]) bemerkt in Betreff des quantitativen und qualitativen Unterschiedes des Nahrungsbedürfnisses der beiden Geschlechter unter Anderem: „Es ist allgemein bestätigte Thatsache, dass in Hospitälern und Gefängnissen für weibliche Individuen weniger Nahrung nöthig ist, als für männliche; auch haben wir eine Menge Beispiele, wo Frauen mit vollem Bewusstsein wegen Verstimmung des Nervensystems, oder in einer gewissen Absicht, oder aus blosser Laune und um Aufsehen zu erregen, ohne alle Speisen, oder, insoferne zum Theile Betrügerei dabei stattfand, bei äusserst geringer Quantität derselben Monate lang aushielten, während von Männern noch nie etwas Aehnliches beobachtet worden ist.*) Da bei dem Manne die Muskelkraft des Verdauungsapparates stärker ist, so ist auch der Trieb nach Nahrung heftiger, überhaupt also das thierische Moment in der Verdauung überwiegend. Beim Weibe ist die Thätigkeit der Saugadern, also die pflanzliche Seite der Verdauung vorherrschend, der Nahrungstrieb mässiger und leichter befriedigt; es ist genügsamer, mässiger, und beobachtet während der Mahlzeit mehr den Augenblick der Sättigung, wo es keinen Bissen mehr geniesst, während der Mann verhältnissmässig häufiger die Grenzen seiner Esslust erst auf dem Boden der Schüssel findet. Das Weib kann leichter entbehren, und fühlt sich glücklich, wenn es heimlich und unbemerkt entbehren kann, um Mann und Kinder reichlicher versorgen zu dürfen. Und weil es überhaupt theils weniger Nahrung zu sich nimmt, theils sie schneller verdaut, so wird es auch durch das Essen weniger belästigt, und nach der Mahlzeit nicht so träge und unlustig. Durch dies Alles erhält es eine gewisse Zartheit, und behauptet mehr seine Freiheit. Der Mann ist abhängiger vom Nahrungsbedürfnisse und wird durch den Gaumenkitzel leichter zur Unmässigkeit verleitet:

*) ausser bei den indischen Büssern und Heiligen

die zahlreichen Beispiele von Fresssucht, die wir kennen, kamen nur beim männlichen Geschlechte vor; Völlerei und Schwelgerei ist durchaus unweiblich, dagegen mit manchen männlichen Tugenden nicht schlechthin unvereinbar".

„Alle starken Reize der Verdauungsorgane", sagt Burdach weiter, „sind mehr für den Mann geeignet, da dessen stärkere Irritabilität auch eine kräftigere Anregung und Aufforderung verlangt. Beim Weibe ist die Sensibilität der Verdauungsorgane überwiegend, und daher nur leichtere Nahrung und schwächere Reizung angemessen. Der Instinct spricht hier ebenso laut, als die Organisation. Nämlich der Mann nähert sich den fleischfressenden Thieren, das Weib mehr den pflanzenfressenden... Der Mann wird durch seinen Instinct mehr zur Fleischnahrung getrieben, und wird dadurch stärker, aber auch gröber, roher und wilder. Das Weib bleibt der Natur treuer, indem es sich mehr an Pflanzenkost hält... Ebenso bedarf der Mann mehr der scharfen Gewürze und der geistigen Getränke, um nach der stärkeren Anstrengung die kräftige, aber stumpfe Irritabilität aufzureizen, und seine Erregung, sowie sein Selbstgefühl zu steigern. Das Weib bedarf dieser Reize weniger, hat weniger Neigung zu ihnen, und verliert durch ihren häufigeren und reichlicheren Gebrauch seine Weiblichkeit"... So weit die Bemerkungen von Burdach.

Das quantitativ geringere Nahrungsbedürfniss des Weibes, die grössere Genügsamkeit und Bescheidenheit der Frau, dies ist überall Thatsache, wo wir auch das schöne Geschlecht erforschen mögen. Nun aber kommt es darauf an, zu ermitteln, inwieweit die Frau vom Hause aus mehr den Pflanzenspeisen zuneigt und weniger der Gewürze bedarf; warum dieselbe weniger alkoholische, dagegen mehr kaffeeartige Getränke aufzunehmen pflegt.

§. 140.

Es ist das Bedürfniss nach substanziöseren oder minder gehaltreichen Nahrungsmitteln zunächst von der Grösse des Stoffwechsels abhängig; je energischer dieser letztere, desto stärker nährende Nahrungsstoffe, und umgekehrt, sind erforderlich. Da

nun der Mann im Ganzen mit Gehirn oder Muskeln intensiver thätig ist, als die Frau, so ist auch sein Stoffwechsel rascher, und damit das Bedürfniss einer mehr substanziösen Nahrung gegeben. Wenn der Mann mehr nach gehaltreichen Speisen, die Frau nach minder gehaltreichen greift, der Mann lieber Fleisch und Eier, die Frau lieber Milch und Gemüse aufnimmt, so liegt dem die Besonderheit im organischen Haushalte der beiden Geschlechter zu Grunde.

Nehmen wir eine gewöhnliche Haushaltung an, wo für alle Personen dieselben Speisen bereitet werden, und betrachten wir die am Tische sitzenden Männer und Frauen, so sehen wir, wie viel die einen und die anderen instinctiv Fleisch und Gemüse, Kartoffeln und Mehlspeisen verzehren. Hierbei frägt es sich: wird das Quantum der aufgenommenen schweren (substanzreichen) und leichten (substanzarmen) Nahrungsmittel bei beiden Geschlechtern in demselben Verhältnisse zu Gesicht und Grösse des Körpers stehen, oder dieses Verhältniss bei der Frau ein anderes sein, als beim Manne?

Wenn die Männer mit schweren körperlichen oder sehr anstrengenden geistigen Arbeiten beschäftigt sind und die Frauen die gewöhnlichen häuslichen Pflichten erfüllen (und beiden Geschlechtern der Charakter von Gesundheit und Sittenreinheit zukommt), so kann man dafür halten, dass in solchem Falle die Männer nicht nur absolut, sondern auch verhältnissmässig mehr von den schweren Nahrungsmitteln aufnehmen werden, als die Frauen.

Bei der Klasse reicher Müssiggänger und geist- wie herzloser Prasser verschieben die natürlichen Proportionen sich vielfach; aber auch hier nimmt die Frau absolut und relativ weniger von den schweren Speisen auf, als der Mann. Nur innerhalb derjenigen Klassen, wo auch dem Weibe die schwersten körperlichen Arbeiten obliegen, wo das Weib den grössten Mühseligkeiten ausgesetzt ist, dürfte die Aufnahme von Substanz bei beiden Geschlechtern verhältnissmässig die gleiche sein.

§. 141.

Frauen haben mehr Neigung, kaffeeartige Getränke aufzu-

nehmen, wogegen Männer mehr geistigen und gegohrenen Getränken zusprechen. Es scheint, als ob dies in allen Klassen der Gesellschaft Regel wäre, und nicht nur von blossen Vorurtheilen und Gewohnheiten abhänge, sondern tiefer in der Organisation begründet sei. Alkoholische und kaffeeartige Getränke wirken auf Verlangsamung des Stoffwechsels hin; aber die kaffeeartigen verhalten zu dem Nervensystem sich anders, und aus diesem Grunde werden sie wohl von den Frauen im Allgemeinen der anderen Art von Flüssigkeiten vorgezogen. Doch betrachten wir diesen Gegenstand genauer.

Nach den Forschungen von Angel Marvaud[130]) und Anderen sind Alkohol, Caffeïn, etc., das Gehirn- und Rückenmarks-Nervensystem erregende Stoffe, und zwar wirkt Alkohol vorzugsweise auf die Sensibilität, Kaffee, Thee, etc., auf die Intelligenz; beide Arten aber beschränken den Umsatz der Gebilde im Organismus. Alkohol könne betrachtet werden als ein hauptsächlich auf das Bewegungssystem hinwirkendes Agens, wogegen Kaffee und Thee insbesondere nach dem Gehirne ihre Richtung nehmen. —

Warum wird nun von den Männern mehr Wein, Bier, Branntwein, von den Frauen mehr Kaffee, Thee consumirt? Die Frau strengt im Allgemeinen weniger die Muskeln an, als der Mann, sitzt mehr und beschäftigt in höherem Grade die Nerven; daher bedarf sie solcher Mittel, welche einen angenehmen Eindruck im Nervensysteme hervorbringen und hier wohl auch Substanz ersparen; sie bedarf nicht, oder nicht in dem Grade wie der Mann, der auf das Bewegungssystem wirkenden Reiz- und Sparmittel. Daher nehmen Frauen und die Mehrzahl der ruhig sitzenden, geistig thätigen Männer lieber Kaffee und Thee, als alkoholische Flüssigkeiten.

§. 142.

Ueberall zieht das weibliche Geschlecht die narkotischen Getränke den alkoholischen im Allgemeinen vor, in allen Schichten der Bevölkerung, und wohl bei allen mit dem Lack der Civilisation überpinselten Rassen. In den höheren Klassen, soweit dieselben nicht von der pöbelhaften Knauserei des mit Börsen-

papieren speculirenden Knüppelrentierthums angesteckt sind, trinkt man starken und eigentlichen Kaffee und Thee, in den armen und arbeitenden Klassen allerhand billige, aber zum Theile ähnlich auf den Stoffwechsel wirkende Ersatzmittel; überall indessen betheiligen sich die Frauen mehr an der Consumtion dieser Getränke, als die Männer, und zwar verbrauchen die Frauen um so mehr von den Surrogaten, je ärmer sie sind. In den ärmsten Familien leben Frauen und Kinder fast ausschliesslich von schlechtem Kaffee und Kartoffeln.

Friedrich Wilhelm Böcker[131]) hat bewiesen, dass Kaffee den darbenden Armen unentbehrlich sei. „Sehr vielen Menschen fehlen die Stoffe, aus denen sich der gesunde Leib regelmässig verjüngen könnte", sagt Böcker. „Solchen Unglücklichen muss also ein Mittel sehr passend sein, welches dazu dient, den Umsatz der Gebilde zu verlangsamen, und besonders ihre stickstoffreichen Bewegungsorgane vor der Rückbildung zu schützen. Dass der Kaffee solche Zwecke erfüllt, lehren die Versuche".*) „Der Verbrauch des Kaffee wächst in geradem Verhältnisse mit der überhand nehmenden Verarmung, mit der Verschlechterung der Lebensweise. Geht eine Familie zurück, so vermehrt sich der Gebrauch des Kaffeetopfes, und die Branntweinflasche gesellt sich später dazu".

„Der Branntwein", bemerkt Böcker[132]) in einer anderen Schrift, „ist nur ein unvollkommenes Aequivalent, ein Nothbehelf für die nicht vorhandene geeignete Nahrung. Durch den Branntweingenuss wird den sich umsetzenden Organen keine neue Substanz, so wie es eigentlich sein sollte, zugeführt, es wird also in gewissem Grade das Bedürfniss bleiben und erst dann aufhören, zur Vorstellung zu kommen, wenn die Nerven, durch welche die Vorstellung davon zum Bewusstsein gelangt, in einen abnormen Reizzustand versetzt sind." „Je schlechter die Lebensweise in einer Gegend ist, desto mehr Trunksüchtige werden sich daselbst zeigen".

„Es erklärt sich", sagt Böcker vorher, „dass das weibliche Geschlecht, welches gemeiniglich geringeren Anstrengungen un-

*) Nach den neuesten Forschungen ist dies zweifelhaft geworden.

terworfen ist, als das männliche, bei welchem der Stoffwechsel langsamer vor sich geht, bei welchem die Lungen bei weitem nicht so viel Sauerstoff aufnehmen, wie beim Manne, weniger leicht zum Branntweingenusse kommt; dass in den mittleren Jahren, in welchen sich die Respirationsorgane vorzugsweise entwickeln, sich gewöhnlich die Neigung zum Trunk einfindet". — Dies gibt Stoff zum Nachdenken.

Die mit dem Namen von Kaffee belegte Brühe der unteren Volksklassen verhält sich dem schwer arbeitenden, ungenügend sich ernährenden Manne gegenüber als nicht ausreichend, die Stoffbewegungen so zu verlangsamen, dass das Leben dabei bestehen kann und Arbeit möglich ist; der unter solchen unglücklichen Verhältnissen vegetirende Mann greift demnach zum Branntweine. Anders bei der Frau, zumal in jüngeren Jahren und bei nicht allzu harter Arbeit; hier bedarf es nicht des Branntweins, weil jene Kaffeebrühe, in grossen Mengen und zu jeder Stunde getrunken, genügt, des Lebens Flämmchen kärglich zu erhalten. Doch innerhalb des eigentlichen Elends trinken, zumal in den höheren Jahren des Alters, Frauen und Männer oft ziemlich gleichmässig Branntwein, weil die Kaffeebrühe nicht mehr genügt und der Organismus schon allzu sehr herunter gekommen ist.

§. 143.

Enthaltung von Nahrung aus irgend einem Grunde, und zwar freiwillige Enthaltung, begegnet uns fast nur bei Frauen, wenn wir Europa und Amerika in das Auge fassen. Es gibt also weibliche Wesen, welche im Stande sind, das Nahrungsbedürfniss so zu beeinflussen, dass dasselbe für längere Zeit oft auf ein Minimum reducirt, ja zuweilen für kurze Zeit gänzlich latent zu sein scheint. Wäre das Bedürfniss der Nahrung bei dem weiblichen Geschlechte ebenso heftig, als bei dem männlichen Geschlechte, und ständen Nerven- und Bewegungsleben der Frau in demselben Verhältnisse, wie Nerven- und Bewegungsleben des Mannes: dann hätte man ausserhalb der asiatischen Welt niemals von mysteriösen Hungergeschichten gehört. Sehr viel beruht bei diesen Historien auf reinster Schurkerei; allein es gibt doch Fälle, wo jene so oft geschilderte merkwürdige

Abstinenz Thatsache ist. Indessen kam die Enthaltung von Speise bis jetzt noch niemals bei gesunden weiblichen Wesen, sondern stets bei solchen vor, deren Nervensystem im Zustande sehr bedeutenden Ergriffenseins sich befand, und war niemals eine absolute, sondern immer nur relativ und von viel kürzerer Dauer, als von der Fama angegeben wurde. Dies scheint auch aus allen Daten hervorzugehen, welche man bei W. M. Wilkinson und J. J. Garth Wilkinson[133]) verzeichnet findet.

John Dalton[134]) kam durch genaue Selbstbeobachtung zu dem Resultate, dass ein gesunder, kräftiger Mann täglich etwa achtunddreissig Uncen an fester und dreiundfunzig Uncen an flüssiger Nahrung bedarf. Vergleicht man mit diesen Quantitäten die Nahrungsmengen, welche für gesunde Frauen nöthig sind, so bemerkt man allerdings einen nicht ganz unbeträchtlichen Unterschied; aber man macht sich denn doch einen beiläufigen Begriff von dem zum Leben des Weibes Unentbehrlichen, und sagt sich, dass sogenannte Hungergeschichten bei gesunden Frauen niemals sich ereignen können.

§. 144.

Kann ein Weib wirklich das Bedürfniss haben, des Tabaks sich zu bedienen? Es gibt sobald nichts Abscheulicheres, als eine Frau, welche Tabak raucht, schnupft oder kaut. Wesen dieser Art (ausserhalb der Länder spanischer Zunge) haben jede Spur von Weiblichkeit verloren. Das normale Weib wird niemals das Bedürfniss nach Tabak empfinden, niemals nach einem solchen Reizmittel Sehnsucht haben.

„Nicht nur das männliche Geschlecht", sagt Friedrich Tiedemann[135]), „ist bei allen Völkern dem Tabak ergeben, auch das zarte weibliche Geschlecht hat in vielen Ländern an demselben grossen Wohlgefallen gefunden. Abgesehen, dass die Frauen der Neger, Hottentotten, Kaffern, Kalmücken u. a. Tabak rauchen, sind ihm ebenfalls die Frauen der höheren Stände in den Ländern Central- und Südamerikas, in der Türkey und Syrien, Aegypten und Persien, sowie in China und Japan sehr zugethan. In Europa huldigen die Spanierinnen und Portugiesinnen dem Tabake. In neuester Zeit ist das Cigarrenrauchen

aber auch bei vielen jungen Frauen in Paris Mode geworden, die dadurch ihre Emancipation kund geben wollen. Zur Ehre der deutschen Frauen sei es gesagt, dass diese Mode bei ihnen noch keinen Eingang gefunden hat und hoffentlich auch niemals finden wird. Hin und wieder nur sieht man in Holstein, im Herzogthum Bremen, in der Lüneburger Haide und in Westphalen ein altes, lebenssattes Mütterchen am Feuerherd ein Pfeifchen zur Vertreibung der Langeweile schmauchen. Wohl aber wendet sich das schöne Geschlecht vielfältig, wenn es aufgehört hat, ich will nicht sagen liebenswürdig, doch reizend zu sein, und den Ansprüchen auf die Huldigungen der Männer entsagt hat, zur Schnupftabaksdose, der es im Geheim, oder, über Vorurtheile sich wegsetzend, auch öffentlich zuspricht". — Dies die Worte von Tiedemann.

Wir sehen also einen Theil der Frauen Tabak geniessen, den anderen Theil aber dieses Genussmittel meiden, auch verabscheuen; wir finden in der Mehrzahl der Länder die Meinung verbreitet, dass Tabakgebrauch das Weib verunziere, wo nicht brandmarke.

Dort, wo klimatische und andere Verhältnisse auch dem Weibe Strapazen und Entbehrungen grösserer Art auferlegen, oder wo das Weib zu Nichtsthun und Langerweile gleichsam verurtheilt ist, begreift man den Gebrauch des Tabaks von Seite des schönen Geschlechts; dort hat auch die Sitte gegen diesen Genuss nichts einzuwenden, wird derselbe ja unter solchen Umständen halb und halb zum Bedürfnisse. Anders in Erdstrichen, wo das Klima weniger excessiv, der Verkehr gut, die Lebensweise regelmässig, die geistige Anregung gross, die Sitte mehr naturfrisch, die Thätigkeit mehr regelmässig ist; unter solchen Umständen genügen Kaffee, Thee u. s. w. vollständig zur Anregung und Belebung, und von einem Bedürfnisse nach Tabaksgenuss kann nicht die Rede sein, — so lange nicht wirkliche Ueberreizung, Uebersättigung, Emancipation platzgegriffen. Da man in allen noch nicht ganz heruntergekommenen Ländern und Oertlichkeiten Ueberreizung, Uebersättigung und Emancipation insbesondere beim weiblichen Geschlechte verachtet, so richten Sitte und öffentliche Meinung natürlich sich gegen den

Ausfluss solcher Zustände, gegen das Tabakgeniessen von Seite der Frauen, und kein Vernünftiger wird unter solchen Umständen daran glauben, dass bei dem schönen Geschlechte ein Bedürfniss nach Tabak walte.

§. 145.

August Gaffard[136]) enthüllt, gleich den Gegnern des Tabaks aus früheren Zeiten, alle Nachtheile, welche nicht nur der Missbrauch, sondern auch der Gebrauch dieses Genussmittels auf das individuelle und gesellschaftliche Leben ausübt.

In der That hat auch der Gebrauch des Tabaks Nachtheile für das Individuum sowohl, wie für die Gesammtheit im Gefolge, obgleich nur ein Theil der männlichen Bevölkerung dem Tabakrauchen und Tabakschnupfen ergeben ist. Denken wir uns nun, beide Geschlechter betreiben gleichmässig das Rauchen und Schnupfen, so müsste der Schaden für Gesundheit, Sittlichkeit und Geselligkeit auf das Höchste sich steigern, die Emancipation der Frauen in der widerlichsten und vielleicht auch gefährlichsten Art sich vollziehen, und Unverschämtheit, Wirthshausgeist und Raufboldenthum den Charakter des öffentlichen Lebens ausmachen.

Wenn es schon dringend sich empfiehlt, mit allen Mitteln der Humanität auf die Bannung des Tabaksgenusses bei dem männlichen Geschlechte hinzuwirken, hier der Entstehung jedes Bedürfnisses nach Tabak auf das Sorgfältigste vorzubeugen; so ist es um so dringender geboten, das weibliche Geschlecht durch Erziehung und Sitte gegen den Tabaksgebrauch einzunehmen und allen emancipationssüchtigen Frauen den Nachweis zu liefern, dass Alles, was man Bedürfniss des Tabaks nennt, nichts mehr und nichts weniger sei, als die dummste Selbsttäuschung.

Das Zeugungsbedürfniss.

§. 146.

Wir haben das Bedürfniss der Nahrung bei dem Manne verhältnissmässig und absolut grösser gefunden, als bei der

Frau. Nun wollen wir forschen, in welcher Weise mit dem Bedürfnisse der Fortpflanzung es sich verhalte. Ist das Zeugungsbedürfniss bei der Frau grösser, oder bei dem Manne? Um diese Frage genau beantworten zu können, ist es nöthig, sich zu vergegenwärtigen, dass die Fortpflanzung nicht so wie die Ernährung von dem Maasse des Stoffwechsels abhänge, nicht so von den Eigenthümlichkeiten, wie selbe in der Beschäftigung des Mannes und der Frau liegen, beeinflusst werde, sondern verhältnissmässig selbständig hervortrete und jedes der beiden Geschlechter in seiner Art gleich stark angehe.

Das Bedürfniss der Fortpflanzung offenbart sich in mehrfacher Weise, als Liebessehnsucht, als Drang zum Beischlafe, und als Wunsch, Nachkommen zu besitzen. Je nach der mehr poëtischen oder prosaïschen Anlage des Menschen, je nach Erziehung, Bildung, Lebensverhältnissen, Klima und anderen Momenten, wird bei der einen Kategorie von Individuen das Bedürfniss der Fortpflanzung mehr als Liebessehnsucht, bei der anderen mehr als Drang zum Beischlafe sich ausdrücken. Erst in vorgeschrittenem Lebensalter ist es der Wunsch, Nachkommen zu besitzen, welcher dem normalen Menschen neben der Liebe oder neben der Begattungslust das Zeugungsbedürfniss bekundet.

Ein ganz naturgemäss entwickeltes Weib, bei welchem Gesundheit, Erziehung und Geistesbildung in erfreulicher Harmonie stehen, wird der Liebe fähig sein, und es wird dessen Zeugungsbedürfniss zu Anfang ausschliesslich, später immer noch vorwiegend durch die Erscheinungen der Liebe sich ausdrücken. Bei einem solchen Weibe waltet Keuschheit, Züchtigkeit, und der Beischlaf ist nicht das einzige bewusste Drängen, sondern vielmehr nur die Schlussscene des ganzen Actes.

Anders bei ungesunden, schlecht erzogenen, falsch gebildeten, übercivilisirten Weibern, die noch obendrein Alles thaten, was den Normen der Hygieine entgegenläuft, die immer das schlechte Beispiel sahen, immer durch nichtsnutzige Romane erhitzt wurden, und schon von früher Jugend auf durch unerlaubte Vergnügungen um alles Gefühl von Anstand und Sitte kamen; bei diesen manifestirt sich das Zeugungsbedürfniss fast ausschliesslich durch das nackte Verlangen nach Beischlaf.

§. 147.

Das Bedürfniss, die Gattung zu vermehren, kann bei beiden Geschlechtern als gleich stark angenommen werden, ob dasselbe schon bei beiden von ungleicher Dauer ist. In der Regel ist die Brunst bei der Frau absolut und relativ von kürzerer Dauer, als bei dem Manne. Die Länge der Zeit der Geschlechtsthätigkeit, des Zeugungsbedürfnisses, ist bei der Frau verschieden je nach Klima, Rasse, Beschäftigung, Ernährung, Gesundheitszustand, Erziehung und vielen anderen Verhältnissen; überall aber finden wir, dass in Ländern, wo die Geschlechtsthätigkeit des Weibes länger währt, der Drang zum Beischlafe weniger heftig, die Liebe in poëtischer Weise ausgebildet und die Frau Gegenstand der Verehrung ist; dass dagegen in Ländern, wo das Weib rasch verblüht, der Drang zum Beischlafe Alles, was Romantik der Liebe man nennen kann, in den Schatten stellt, ja gar nicht gedeihen lässt. So hängt denn Liebe, sowie Verehrung der Frauen, mit dem Maasse des Zeugungsbedürfnisses und mit den Aeusserungen dieses letzteren zusammen.

§. 148.

Innerhalb des civilisirten Lebens gibt es sehr viele Momente, welche das Zeugungsbedürfniss des Weibes erhöhen, das Verlangen nach Liebesabenteuern entwickeln und den Drang zum Beischlafe oft ganz ungebührlich steigern. Diese Momente kommen um so mehr in Wirksamkeit, je mehr die Gesittung mit ihrer Schattenseite wirkt, je ungesunder die socialen Verhältnisse, je unmoralischer die Ton angebenden Menschen sind. Ueberall, wo das Zeugungsbedürfniss des Weibes künstlich erhöht wird, treten verhängnissvolle Erscheinungen zu Tage, und Geschichte wie Gegenwart sind voll von abschreckenden Beispielen der Folgen gesteigerten Geschlechtslebens, insbesondere bei Frauen.

Die Genüsse sinnlicher Art pflegen in Zeitaltern mit grosser physischer Cultur, der nur die Intelligenz, nicht aber auch die Moral zum Leitsterne dient, sehr raffinirt zu sein, und alles Bestreben des grossen Haufens der Zweihänder pflegt auf die

Verschaffung solcher Genüsse gerichtet zu werden. Wenn also die niederen Sinne, wie man dies auszudrücken beliebt, immerfort Erregung erfahren, wenn das Sinnliche vorwiegend sich ausbildet, so wird unter den Manifestationen des Zeugungstriebes auch der Drang nach Beischlaf das Verlangen nach sittlicher und poëtischer Liebe sehr bedeutend übertreffen.

§. 149.

J. J. Virey [137]), auf die Thatsache hinweisend, dass man in den Hospitälern mehr Frauen, als Männer findet, denen die Liebe den Verstand verwirrte, sucht die grössere Hinneigung des Weibes zu den Aufregungen der Liebe darzuthun. „Die Frau", bemerkt Virey unter Anderem, „ist diesen Liebesberauschungen stärker unterworfen, als der Mann. Ein innerer Apparat von besonders um die Zeit des Monatflusses höchst empfindlichen Organen; ein dünnes und zartes, der Herrschaft der Nerven sehr unterworfenes Muskelsystem; ein strenges Gesetz der Scham, welches, indem es die Begierden über die Maassen zu beschränken sucht, dieselben eben durch den Zwang verdoppelt; eine beweglichere Einbildung, ein zärtlicheres Herz, empfindliche und darum auch mehr reizbare Sinne; — dieses Alles wirkt dazu mit, bei dem Weibe jene Aufregung zu bewerkstelligen, welche dasselbe nicht bemeistern kann".

Man darf mit Sicherheit annehmen, dass die auf Unterdrückung des äusseren Scheines hinarbeitende, die Scham strenge wahrende Erziehung geeignet sei, Liebeslust und Liebessehnsucht zu vermehren, die innere Gluth zu erhöhen. Da aber diese Steigerung nicht der ursprünglichen Natur, sondern eben lediglich der Erziehung zuzuschreiben ist, so kann man nicht sagen, das Weib sei vom Hause aus um sehr viel mehr zu dem Delirium der Liebe geneigt, als der Mann, sondern man wird aussprechen müssen, dass diese Thatsache als Folge der besonderen Umstände sich geltend mache. Etwas stärker, als bei dem Manne, ist die Liebessehnsucht bei der Frau immer, schon weil sie der schwächere und der gewählte, nicht aber der wählende Theil ist; darum finden die Liebesgefühle sorgfältige Pflege und bohren sich tiefer in das Innere.

§. 150.

Bei allem Fortpflanzungsbedürfnisse sind die Eierstöcke die wichtigsten Organe; denn ohne dieselben gibt es weder eigentliche Liebe, noch auch den richtigen Drang zum Beischlafe. Mit Erkrankung der Eierstöcke gestalten die Offenbarungen des Zeugungstriebes sich krankhaft, die Poësie wird farblos, erstarrt, verfällt, oder zeigt sich als heftiger, doch alsbald ausbrennender Vulcan. Ist die Verrichtung der Eierstöcke zu Ende und das Weib jenseits der kritischen Zeit, verliert mehr oder weniger sich das specifisch Weibliche, und die Geschlechtsliebe hat in Freundesliebe, die Neigung zum Beischlafe nicht immer in Neigung zu Gutem, aber leider öfters in den Hang zu Widerwärtigem sich umgewandelt.

Das Maass der Ausbildung der inneren Geschlechtstheile und das Verhältniss, in welchem diese Organe zu dem ganzen Organismus stehen, ist bestimmend für Innigkeit und Ausdruck des Zeugungsbedürfnisses. Jedes Weib, dessen Geschlechtswerkzeuge bei sonst normaler Beschaffenheit grösser sind, als sie den Umständen der Organisation gemäss sein sollten, hat mehr Drang zu sinnlicher Liebe, als eine Frauensperson, deren normal gebildete Geschlechtstheile in oder unter der proportionalen Grösse stehen.

Es will mir vorkommen, als ob Grösse und Ausbildung der Geschlechtswerkzeuge in der genauesten Beziehung zu dem Temperament ständen. Dass das eine Temperament mehr zu poëtischer, das andere mehr zu sinnlicher Liebe hinneige; bei dem einen im Ganzen genommen Liebeslust und Begattungslust äquivalent seien, bei dem anderen aber die erstere von der letzteren auf das Bedeutendste übertroffen werde: dies hängt denn doch nicht allein von der Organisation der nervösen Centralapparate, sondern auch von dem angedeuteten Verhältnisse der Zeugungsorgane ab. Das Temperament wird hiervon gleichfalls nicht unwesentlich bestimmt.

Die anderen Bedürfnisse.

§. 151.

Das Weib hat gleich einem jeden organisirten Wesen zwei Hauptbedürfnisse, den eigenen Leib zu erhalten und die Gattung fortzupflanzen. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse geschieht zunächst durch Aufnahme von Nahrung und durch Zeugung. Aber es gehört zu Erhaltung des eigenen Leibes noch etwas Anderes, als Nahrung, zu Erweckung gleichartiger Wesen noch Manches, was die Zeugung vorbereitet, einleitet, im Erfolge sichert. Die Frau hat noch mehrere Bedürfnisse neben dem Essen, neben dem Lieben, mehrere Nebenbedürfnisse, deren Befriedigung die Erhaltung von Individuum und Gattung wesentlich erleichtern hilft: sie wünscht zu schlafen, sich zu bekleiden und der Haut zu pflegen, sich zu putzen, angemessen zu wohnen, zu reisen, zu lesen, zu musiciren, gesellschaftlich zu leben. Ohne Erfüllung dieser Wünsche ist von vollkommener Conservirung des eigenen Leibes und der Gattung nicht wohl die Rede.

§. 152.

„Der Zweck“, sagt Hermann Hauff[138]), „den jedes Weib mit ihrem Anzug erreichen will, und dessen sie sich nur mehr oder weniger bewusst wird, ist, in ihrem Kreise und über denselben hinaus zu gefallen. Der Geist, welcher das von der Sitte gebotene Material beherrscht und ordnet, muss dabei das Beste thun, und bei allem Drängen und Haschen nach Pracht und Raffinerie sagt den Meisten doch der Instinct, dass in den Augen, auf welche die ganze Maschinerie vorzugsweise berechnet ist, in den männlichen, Alles darauf ankommt, wie dieser Staat getragen wird. Die Eleganz im weitesten Sinne ist kein esoterischer Cultus, zu dessen Pontificat nur gewisse Kasten berechtigt und befähigt sind. Der Sinn für wahre Eleganz und die Befähigung, dieselbe zur Anschauung zu bringen, ist sicher unter den Individuen so ungleich und unter den Ständen so gleich vertheilt, als die poëtische Anlage, und die Fülle der äusseren

Mittel thut dabei ungefähr soviel, als beim Genie die Bildung“. So Hauff.

Warum will das Weib gefallen? Um geliebt zu sein. Warum geliebt sein? Um sich zu verheirathen, so das Menschengeschlecht zu vermehren und die Nachkömmlinge heranzuziehen. Dies Alles wird nicht nur durch die natürlichen Reize, sondern auch durch deren kräftige Unterstützung mittelst Anzug von Kleidungsstücken erreicht.

Doch, das Weib kleidet sich nicht blos, um zu gefallen und um die Früchte des Gefallens zu erndten, sondern noch aus einem anderen Grunde: die zu normalen Leben unentbehrliche Menge organischer Wärme will erhalten sein; in mittleren und nördlichen Breiten ist dies ohne Bekleidung des Körpers nicht möglich.

Das Bedürfniss der Kleidung steht also in der Reihe der Hülfsbedürfnisse und in der innigsten Beziehung zu den Hauptbedürfnissen der Ernährung und der Fortpflanzung.

§. 153.

Jedes normale Weib fühlt den Drang, in Sachen der Kleidung das Nützliche mit dem Schönen organisch zu vereinigen. Diesen Drang naturgemäss zu befriedigen, ist in der grösseren Zahl der Fälle wegen der Herrschaft von Vorurtheil und Mode nicht möglich; denn der Tross der Thoren rechnet Widersetzlichkeit gegen Vorurtheil und Mode Niemand mehr zum Verbrechen an, als gerade der normalen Frau, der harmonisch entwickelten, dem eigenen Geschlechte imponirenden, das andere Geschlecht inflammirenden.

„Unsere Kleider“, sagt Max von Pettenkofer [139]), „sind Waffen, mit denen der civilisirte Mensch seinen Kampf gegen die Atmosphäre kämpft, soweit sie ihm feindlich ist, mit denen er sich sein Element, den Luftkreis, unterthan macht. Es ist etwas ganz Natürliches, ich darf sagen Instinctives, dass jeder ordentliche Mensch etwas auf ein ordentliches Gewand hält, was auch schön sein soll: nur sollen wir uns besser als bisher des Zweckes bewusst werden, jede Ziererei muss Nebensache bleiben, die Mode darf nie die Oberherrschaft erringen, der Schneider darf nie den Zweck der Kleider unter seine Scheere bekommen.

Man ringt heutzutage nach Neuem in allen Richtungen, auch nach neuen Formen und Stylen in Bekleidung und Baukunst; wir werden aber zu nichts Neuem mit unseren alten Gesichtspunkten kommen. Neue Gesichtspunkte in dieser Richtung können sich aber blos aus einer vermehrten und neuen Einsicht in die Functionen der Kleidung und des Hauses entwickeln. Die Erkenntniss der Functionen bedingt die äusseren Formen, und die Functionen werden nur durch theoretische Studien erkannt". — In diesen Worten steckt tiefe Wahrheit.

Entschieden fehlt in jenen Klassen, von denen neue Kleidermoden ausgehen oder doch begierig aufgesogen werden, das richtige Verständniss des Zweckes der Kleidung, und es machen in Folge dessen Anschauungen und Verhältnisse sich geltend, welche das Innere dem Aeusseren opfern, die Kleidungsstücke mehr zu Sinnenreizen, als zu nützlichen Bedeckungen gestalten, damit die leibliche und sittliche Gesundheit beeinträchtigen, der Ausschweifung Vorschub leisten, und die Oekonomie des Besitzes sehr empfindlich schädigen.

§. 154.

Ein gewisses bescheidenes Maass von Putz, welches die Gesundheitsmässigkeit und das Sittliche der Kleidung nicht beeinträchtigt, wird für das weibliche Geschlecht wohl immer aufrecht erhalten bleiben müssen, weil es Bedürfniss ist und in Bezug auf die Vermehrung der Gattung innerhalb des gesitteten Lebens eine nicht zu verwerfende Würze ist. Wird aber dieses, wenn ich so sagen soll, natürliche Maass überschritten, der Putz zu einem scharfen Reizmittel, dessen Wirkung durch raschen Wechsel der Mode noch erhöht, so tritt der eigentliche Zweck der Kleidung in den Hintergrund und die Geschlechtsverrichtung steigert sich unverhältnissmässig, ungebührlich; die Kleidung dient in den verderbten Klassen der Gesellschaft nicht mehr physiologischen, sondern pathologischen Bedürfnissen.

Durch den Putz sucht man Hebung der Gestalt, vortheilhaften Eindruck auf das andere Geschlecht zu erreichen. Es bedarf nicht eines Aufwandes von Worten, um darzuthun, dass desto weniger Putz sich erforderlich mache, je harmonischer

das Weib physisch und moralisch ausgebildet ist; um darzuthun, dass Harmonie nur die natürliche Folge gesunden, sittenreinen und vernünftigen Lebens und einer den Besitz der höchsten Güter erstrebenden Erziehung sei.

§. 155.

Der Luxus, oder das Mehr des zu normalem Leben Erforderlichen, kann niemals ursprüngliches Bedürfniss sein; er wird erst Bedürfniss, wenn die Gesittung höhere Grade erreicht und der **Geldsack** die anderen Mächte überflügelt hat. Ohne Luxus kann man heutzutage ein weibliches Wesen in den jenseits des Elends stehenden Gesellschaftsklassen gar nicht sich vorstellen; der Luxus ist so innig mit dem Dasein verwachsen, dass Trennung dieser beiden nur im Gedanken, nicht in Wirklichkeit möglich ist.

Weil nun ein gewisses bescheidenes Maass von Luxus zu den Lebensbedürfnissen auch des Idealweibes gehört, müssen die Sittenlehrer und Gesundheitspfleger, die Menschenfreunde und Erzieher dieser Thatsache gerecht werden und mit Verdammung nur des übermässigen Luxus, wie solcher als krankmachende Potenz zur Geltung kommt, sich begnügen.

§. 156.

Paul Cère[140]) hat die Folgen des übertriebenen Luxus der Frauen (und auch der Männer) für Familie, Gesellschaft und Sitte sehr wohl gekennzeichnet, und damit bewiesen, dass Alles, was über das wirkliche Bedürfniss hinausgeht, auf Gesundheit und Moral den schlimmsten Angriff mache und die Oekonomie erschüttere. „Man kann kühn behaupten", sagt **Cère**, „der grosse Luxus des Kaiserreichs (in Frankreich) trage einen grossen Theil der Verantwortung für die Grausamkeiten der Commune". „Die Familienmutter beschäftigt sich nicht mehr mit ihrem Hauswesen; sie bleibt nur Donnerstag*) zu Hause und macht an allen anderen Tagen Besuche, die Kinder den Lehrerinnen und Dienstboten überlassend. Die Cirkel und Rauchgesellschaften,

*) einmal die Woche

welche die Männer fesseln, der Luxus und die Besuche bei den Frauen, sie haben das Innere des Hauses zerstört und in Folge dessen die Familie gefährdet. Die Strömung nach dem übertriebenen Luxus ist allgemein."

„Die Frau und die Tochter des Beamten, des Handelsmannes, des kleinen Rentners, sie wollen ebenso reich gekleidet sein, wie jene des reichen Philisters; sie verachten die gewöhnlichen Stoffe, und nur Kleider von Seide, Sammet und Atlas sagen ihnen zu; sie wünschen ebenso auch luxuriöse Gemächer, da sie ihre Empfangstage haben, und wünschen, dass ihre Besucher nicht mit den Obliegenheiten der Haushaltung sie beschäftigt, sondern im Saale des Hauses sie finden, umgeben von glänzenden Einrichtungsstücken und ebenso nichtsnutzigem wie kostbarem Tand. Die ganze Familie muss die Ausgaben für den Luxus auf Kosten ihrer Ernährung, ihres Wohlbefindens und selbst der eigentlichen Erziehung, soweit diese nicht mit Prahlerei nach Aussen einhergeht, bestreiten".

„Bei der Arbeiterin", bemerkt endlich Cère, „führt die Liebe zum Luxus noch zu weit bedauerlicheren Ergebnissen; wir sahen, dass der Lohn dieser Frauen im Allgemeinen kaum für deren Ernährung ausreiche; wollen sie nun in prächtigen Gewändern einher stolziren, so kann dies nur auf Rechnung ihrer Ehre gehen".

Diese Aussprüche von Cère gelten nicht nur für Paris, sondern für die ganze sogenannte civilisirte Welt.

§. 157.

Ein vermeintliches Bedürfniss von ausschreitendem Luxus wird an manchen Orten dieser Narrenwelt unter manchen ekelhaften Verhältnissen gepflegt und grossgezogen. Denken wir an das höhere und untere Beamtenproletariat in jenen von des Teufels Grossmutter ausgebrüteten Eiern, welche man Raubstaaten nennt. Man verlangt maassgebenden Orts von den unglückseligen Schreibern, welche mit Raths- und anderen Titeln geschimpft, und so schlecht besoldet werden, dass sie fast ausschliesslich von Kartoffeln und Cichorienbrühe leben müssen, Aufwand in Kleidungsstücken, das Abhalten von allerhand kost-

spieligen Gesellschaften, das Sitzen auf den theuersten Plätzen im Theater, das Besuchen von Concerten und Schaustellungen, wo die Eintrittskarten fast mit Gold aufgewogen werden, die Theilnahme an Festen im höchsten Staate und natürlich auf eigene Kosten! Wenn auf solche Weise der Luxus nicht an den Haaren herbeigezogen wird, dann gibt es in der Welt kein indirectes Zwangsmittel mehr.

Die unglückseligen Schreiber nun müssen die künstlich erzeugten Bedürfnisse ihrer weiblichen Angehörigen auf Kosten der eigenen Wohlfahrt und der Wohlfahrt der ganzen Familie bestreiten, und dieser Vorgang ist dazu geeignet, die wirthschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Verhältnisse verschiedener Volksklassen zu erschüttern.

§. 158.

An Orten, wo nicht Hof oder dergleichen gehalten wird, sondern eine reiche Kaufmannschaft haust und das schlimme Beispiel von übermässigem Luxus gibt, wird das vermeintliche Bedürfniss des grossen Lebens auch bei den Frauen der wenig bemittelten Klassen erweckt, und ein Weib sucht das andere in Kleiderpracht und Glanz der Hauseinrichtung, in kostspieligen Gesellschaften und theueren Vergnügungen zu übertreffen. Man kann glauben, dass eine reiche Kaufmannschaft ebenso die Sucht nach Luxus in den minder bemittelten Klassen entzünde, als ein anspruchsvoller oder verschwenderischer Hof, ja vielfach noch schädlicher wirke, weil der Hof nicht allein Luxus, sondern auch geistige und künstlerische Thätigkeit veranlasst, und somit bildend wirkt, während das dicke Geldprotzenthum ausser seinem Hochmuthe, Geldsacke und geschmacklosen Luxus nichts weiss und nichts kennt.

Weil der Mensch seine nahe Verwandtschaft mit dem Affen niemals zu verläugnen im Stande ist und immer mit besonderer Vorliebe nachahmt, geschickt und ungeschickt, so ist Nachahmung auch eine mächtige Ursache des Umsichgreifens von übermässigem Luxus. Zur Beschränkung dieses letzteren und zur Tilgung aller derartigen falschen Bedürfnisse gehört demnach, die Folgen der nahen Verwandtschaft mit dem Affen

durch sorgfältige Erziehung möglichst zu beseitigen, die Höfe zu reformiren und das üppige Geldprotzenthum mit dem Geiste wahrer Humanität zu erfüllen. Das Letztere freilich ist sehr schwer, und wäre, wenn es vollständig gelänge, das achte Wunder der Welt.

§. 159.

Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit, zur Sitteneinfalt, ist von unbedingter Nothwendigkeit, wenn es davon sich handelt, das Uebermaass des Luxus zu beseitigen. Aber nicht allein die Frauen müssen dem Flitterstaate, dem Allzuviel von Putz, Mode und anderen Thorheiten entsagen, ihre Kinder zu gesunden, vernünftigen und guten Menschen erziehen: das männliche Geschlecht muss als das stärkere mit gutem Beispiele vorangehen und seinerseits der Nachäfferei und vermeintlichen Vornehmheit entsagen. Wenn der Mann kräftig das Regiment führt und selbst kein Geck ist; wenn er dem Reichen und Mächtigen in Manieren, Redensarten, Kleidungsstücken, Nahrungsmitteln, Genüssen, geschäftigem Müssiggange nicht es nachmacht; wenn er in seinen freien Stunden geistig sich beschäftigt, dem Genusse der Kunst sich widmet, in der freien Natur sich erfrischt, der Erziehung seiner Kinder sich hingibt, und nicht danach strebt, bei Hofe zu erscheinen oder den Millionär Protzig zu empfangen oder vom Senator Dickkopf zur Tafel geladen zu werden; — dann wollten wir die Frau sehen, die es wagte, unmässigen Luxus zu treiben und dabei Kinder und Hauswesen verkommen zu lassen.

Eine Ehre ist es nur, mit erleuchteten und guten Menschen zu verkehren. Erleuchtete und gute Menschen fordern niemals, dass Pracht und Ueppigkeit dort herrsche, wohin sie ihren Fuss setzen; sie verlangen es nicht, weil sie erleuchtet und gut sind.

Eine Schande ist es, den Verkehr mit dummen und bösen Menschen sich zur Ehre zu rechnen. Diese Unholde und Tölpel verlangen, dass überall, wohin sie treten, Pracht und Ueppigkeit herrsche; sie verlangen es, weil sie dumm und böse sind. Und die Anderen erfüllen dieses unsinnige Verlangen und wer-

den davon angesteckt, zum Schaden für ihre Wirthschaft, Gesundheit, Sittlichkeit und Vernunft.

Auch richtige Begriffe von Ehre und Schande können beide Geschlechter vor dem vermeintlichen Bedürfnisse des übermässigen Luxus bewahren, und werden in dieser Beziehung insbesondere den Frauen wohlthun.

§. 160.

Die Frau bedarf weicherer und wärmer haltender Bekleidungsstoffe, als der Mann, weil ihre Körpertemperatur geringer, ihre Haut zarter ist. Je intensiver der Stoffumsatz, je grösser die Thätigkeit der Muskeln und je stärker die Athmung, desto grösser die organische Wärme. Solche Umstände walten bei dem Manne; daher bedarf dieser unter normalen Verhältnissen minder warm haltender, und, weil er kräftiger und seine Haut dicker ist, auch minder weicher Bekleidungsstoffe.

Ob die Frau der wohlriechenden Wässer bedarf, um Haut und Kleider duften zu machen? Kein ganz gesundes, arbeitsames, strenge nach den Regeln der Hygieine lebendes Weib benöthigt wohlriechender Wässer. Doch kann es Umstände geben, wo selbst bei schönen Frauen schwache Parfümirung der Kleidungsstücke von Nutzen ist. Paolo Mantegazza [141]) wies nach, dass Essenzen und Blumen, also viele wohlriechende Wässer, unter Einfluss von Licht und Luft Ozon entwickeln. Ozon zerstört Miasmen. Somit wird das Parfümirtsein der Kleider bei Aufenthalt in unreiner Luft seinen Nutzen haben.

Frauen, deren Schweiss, Athemluft u. s. w. nicht angenehm riecht, suchen durch Parfüme derartige Fehler zu verdecken. Wer wird, wer kann ihnen dies übel nehmen? Sucht doch namentlich ein weibliches Wesen überall einen möglichst guten Eindruck hervorzubringen, und andererseits verdeckt guter Parfüm nicht nur zweideutige Gerüche, sondern wirkt auch durch das entwickelte Ozon desinficirend.

§. 161.

Das weibliche Geschlecht hat sozusagen in noch höherem Grade, als das männliche, das Bedürfniss entsprechender Woh-

nung. Etienne Laspeyres[142]), welcher den Einfluss der Wohnung auf das Betragen bei den arbeitenden Klassen zu Paris erforschte, bemerkt unter Anderem: „Ein Wohnen in Chambregarnie bedeutet für beide Geschlechter ein schlechtes Betragen, die gefundene Abnahme der männlichen Chambregarnisten bedeutet demnach moralische Verbesserung; die bedeutende Zunahme bei den Frauen, wo Chambregarniewohnen viel schlimmere Folgen, als bei den Männern hat, ein tiefes sittliches Versinken. Endlich ist das Wohnen beim Meister der Moral günstig, aber bedeutend mehr bei den Männern, als bei den Frauen. Die grosse Steigerung der männlichen Chambregarnisten ist also moralische Hebung, ein Lichtblick, aber nur ein kleiner; die bedeutende Zunahme der weiblichen Meisterwohner tritt stark zurück gegen die Abnahme der Eigenmöbler und Zunahme der Chambregarnisten, da die Zahl der Meisterwohner überhaupt nur eine geringe ist, eine Steigerung um viele Procente also lange nicht so viel guten Effect hat, als eine Verringerung der Chambregarnisten oder gar als eine Steigerung der Eigenmöbler um sehr wenige Procente. Der Gang der Sittlichkeit ist in Paris, so weit man aus der Wohnung auf das Betragen schliessen darf, für das männliche Geschlecht ein aufwärts, für das weibliche ein abwärts strebender“...

„Von einem weiblichen Wesen der unteren Klassen“, sagt Laspeyres weiter, „das entweder nicht heirathen will, oder nicht heirathen kann, und das, aus einem dieser zwei Gründe ledig bleibend, beim Arbeitgeber Aufnahme in Kost und Logis entweder nicht finden will oder nicht finden kann, und darum Chambregarnie wohnt, ist moralisch meistens wenig zu erwarten“.

Die Art der Wohnung wirkt beim Manne anders auf das Betragen, als bei der Frau, und das Weib trifft je nach seinem Betragen eine andere Wahl bezüglich der Wohnung, als der Mann. Die Frau hängt innig mit dem Hause zusammen; bei dem Weibe bestimmt das Wohnungsverhältniss in der mächtigsten Weise, und mehr als die meisten anderen Umstände, das leibliche und sittliche Dasein. Weil die Frau den grössten Theil der Zeit innerhalb des Hauses verbringt, ist ihr Bedürfniss

nach einer den Anforderungen der Gesundheit, der Aesthetik und der Zweckmässigkeit mehr entsprechenden Wohnung bedeutender, und die Wahrnehmung dieses Bedürfnisses dringender geboten.

§. 162.

Es scheint, als ob das Bedürfniss der Ortsveränderung, des Reisens, nicht bei den beiden Geschlechtern das nämliche wäre, sondern als ob die Frauen weniger von dem Drange nach Wechsel des Ortes, nach Wanderung, nach Reise hätten. Je genauer man die Besonderheiten der beiden Geschlechter in das Auge fasst, desto mehr befestigt sich die Meinung, dass der Mann schon vermöge seines mehr ausgebildeten Bewegungssystems ein grösseres Bedürfniss nach Ortsveränderung habe, als die weniger mit den Athmungswerkzeugen und Muskeln thätige Frau. Wir finden aus diesem Grunde unter den Reisenden das männliche Geschlecht vorwiegend vertreten.

Nach den Berechnungen und Angaben von A. Legoyt[143]) wandern in allen Ländern weniger Frauen aus, als Männer; so wanderten aus:

in England . .	55,70	Procent	Männer	und	44,30	Procent Frauen
„ Oesterreich .	50,75	„	„	„	49,25	„ „
„ Belgien . .	51,32	„	„	„	48,68	„ „
„ Frankreich .	65,19	„	„	„	34,81	„ „
„ Bayern . .	52,82	„	„	„	47,18	„ „
„ Mecklenburg	54,80	„	„	„	45,20	„ „
„ Preussen .	58,72	„	„	„	41,28	„ „
„ Schweden .	61,33	„	„	„	38,67	„ „
„ der Schweiz	66,38	„	„	„	33,62	„ „
„ Würtemberg	56,50	„	„	„	43,50	„ „

Das weibliche Geschlecht betheiligt also sich in den verschiedenen Ländern in ungleicher Proportion an der Auswanderung; immer aber ist die Zahl der auswandernden Männer grösser, als die Zahl der auswandernden Weiber. Man wird sagen: die Ursache dieser Erscheinung seien die gesellschaftlichen Verhältnisse; allein diese letzteren werden ja schliesslich immer nur von der Organisation bedingt, insbesondere von dem Verhältnisse des Nerven-, Bewegungs- und Geschlechtssystems.

Weil also Muskeln und Athmungswerkzeuge bei dem Manne, Geschlechtswerkzeuge und Nerven bei der Frau stärker hervortreten, darum drängt es den Mann mehr nach Aussen, als das Weib, darum wandert der Mann in bedeutenderem Verhältnisse aus, als das Weib, darum auch findet man unter aller Art von Reisenden die Frauen weit weniger vertreten.

Von dem Temperamente.

§. 163.

Wenn die Umstände so günstig oder ungünstig sind, dass sie der Entwickelung des Temperaments nach seiner eigenen Art freien Lauf lassen, so kann die sanguinische Frau leicht ein Engel, die cholerische leicht ein Teufel, die phlegmatische kein Engel, aber auch kein Teufel, die melancholische kein Teufel, aber auch kein Engel werden. Vollständig ausgebildete Temperamente sind das sanguinische und das cholerische; weibliche Wesen anderer Temperamente sind nicht genügend scharf ausgeprägt, darum erreichen sie auch nicht die Höhepunkte charakteristischer Entwickelung.

Das sogenannte philosophische oder temperirte Temperament sucht man bei dem weiblichen Geschlechte zumeist vergebens, und wo man es findet, findet man es nur als Andeutung, als Umriss; der eigentliche Inhalt ist stets durch eines der gewöhnlichen Temperamente ausgedrückt.

§. 164.

Aus welchem Grunde ist das philosophische Temperament den Frauen nicht eigen? Nur die höchst entwickelten und in ihrer Gehirnorganisation höchst vollendeten Männer sind von einer bestimmten Periode des Alters an Inhaber des temperirten Temperaments. Da nun bei dem weiblichen Geschlechte die höchste Potenz der Entwickelung wegen des auf so breiter Unterlage ruhenden und das Weib so überwiegend in Anspruch nehmenden Sexuallebens gar nicht möglich ist, so ist auch das philosophische Temperament den Töchtern Eva's nicht eigen.

Eine jede Frau hat demnach ihr bestimmtes gewöhnliches Temperament; manchmal deren zwei oder mehrere; manchmal so viel Temperamente, als es Richtungen der Windrose gibt, ohne jedoch eines glücklichen Temperamentes theilhaftig zu sein. Glückliche Temperamente sind selten, weil deren Entwickelung sehr glückliche Constellationen voraussetzt: Gesundheit der Erzeuger, gute Erziehung, Wohlstand, Sorgfalt in der Leibespflege, harmonische Bildung des Geistes, erfrischende und die Lichtseiten des Menschen kräftigende Lebensverhältnisse, — dies sind die Umstände, unter denen glückliche Temperamente auch bei dem weiblichen Geschlechte sich entwickeln.

Bei den Frauenzimmern wird das sanguinische Temperament immer das glücklichste sein, wenn dasselbe unter günstigen Verhältnissen von individueller Anlage und äusseren Einflüssen sich gestaltete. Weiber solchen Temperaments sind immer heiter, immer frisch, immer jugendlich, erheitern, erfrischen und verjüngen alle Menschen, mit denen sie in Berührung kommen, und bleiben dem Blaustrümpfethume ebenso wie dem Xantippenthume gleich weit ferne.

Phlegmatische Frauen sind für sich selbst unter sonst guten Verhältnissen glücklich; sie beglücken aber andere Menschen weniger positiv, als vielmehr dadurch, dass sie deren Glück durch schädliche Einmischung nicht stören.

Cholerische Frauen pflegen glücklich zu sein, wenn die Welt nach ihnen sich richtet; unglücklich aber, wenn sie nach der Welt sich richten müssen. Hier lässt indessen ungemein viel durch Erziehung sich gut machen.

Mit melancholischen Frauen steht das Glück nicht auf dem besten Fusse, auch wenn das melancholische Temperament ganz in der Breite gesundheitsgemässer Beschaffenheit liegt. Wenn Weiber dieses Temperaments nicht meisterhaft erzogen sind und nicht unter befriedigenden Verhältnissen leben, sind sie selbst nicht glücklich und vermögen auch Andere nicht zu beglücken.

Sanguinische Frauen.

§. 165.

Das sanguinische Temperament betreffend, sagt Johann Georg Heinrich Feder[144]) unter Anderem: „Da dieses Temperament die gesundeste körperliche Constitution, Kräfte ohne beschwerlichen Drang, Empfindlichkeit ohne Ueberspannung, ein bewegliches, nicht brausendes, gleichmässig sich vertheilendes Geblüt zum Grunde hat: so muss es der Seele gewöhnlich das behaglichste Körpergefühl zuführen, oder wenigstens vor allem beschwerlichen Gefühl des Körpers am meisten sichern, und dadurch also mehr als ein anderes zur Heiterkeit und Freundlichkeit aufgelegt machen. Mehr als ein anderes lädt es auch zum Genusse sinnlicher Freuden ein. Die meisten Eindrücke müssen demselben angenehm sein... Den besten Gesellschafter gibt er*) ab; so heiter, offen, ohne Misstrauen und ohne Arges in seinem Herzen; nicht zu träge, um etwas für das gemeinschaftliche Vergnügen mit zu thun; nicht zu steif und widerspänstig, um nach den Wünschen Anderer sich zu bequemen; voll des Vergnügens, um auch über Andere davon zu verbreiten; und nicht zu unempfindlich oder zu verschlossen, um die Freuden Anderer mit zu fühlen; nicht so reizbar, um bei dem geringsten Anlasse aufgebracht und beleidigt zu werden; aber auch nicht zu schwach, um Denjenigen zu widerstehen, die Freuden stören, oder Geduld und Güte missbrauchen".

„Bei seinem behaglichen Körpergefühl lässt sich auch schon so angenehm vegetiren, dass er nicht ohne Gefahr ist", bemerkt Feder weiter, „der Neigung zum Müssiggange und zur Trägheit sich zu überlassen;... aber die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, der gute Vorrath von Kräften, die er besitzt und immer leicht wieder herstellt, nebst seiner Lenksamkeit und leichten Theilnehmung an dem Zustande und den Wünschen Anderer, machen es auch nicht schwer, ihn aus der Unthätigkeit heraus zu reissen und zur anhaltenden Arbeitsamkeit zu gewöhnen.

*) der Sanguiniker

Ueberhaupt hat dieses Temperament nur eine gute Erziehung und richtige Grundsätze nöthig, um den vollkommensten Gemüthscharakter zu geben". — Dies Alles hat in demselben Maasse für das weibliche wie für das männliche Geschlecht Geltung, und liefert in seiner Anwendung speciell auf das weibliche Geschlecht nicht wenige Anhaltepunkte zu Betrachtungen.

§. 166.

Unter allen Umständen passen sanguinische Frauen den Lebensverhältnissen am leichtesten und besten sich an, und dies ganz besonders, wenn die Erzieher es verstanden, die guten Seiten des Temperaments herauszubilden, also das Accomodationsvermögen stärker zu entwickeln und die Gesundheit zu kräftigen. Was ist dem Weibe am meisten nöthig? Heiterkeit, Zufriedenheit, Genügsamkeit, Unverdrossenheit, Thätigkeit! Dies Alles ist ein Panzer gegen jeden Anprall des Schicksals, ein Talisman in allen widrigen Lebenslagen, ein Mittel, das eigene Selbst und die Gefährten auch in Stürmen sicher auf der Oberfläche zu erhalten, in kritischen Lagen Muth einzuflössen und ohne Kopfschmerz den Ausweg zu finden.

Wenn sämmtliche Frauen sanguinischen Temperaments gesund und wohlerzogen wären, gäbe es kaum weibliche und nur äusserst wenig männliche Verbrecher, und das Himmelreich auf Erden stände am Vorabend seiner Verwirklichung; es gäbe kaum etwas von Hysterie und Nervosität, und kein Gequälter verspürte Lust, an den Wänden hinaufzulaufen; man beobachtete wohl nur selten die Erscheinungen und Wirkungen ungenialer Furcht, philisterhaften Treibens und kleinlicher Verzagtheit, sondern sähe Genialität, Thatkraft und Entschlossenheit sich ausbreiten. Dies Alles und manches andere Gute käme zu Tage, wenn die grössere Zahl der Frauen sanguinischen Temperaments gesund und wohlerzogen wäre.

§. 167.

Das sanguinische Temperament der Frauen unterliegt je nach individuellen und äusseren Verhältnissen mancherlei Modificationen, und daher kommt es auch, dass die sanguinisch tem-

peramentirten Vertreterinnen des schönen Geschlechts unter einander so sehr verschieden sind. Rasse, Nation, Stamm, Volksschichte, Klima, Gegend, Beschäftigung, Wohlstand, Erziehung, Nahrung, Kleidung, Wohnung, dies Alles bringt Veränderungen und Verschiedenheiten im Temperamente, und hier im sanguinischen Temperamente, hervor. Stellen wir eine sanguinische Französin, eine solche Deutsche und eine solche Holländerin zusammen, so entgeht unserer Aufmerksamkeit nicht, dass eine jede dieser Frauen, ob sie auch nach der nämlichen Art erzogen und gleich wohlhabend, gleich gesund, gleich beschäftigt seien, doch in Bezug auf die Entäusserung des Temperaments von der anderen sich unterscheiden werde, selbst wenn das Religionsbekenntniss überall das gleiche ist und alle drei Individuen in dem nämlichen Alter stehen. Schon die Eigenthümlichkeit der Augen, die Schnelligkeit der Bewegungen und viele andere Momente werden dies zur Genüge bekräftigen.

Weil jedes Temperament der Ausdruck der gesammten Organisation ist und diese unter dem Einflusse der Rasse, des Klima, der Beschäftigung, der Ernährungsweise, etc., Veränderungen, erleidet, darum wird ein und dasselbe Temperament in verschiedenen Ländern, Oertlichkeiten, Volksschichten verschieden sich offenbaren.

§. 168.

Heinrich Bossard[145]), einer der besten praktischen Menschenkenner, hat das sanguinische Temperament für das beste und glücklichste aller Temperamente erklärt, und über diesen Gegenstand unter Anderem also sich ausgesprochen: „Es ist das Temperament fortwährender Jugend, Freude, Zufriedenheit, Schönheit, Gesundheit und des längsten Lebens. Es hat in seiner Reinheit immer aufwärts strebende ovalrunde, schöne, anmuthige, volle Formen von gesunder, sanft-rosenrother Fleischfarbe und elastisch-fester Fleischmasse, einen hohen, gewölbten Schädel, und einen kaum sichtbaren Hinterkopf. Seines sanftmüthigen, liebenden, fröhlichen, für alles Wahre und Schöne in Kunst und Natur fühlenden Geistes, seines anspruchslosen, bescheidenen, für alle physischen Verrichtungen aber schwachen

Charakters wegen, ist es das Temperament der romantisch-schönen Künste und der Religion. Das Haar ist in der Regel dunkelblond oder hellbraun, doch bei orientalischer Abstammung auch schwarz".

„Aus eigenem Antriebe", sagt Bossard weiter von dem sanguinischen Temperamente, „begeht es niemals mit Absicht (bei gesunder Organenbeschaffenheit) etwas Böses, wird aber leicht von Andern dazu verführt. Sanguiniker sind stets, ihrer tieferen Menschenliebe wegen, offenherzig, gutmüthig und leichtgläubig; sie glauben von Jedem das Beste, namentlich wenn es ihnen in treuherzigem Tone mitgetheilt wird, täuschen sich daher immer wieder von Neuem, selbst nach den bittersten Erfahrungen, verzeihen aber auch immer wieder ebenso leicht ihren Feinden. Ihre Ideen sind stets einleuchtend, hell und klar; doch folgen zu viele auf einander, sind daher nur stets leicht entworfen, und fliessen oft unausgeführt in einander"... Und endlich: „...sind sie sehr reizbar und heftig in Liebe und Zorn, doch nie von Dauer...; selbst das Bitterste im Leben sehen sie mit Augen der Liebe von einer romantischen Seite an. Ihr frohes Gemüth hilft schnell alle Leiden ertragen und vergessen". So weit Bossard.

Man kann annehmen, das sanguinische Frauen in der Regel gesunder sind, als die Frauen anderen Temperaments, dass das sanguinische Temperament vorzugsweise das Temperament der Gesunden sei. Sanguinische Menschen werden weit weniger, als alle anderen, von dauernden und zehrenden Leidenschaften gequält; derartige Leidenschaften zerstören einzig in ihrer Art die Gesundheit; daher fällt bei Sanguinikern eine der am meisten krankmachenden Potenzen ganz oder zum grössten Theile weg.

§. 169.

Menschen mit regelmässigen, mit schönen und edlen Körperformen sind um so fröhlicher, je gesunder sie sich fühlen und je weniger das Hinterhaupt überwiegt. Solchen Individuen ist von vornherein, oder wegen ihrer Gesundheit, das sanguinische Temperament eigen und mit diesem die Summe der Besonder-

heiten, welche zumal das weibliche Geschlecht befähigen, bei guter Erziehung und Bildung durch Sanftmuth, Liebe, Aufopferung, Genügsamkeit, Bescheidenheit, Sinn für alles Wahre, Gute und Grosse den Mann unter allen Verhältnissen aufrecht zu erhalten, zu erfrischen, zu beleben.

Ob Frauen dieser Art mehr für feiner Gebildete, als für gemeine Krämerseelen, die nach dem Pfenning haschen und im Gestanke des praktischen Materialismus sich umhertreiben, sich eignen, diese Frage ist sehr leicht zu entscheiden, wenn man das bisher Erläuterte in das Auge fasst.

§. 170.

Nach den Forschungen von Le Canu, welche Robert Bird[146]) reproducirt, ist der Unterschied in der Zusammensetzung des Blutes sanguinischer und phlegmatischer Frauen nicht unbeträchtlich; es waren in je tausend Gewichtstheilen Blutes enthalten:

	Sanguinisches Temperament		Phlegmatisches Temperament	
	Mann	Frau	Mann	Frau
Wasser	786,584	793,007	800,566	803,710
Eiweiss	65,850	71,264	71,781	68,660
Blutkörperchen	136,497	126,174	116,667	117,300

Glauben wir einen Augenblick, diesen Zahlen komme wirklich Werth in relativem Sinne zu, so springt uns der grosse Unterschied in dem Verhältnisse mehrerer Hauptbestandtheile des Blutes sofort in die Augen. Während das Blut sanguinischer Menschen die Geschlechtsverschiedenheit deutlich anzeigt, stehen phlegmatische Männer und Frauen hinsichtlich der Beschaffenheit des Blutes einander sehr nahe. Während das Eiweiss im Blute sanguinischer Frauen in grösserer Menge enthalten ist, als im Blute sanguinischer Männer, kommt dieser Stoff bei dem phlegmatischen Temperamente in dem umgekehrten Verhältnisse vor: die Männer haben davon mehr, als die Frauen. Ueberall aber ist das Blut der Frauen reicher an Wasser, als das der Männer; nur fällt bei dem sanguinischen Temperamente dieser Unterschied stärker in die Augen, als beim phlegmatischen. Merkwürdig aber ist es, dass die Blutkörperchen bei Sanguinikern

so sehr hervortreten, dass diese Formelemente bei sanguinischen Männern in weit grösserer Zahl vorhanden sind, als bei sanguinischen Frauen, und dass phlegmatische Frauen etwas mehr von Blutkörperchen haben, als Männer des phlegmatischen Temperaments.

§. 171.

Man könnte aus dem Bisherigen schliessen, das sanguinische Temperament komme, gleich dem phlegmatischen, im männlichen Geschlechte zur äussersten Entwickelung. Derselbe Schluss ergibt sich für alle Temperamente und Charaktereigenschaften mit Nothwendigkeit aus der täglichen Erfahrung.

Aus der Anwesenheit einer verhältnissmässig grösseren Zahl von Blutköperchen bei relativ geringerem Wassergehalte des Blutes erklärt es sich, dass diese Flüssigkeit stärkeren Reiz auf die Gefässe ausübe und intensivere Circulation veranlasse. Je inniger der Blutumlauf, desto thätiger auch die Athmungswerkzeuge; wo dies der Fall ist, vollzieht auch der Vorgang des Stoffwechsels sich mit mehr Energie Grössere Beweglichkeit des Nervensystems, raschere Thätigkeit des Gehirns gründet auch sich auf stärkere Circulation, Respiration und Umsetzung der Stoffe. Somit könnte eine der Ursachen des sanguinischen Temperaments auch die grössere Zahl rothèr Körperchen im Blute sein.

Sowie die Zusammensetzung des Blutes bestimmend auf das Nervensystem wirkt, so übt umgekehrt dieses letztere, wie auch Claude Bernard[147]) demonstrirte, den gewissesten Einfluss auf die Zusammensetzung des Blutes. Demnach ist ein zweiter Factor, von dessen Action das Temperament abhängt, die Verfassung des Nervensystems.

§. 172.

Georg Ernst Stahl[148]) hebt die geistige Freiheit, Heiterkeit, Lust, der Inhaber des sanguinischen Temperaments, deren Neigung zu wenig anstrengenden oder gar keinen Arbeiten, deren Liebe zu Auszeichnung, Ruhm, deren Offenheit, deren Sinn für Gleichheit, deren grosse Beweglichkeit in Bezug auf

Geist und Gemüth, und endlich deren Furchtsamkeit gegen Gefahren und die elastische Wiedererhebung nach vorübergegangenen Stürmen hervor. —

Alle diese thatsächlich den Sanguinikern und insbesondere den sanguinischen Frauen zukommenden Eigenthümlichkeit sind die Folge einer Leibesverfassung, in welcher der Stoffwechsel rasch sich vollzieht, Athmung, Blutumlauf und Bewegung der Muskeln in den Vordergrund treten, und die Nerventhätigkeit hierdurch, sowie durch entsprechenden Bau des Gehirns (wie solcher heiteren Gedanken und Gefühlen besonders günstig ist) sehr wenig mit Hindernissen kämpft; einer Leibesverfassung, in welcher die Organe des Unterleibs und die Drüsen wenig zu Erkrankungen geneigt sind und ihre Verrichtung ohne viele Umstände vollziehen.

Weil nun der Sanguinicus, und hier speciell die sanguinische Frau, nicht in der Sklaverei des Unterleibs lebt, ist auch von einem Grade geistiger Freiheit bei diesem Temperamente die Rede, wie solcher bei Menschen anderer Temperamente nicht vorkommt; denn wo der Unterleib das Gemüth verstimmt, herrschen vorgefasste Meinungen, Leidenschaften und auch Albernheiten, die um so mehr Herrschaft ausüben, je mehr die Zustände in den Werkzeugen der Verdauung geneigt sind, krankhaft sich zu gestalten. Freiheit von Vorurtheilen wird entschieden besonders in Familien angetroffen werden, wo die Hausfrau und und Mutter gut gearteten sanguinischen Temperamentes ist.

Phlegmatische Frauen.

§. 173.

Innerhalb des gesitteten Lebens gibt es viele Plätze, die naturgemäss den phlegmatischen Frauen zukommen; es gibt Beschäftigungen und Stellungen, in denen der Besitz phlegmatischen Temperamentes zu einem wahren Palladium wird, Zufriedenheit und Glück zu verbürgen vermag. Könnte jedes Temperament ohne Weiteres an den von der Natur ihm zukommenden Platz gestellt werden, so kämen Unzufriedenheit und Unglück so

selten vor, dass man immerhin an die Gegenwart des Himmelreichs auf Erden glauben dürfte.

Beschäftigungen und Stellungen, die Arbeit fordern und Ehrgeiz ausschliessen, werden leichter von Phlegmatikern vollführt und eingenommen werden können, als von Menschen anderer Temperamente. Eine phlegmatische Frau wird demnach unter solchen Verhältnissen immer noch am meisten ausdauern und dem Manne den angestrengten, Ehrenbezeugungen nicht einbringenden Beruf wesentlich erleichtern.

§. 174.

Das phlegmatische Temperament, dessen Inhaber mehr Wasser und Eiweiss, und weniger rothe Körperchen im Blute hat, als der Mensch sanguinischen Temperaments, muss aus diesem Grunde mit geringerer Activität des Nervensystems einhergehen, mit mehr Ruhe, mit mehr Gleichgültigkeit.

Friedrich August Carus [149]) sagt von dem fraglichen Temperamente unter Anderem: „Sein physiognomisches Zeichen ist matter oder ruhig milder Blick, Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Bewegungen. Langsamer noch als das melancholische Temperament, ist es mehr für ein mechanisches Arbeiten, schwerfällig und reizlos für leichte und schnelle Fassung und Beurtheilung. So ist es auch minder hartnäckig, als das melancholische“.

Von dem mit körperlicher Schwäche verbundenen phlegmatischen Temperamente bemerkt Carus: „Hang zur Unthätigkeit, verbunden mit der Unfähigkeit, auszudauern, ist ihm eigen, sinnliches Wohlleben sein Zweck, ohne grosse Gemüthsbewegung, wie die Aufwallungen der Aengstlichkeit und des Mitleidens. Bei starker Erregung ihrer Lebenskraft zeigt sich zuweilen Lustigkeit bis zur Ausgelassenheit, doch auch immer bis zur Albernheit. Da diese Modification des Temperaments durch Wohlleben und Ueppigkeit, wie durch heisses*) Klima genährt wird, so findet man selbe minder in niederen, als in den mittleren und vornehmen Ständen“.

*) warmes

Und endlich sagt Carus: „Das phlegmatische Temperament mit körperlicher Stärke... befördert schon mehr die Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, und erhöht die Thätigkeit; es lässt ausdauern und beschränkt insbesondere die Furchtsamkeit. Doch kann es auch die Unempfindlichkeit und Rauheit, die Unlenksamkeit und die Abneigung gegen Neuerungen vermehren. Unter dieser Modification findet man dies Temperament häufig bei Menschen, deren Lage einförmig und reizlos ist, und welche die Beschwerlichkeit der Arbeit drückt". So Carus.

§. 175.

Die körperliche Gesammtverfassung, welche die Grundlage des phlegmatischen Temperamentes ausmacht, documentirt sich durch Besonderheiten des Kopfbaues, der Zusammensetzung des Blutes, der Beschaffenheit der Haut und der Unterleibsorgane. Weil die Stoffbewegungen minder energisch vor sich gehen, der Blutumlauf langsamer ist, die Nerven durch das minder substanziöse Blut auch zu keiner so intensiven Thätigkeit angeregt werden, darum ist der Phlegmaticus ebenso wie die phlegmatische Frau ruhig, langsam, besonnen, schwerfällig, und der Mann dies Alles in noch höherem Grade, als die Frau.

Aus dem bisher Entwickelten dürfte leicht sich ergeben, dass bei Frauen phlegmatischen Temperaments gute Erziehung und Hygieine, Gewöhnung an einfache Lebensart und regelmässige Thätigkeit zu Verbesserung des Blutes, somit der ganzen Constitution, und zu Verhütung jener Fehler, welche ein schlimm geartetes phlegmatisches Temperament kennzeichnen, wesentlich beitragen werden. Es dürfte daher zu sehr grossem Theile an den äusseren Verhältnissen liegen, ob das phlegmatische Temperament nach der günstigen oder ungünstigen Seite hin sich entwickelt, ob es mit körperlicher Schwäche oder Stärke gepaart erscheint, ob der Inhaber desselben ein träger Dummkopf oder ein thatkräftiger Erleuchteter ist. Die äusseren Verhältnisse bestimmen Blutmischung, Grad und Art der Entwickelung des Gehirns, endlich den Stand des physischen und moralischen Wohlbefindens.

Für kein Weib ist phlegmatisches Temperament an sich

Glück oder Verhängniss; es wird das eine oder das andere erst durch den Einfluss der äusseren Umstände, insbesondere durch Erziehung, Leibespflege und Grad wie Art von Wohlstand oder Armuth und die hiermit verbundene Beschäftigung oder Nichtbeschäftigung.

§. 176.

Wenn man über die Schilderungen nachdenkt, welche verschiedene der früheren Temperamentsbeschreiber von dem Aeusseren, von dem Geiste und Gemüthe der Phlegmatiker gaben, so kommt es Einem vor, als hätten jenen Gelehrten nicht normale Menschen, sondern lediglich Carricaturen vorgeschwebt, halbe oder ganze Idioten, leibhaftige Orang-Utans und Faulthiere. Hören wir das Gemisch von Wahrheit und Uebertreibung, wie solches z. B. Michaël von Lenhossék[150]) zum Besten gab.

„Der Körper“, sagt Lenhossék, „hat bei vorwaltendem laxen Zellgewebe und überwiegenden wässerigen Säften einen schwammigen Habitus, und ist gewöhnlich von grösserem Umfange; die Haut ist schlaff, blass, aufgedunsen oder mit reichlichem Fett unterpolstert; die Haare sind gewöhnlich von lichterer Farbe, weich und dünn; das Auge ist grau oder matt blau, klein oder weit hervorragend, ohne Feuer und ohne bedeutenden Blick; die Stirne ist abgeplattet, kurz; die Nase fleischig, gross, unförmlich, nicht gewölbt; die Kinnbacken sind kräftig, die Wangen schlaff oder aufgedunsen, fett; die Lippen wulstig und weich, das Ohr gross. Die Physiognomie ist ohne Ausdruck, oder von wirklich stupidem Aussehen. Auf einem kurzen, runden und fetten Halse sitzt ein kleiner oder ungewöhnlich grosser Kopf; die unteren Extremitäten sind, mit den oberen verglichen, kürzer und dicker; der Rumpf steht seiner Grösse wegen mit Extremitäten, Kopf und Hals im Missverhältniss; dabei ist aber die Brust in allen Dimensionen kleiner, der Bauch grösser, länger, breiter, und bei angehäuftem Fett weit hervorragend. Bei grosser Gefrässigkeit ist die Verdauung kräftig und schnell; die Excretionen sind häufig. Es mangelt aber dem Assimilationsprocess an gehöriger Energie, den Nahrungssaft bis zur vollkommenen Animalisation zu steigern; er erzeugt

daher mehr Saft und Fett, als rothe Bluttheilchen und Faserstoff, weswegen das Blut dünn und kraftlos, die Muskeln blass, schlaff und schwach sind. Aus demselben Grunde besitzen die organischen und willkürlichen Muskeln wenig Kraft; der Herz- und Arterienschlag ist langsam und matt; die Körperbewegungen sind kraftlos, die Athmungsbewegungen langsam, und alle Functionen und Handlungen des Phlegmatikers verrathen Trägheit und Schläfrigkeit. Wegen kleinen Umfangs des Brustkorbes und der Lungen, und wegen minderer Kraft der Respirationsmuskeln ist die Stimme schwach, weibisch, unrein, die Sprache langsam, bisweilen stotternd. Es wird zwar weniger organische Wärme erzeugt, doch ist der Körper des Phlegmatikers wegen stumpferen Hautgefühls von äusserer Kälte sowohl als von Hitze minder afficirbar". — Lenhossék's Exemplare waren vermuthlich direct vom Siechenhause bezogen!

§. 177.

Jedes Individuum, auf welches die vorstehende Schilderung passt, ist nicht blos phlegmatisch, nicht blos krank, sondern siech, und eine Frauensperson von der charakterisirten Beschaffenheit kein Typus eines Temperaments, sondern eine Repräsentantin der skrophulösen Hinfälligkeit oder der Fettleibigkeit und Geistesarmuth.

Eine phlegmatische Frau, oder ein solcher Mann, muss nicht gerade gedunsen, schwammig sein und nichtssagend blicken, muss nicht unförmig, unschön sein, wie ein Schafskopf aussehen, kleinen Brustkorb und grossen Bauch haben, gefrässig, kraftlos, träge, schläfrig sein, u. dgl.; ganz im Gegentheile haben sonst normal beschaffene, wohl erzogene, gesundheitsgemäss lebende Phlegmatiker gar nichts Unförmiges, sehen weder nichtssagend noch dumm aus, sind im Gegentheile von guten Körperformen, intelligentem Gesichte, sind gefühlvoll, sprechen mit Ruhe und Würde, denken correct, haben Lust zur Arbeit, verfügen über ein respectables Maass körperlicher Kräfte, und bekunden oft einen Umfang des Brustkorbes, wie solcher dem best entwickelten Menschen eigen ist.

§. 178.

Also nicht Siechthum oder Krankheit macht den Charakter des phlegmatischen Temperamentes aus! Und hält man hieran fest, so beseitigt man gleich von vorne herein die Beschuldigungen, welche wider das geistige Leben der Phlegmatiker in die Welt posaunt wurden, und ahnt, dass alle Lästerung aus Unkenntniss der wahren Wesenheit des Temperamentes entsprang.

„Der Phlegmatiker", sagt Lenhossék, „fasst... im Allgemeinen schwer, und begreift um so schwerer; seine Einbildungskraft ist von geringer Energie, kann sich kaum über das Reproduciren der in das Gedächtniss zurückgerufenen Impressionen erheben; sein Gedächtniss hat keine intensive Kraft, obschon es bei manchen Phlegmatikern extensiv gross ist, Vieles behält. Die oberen Geistesvermögen sind bei diesem Temperamente sehr beschränkt; doch gibt es Phlegmatiker, bei welchen die geistige Seite, wenn sie in der früheren Jugend gehörig incitirt wird, mit grösserer Anstrengung zwar, einige Bildung annimmt".

„Wissenschaftlich", bemerkt Lenhossék weiter, „zeichnen sich die Phlegmatiker bisweilen durch Gründlichkeit in Real- und Elementarwissenschaften aus; sie bilden sich zu eigentlichen Schulmännern, wozu sie ihr gemüthliches Phlegma, ihre Liebe zur Ordnung, ihr Hang zur Bequemlichkeit, und der Mangel an höheren geistigen Trieben vorzüglich tauglich machen. Die philosophischen Ansichten der Phlegmatiker zeigen theoretisch Zweifelsucht, praktisch Lausinnigkeit (Indifferentismus). Ist dem Phlegmatiker ein Kunsttalent gegeben, so zeichnen sich seine Werke, weil er wegen Mangel an regsamer Phantasie nur copirt, durch strenge Wahrheit und Naturtreue aus. Man findet öfter Plastiker, als Maler, von diesem Temperamente; öfter praktische Musiker, aber nie Tonsetzer, so wie es nie einen Poëten unter den Phlegmatikern gegeben hat. Der mündliche Vortrag und der Schriftstyl des Phlegmatikers haben wegen gesuchter Deutlichkeit etwas Schleppendes und Ermüdendes; dabei mangelt es

auch an Zierlichkeit, an überraschenden Wendungen und anziehenden Vergleichungen".

„Nur in der Ruhe und Unthätigkeit seine Befriedigung suchend", sagt Lenhossék endlich, „hasst der Phlegmatiker Alles, was diese stören, ihn gleichsam gezwungen zur Thätigkeit auffordern kann. Begreiflich ist es daher, dass er bei dieser Geistes-, Gemüths- und Körperträgheit mit seiner ohnehin geringen Thätigkeit wuchert, nur für seine ihm einzig werthe Persönlichkeit fühlt und handelt. Die gemeinschaftliche Quelle aller bösen Gemüthseigenschaften, der Egoismus, ist daher das vorwaltende Princip des Phlegmatikers, das ihn um so mehr beherrscht, als die oberen Begehrungen bei ihm schweigen, und die sinnlichen Triebe eine unbeschränkte Gewalt über ihn ausüben. Der Charakter des Gemüths, der dem phlegmatischen Temperamente eigen ist, neigt sich also dem Bösen mehr oder weniger hin, und die herrschenden Leidenschaften des Phlegmatikers sind Geiz und Neid, die nicht selten mit Schlauheit und Hinterlist verbunden sind". — Dies möge genügen.

Wir wollen das Gesagte an sich selbst und in Beziehung auf das weibliche Geschlecht auf seinen Gehalt an Wahrheit und Irrthum prüfen.

§. 179.

Wenn man von einem Individuum phlegmatischen Temperaments überhaupt, von einer phlegmatischen Frau insbesondere spricht, hat man zunächst immer normale Organisationen und nicht Gegenstände der Krankheitslehre vor Augen. Vermöge seines Kopf- und Gehirnbaues fasst allerdings der Phlegmatiker schwerer auf (und aus nahe liegenden Gründen der Mann schwerer, als die Frau), hat eine weniger lebendige und bewegliche Phantasie, aber ist erfahrungsgemäss mit dem Gedächtnisse ganz wohl bestellt und eignet sich dazu, unter sonst nicht ungünstigen Verhältnissen, in allen Berufszweigen, und überall wo es darauf ankommt, viele Einzelnheiten zu wissen und diese Wissenschaft praktisch zu verwerthen. Bei gut gebildeten Phlegmatikern ist das Gedächtniss auch recht intensiv und kann zuweilen den Mangel an Phantasie etwas verdecken; eine Eigenthümlichkeit,

die bei dem weiblichen Geschlechte stärker zum Ausdrucke zu kommen pflegt, als bei dem männlichen.

Phlegmatische Frauen haben seltener Neigung zu höheren Geistesarbeiten und zu Exaltationen des Gemüthes; sie pflegen fester an dem Materiellen und Prosaïschen zu haften, am gemächlichen Erwerben und Geniessen, und ihr Blut ist zu wenig feurig, als dass unter den gewöhnlichen Verhältnissen irgend welcher grössere Aufschwung sich möglich machte.

Die normale und wohlerzogene phlegmatische Frau erfüllt gerne ihre Obliegenheiten, ohne durch heftigen Ehrgeiz hierzu getrieben zu sein und ohne irgend welches Ideal dabei sich vorschweben zu lassen; sie hat praktischen Verstand, ist (wie man zu sagen pflegt) hausbacken, und fromm, gläubig oder ungläubig, ohne Uebertreibung; bei guter Gesundheit und löblicher Erziehung ist sie gutmüthig, ohne Falschheit, nicht von Geiz und Neid verzerrt. Krankheit und schlechte Erziehung entwickeln bei phlegmatischen Frauen Schattenseiten, die recht schlimm werden können, aber kaum ärger, als bei anderen missrathenden Temperamenten auch. Die Selbstsucht wird im Ganzen genommen den Phlegmatikern wohl mehr anhaften, als den Sanguinikern, aber den Cholerikern und Melancholikern mindestens in dem nämlichen Grade eigen sein.

§. 180.

Man findet die grösste Zahl phlegmatischer Frauen in jenen Schichten der Bevölkerung, die mehr oder weniger gedrückt, von höherer Bildung nicht angeregt und schweren körperlichen Arbeiten unterworfen sind, auch wenn dieselben nicht Hunger leiden und sonst nicht unter elenden Verhältnissen der Leibespflege das Dasein verbringen. Das Klima und die Nahrung, sie tragen mancherlei zu Entstehung und Ausbildung des phlegmatischen Temperamentes bei.

Alle Umstände und Einflüsse, welche die Entwickelung von Gehirn und Schädel in jener Richtung hin veranlassen, wo eine von der Nasenwurzel über den Kopf nach den Hinterhauptsloche gezogene Linie in der Scheitelgegend nicht gewölbt, sondern eher abgeplattet erscheint, und die gewisse Blutmischung ver-

ursachen, welche durch ein Mehr von Wasser und ein Weniger von rothen Blutkörperchen sich charakterisirt, führen zu Entwickelung phlegmatischen Temperamentes. Weil nun materieller und geistiger Druck jene Umstände und Einflüsse bedingt, so findet man bei allen Völkern und Volksschichten, die unter solchem Drucke leben, vorwiegend das phlegmatische Temperament, und zwar um so mehr nach der krankhaften Seite hin entwickelt, je grösser und dauernder der Druck ist.

§. 181.

Otto Heinrich von Schädtler[151]) sagt vom phlegmatischen Temperamente, zum Theile auf Grund von Heinrich Bossard's Lehre, unter Anderem: „Dies Temperament wird durch stumpfsinnige, entkräftete Väter, durch in der Schwangerschaft gewissenlos unruhig lebende Mütter, und durch Verwahrlosung in der ersten physischen und späteren geistigen Entwickelung erzeugt". Und weiter bemerkt Schädtler: „Sie [nämlich die Phlegmatiker] sind stumpfsinnig und erkennen nichts richtig, können auch der Nervenschwäche und Trägheit wegen nichts lernen und begreifen,... und werden oft in der Jugend von Eltern und Lehrern grausam gequält und misshandelt,... Sie hassen daher Wissenschaft und Aufklärung, leben gemüthlich in ihrem Aberglauben und Irrthum fort, sind, als geborene Sklaven, mit Allem zufrieden, und trachten nur nach Ruhe, Schlaf und einfacher, aber reichlicher Nahrung... Sie kennen weder Hitze noch Zorn, wenigstens nie von Dauer, sondern sind in Freude und Leid für das Schönste und Edelste gleichgültig, und hegen nur angstvolle Sorge für die Befriedigung des Leibes. Sie versprechen Alles und halten Nichts, sind daher im höchsten Grade unzuverlässig"... „Ihr ganzes Wesen ist zähe, dehnbar, unterthänig, kleinlich und anspruchslos. Sie sind kalt und gleichgültig für Freundschaft und Liebe, aber aus Furcht stets die gehorsamsten, gut zu regierenden Diener und Unterthanen, da sie sind, wie man es haben will und befiehlt, täglich anderer Ueberzeugung, daher kriechend, gefühllos und parteilich, wenn es von ihren Höherstehenden verlangt

wird". — Nehmen wir dies in Geltung für das weibliche Geschlecht, und denken wir ein wenig darüber nach.

Es möge zugegeben werden, das geistesbeschränkte, entkräftete Väter häufiger phlegmatische, als anders temperamentirte Töchter erzeugen, auch wenn die Mütter nicht phlegmatisch sind; denn die Erfahrung lehrt, dass gewöhnlich die Väter mehr die Natur der Töchter, die Mütter mehr die Natur der Söhne bestimmen. Damit sei aber keineswegs gesagt, dass nicht auch geistvolle und lebenskräftige Väter Töchter phlegmatischen Temperaments in das Leben rufen. Es dürfte wohl das Eine ebenso häufig vorkommen, wie das Andere.

Schlechtes Verhalten der Mutter während der Schwangerschaft und naturwidrige Pflege und Erziehung des Kindes, dies Alles dürfte an sich selbst wohl kaum phlegmatisches Temperament erzeugen, wenn nicht bestimmte Anlagen hierzu vorhanden sind; fehlen solche Dispositionen, so kommt unter den genannten Verhältnissen eher das melancholische Temperament zur Ausbildung.

§. 182.

Jedes Kind mit ausgeprägtem Temperamente, welches von dem Temperamente der Eltern sehr abweicht oder selbem entgegengesetzt ist, pflegt von rohen und gemüthlosen Eltern gequält oder doch missverstanden und misshandelt zu werden. Unter solcher naturwidrigen Beeinflussung wird kein Mensch phlegmatisch, wenn er es nicht schon ist, sondern apathisch oder ausschreitend, und es entartet zuletzt das Temperament. Trägheit und Nervenschwäche sind weit weniger an das Temperament, als an den Stand der Gesundheit gebunden, können vielmehr als Ausdruck von Krankheit betrachtet werden; somit wird man Trägheit und Nervenschwäche kaum viel häufiger bei phlegmatischen, als bei anderen Frauen finden.

Zähigkeit, Dehnbarkeit, Unterthänigkeit kommt bei phlegmatischen Frauen vor und nicht vor; die genannten Eigenschaften sind nicht an das Temperament gebunden und können allen Temperamenten eigen sein. Ich habe Bedientenseelen unter den Menschen aller Temperamente kennen gelernt, und es

sind nicht wenige Männer und Frauen des phlegmatischen Temperamentes mir begegnet, welche von Unterthänigkeit und Charakterlosigkeit sehr weit entfernt waren.

Dass phlegmatische Frauen weniger heiss und brausend sind, als cholerische und sanguinische, versteht sich von selbst; dass aber Kälte und Gleichgültigkeit für Freundschaft und Liebe den Grundzug ihres Charakters ausmachen, kann für gesunde und wohlerzogene Individuen durchaus nicht allgemein gültige Regel sein.

Cholerische Frauen.

§. 183.

Frauen des cholerischen Temperaments sind in der Regel intensiv geistig thätig, aber mindestens ebenso intensiv leidenschaftlich, und zwar darf als die vorwiegende Leidenschaft dieser Wesen entweder der Ehrgeiz, oder die Geldgier, oder beides zugleich, ausserdem Stolz oder auch Hochmuth angesehen werden. Man kann nicht sagen, dass bei Menschen des heftigen Temperamentes die Einbildung einseitig vorherrsche; aber es kann als sicher gelten, dass hier die Phantasie einen hohen Grad von Entwickelung erreiche.

Carl Friedrich Floegel[152]) bemerkt über die Choleriker unter Anderem: „Daher haben Menschen, welche dieses Temperament vorzüglich besitzen, sehr lebhafte Vorstellungen. Sie sind also auch ausnehmend zum Studieren geschickt, und besonders zu den schönen Künsten und Wissenschaften aufgelegt, welche eine lebhafte Einbildungskraft erfordern. Sie sind hochmüthig und zornig, und die Ehre ist der vornehmste Trieb ihrer Handlungen; deswegen legen sie sich gerne auf solche Einsichten, die ihnen den stolzen Klang des Nachruhms erwerben können". — Dieser Ausspruch hat für Frauen ebenso Geltung wie für Männer, und man findet unter den weiblichen Künstlern und Schriftstellern sehr häufig das cholerische Temperament.

Mit cholerischen Frauen lässt vortrefflich sich bestehen,

wenn dieselben nicht verbildet, missrathen sind; schont man ihr Ehrgefühl, tritt man ihrem Ehrgeize nicht nahe, bleibt man mit nackter Gewalt und Lieblosigkeit, Untreue und Erbärmlichkeit ihnen ferne, so kann man gewiss von ihnen beglückt werden und sehr wesentlich auch zu ihrer Beglückung beitragen. Verletzt man ihr Ehrgefühl, nimmt ihrem Ehrgeize grausam das Object, erzieht und bildet man sie falsch und verkehrt, tritt man lieblos, kalt ihnen entgegen: so arbeitet man mit aller Kraft daran, das cholerische Temperament zu verderben, die guten Seiten desselben zu unterdrücken, die Schattenseiten hervorzubilden, und die Inhaberinnen dieses Temperaments womöglich in Ungeheuer zu verwandeln, zu Ausschweifungen, Lastern und Verbrechen zu treiben.

§. 184.

Wilhelm Anton Ficker[153]) schildert die dem cholerischen Temperamente entsprechende Körperconstitution als eine sehr ausgeprägte, in allen ihren Theilen concentrirte. Die nothwendigen Offenbarungen einer solchen Constitution sind die von Ficker hervorgehobenen dunkleren Tinten der Augen und des Haares, die grössere Lebhaftigkeit, Intensität der Verrichtungen des Nerven- und Bewegungssystems, und die Leichtigkeit einer Steigerung der Gefühle und Leidenschaften bis zum Aeussersten. —

Je ausgeprägter und, wenn man so sagen soll, auch concentrirter die Organisation hervortritt, desto mehr wird die Thätigkeit der Organe hervortreten, als desto bestimmter und concentrirter sich kennzeichnen, und desto mehr das Bewusstsein des eigenen Selbst steigern. Menschen des cholerischen Temperaments, weil von der am meisten ausgeprägten Organisation, haben demnach den höchsten Grad von Selbstbewusstsein, und bekunden die Licht- und Schattenseiten des Charakters, welche aus solchem Grade von Selbstbewusstsein fliessen. Die Herrschsucht und der Stolz, die eigentlichen Leidenschaften der Choleriker, werden bei Frauen dieses Temperaments um so mehr mit Hülfe der Eitelkeit extrem und gemeinschädlich entwickelt, je unsinniger und je mehr auf das Aeussere gerichtet die Erziehung war.

§. 185.

In der Entwickelung des cholerischen Temperaments ist auf zwei Organe der Accent gelegt: auf das Gehirn und auf die Leber; jenes scheint in allen Theilen stärker ausgebildet und in Bezug auf gewisse Stellen besonders reichlich bedacht zu sein; die Leber scheint bei Cholerikern grösser und activer zu sein, als bei den Menschen anderer Temperamente. Dieser Ausspruch gründet sich nicht auf vergleichende Messungen und Wägungen, sondern auf einfache Beobachtungen, und bestätigt in seiner Richtigkeit sich um so mehr, je genauer die Thätigkeitsäusserungen von cholerischen Männern und Weibern in das Auge gefasst werden.

Unter allen Temperamenten entspricht dem cholerischen die am meisten charakteristische Schädel- und Gesichtsform. Frauen mit solchen Köpfen und Gesichtern können unmöglich in Stellungen und Lebenslagen ihr Glück finden, wo Ehre ausgeschlossen und Unterordnung unter rohe, übermüthige, herzlose und geistig beschränkte Menschen geboten ist.

Cholerische Frauen pflegen durch Energie des Willens, durch Schärfe des Verstandes und durch Feuer der Einbildung sich auszuzeichnen, und dies um so mehr, je charakteristischer Kopf- und Gesichtsbildung hervortritt. Sie können demnach nur unter der Bedingung ganz sich wohl fühlen, wenn die Gelegenheit waltet, die genannten moralischen Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Höhere gesellschaftliche Stellungen sind deshalb das eigentliche Fahrwasser, die eigentliche Lebensluft dieser Frauen; hier können sie, wenn wohl erzogen und gut geleitet, ihre moralischen Anlagen und Fähigkeiten zum Nutzen der bürgerlichen Gesammtheit verwerthen.

§. 186.

Wenn schon ein jedes Temperament durch den Einfluss schlimmer Aussenverhältnisse, unpassender Leibespflege, falscher Erziehung u. s. w., entgleist und entartet, so gilt dies ganz besonders von dem cholerischen Temperamente, und wir begegnen überall dort verhältnissmässig sehr vielen Drachen in Frauenge-

stalt, wo die Hygieine fehlerhaft, die Erziehung schlecht und die allgemeine Sittlichkeit ein grosses Fragezeichen ist. Keine gesunde, sittenreine und wohlerzogene Frau cholerischen Temperamentes ist eine Furie, ein Drache. Zu Heranbildung von Furien gehört allerdings das cholerische Temperament als Disposition; aber andererseits auch eben so unerlässlich die Summe der angedeuteten schlimmen Verhältnisse.

Clément Ollivier[154]) behauptet, es könne das cholerische Temperament sozusagen mit durch künstliches Zuthun erzeugt werden. „Das Bewohnen eines trockenen und heissen Klima", bemerkt dieser Gelehrte, „der ausschliessliche Gebrauch der Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, des stark gesalzenen, geräucherten, gewürzten, wildpretartig bereiteten Fleisches, der geistigen Getränke, des Kaffee, des Thee, dies Alles kann bestimmende Entstehungsursache des cholerischen Temperamentes werden".

Gewiss ist es, dass alle Einflüsse, welche auf die Leber und das Gehirn energisch wirken, bei vorhandener Anlage dazu das fragliche Temperament stärker hervorbilden, und dass Frauen, welche allzuviel von Fleischspeisen, Gewürzen, Alkohol, Kaffee, Thee aufnehmen und vorwiegend in trockener, heisser Atmosphäre leben, mehr von den Schattenseiten des Temperaments aufweisen werden, als von den Lichtseiten.

Wenn wir auf Pflege und Erziehung daher so grosses Gewicht legen und annehmen, dass von deren Art und Innigkeit die Gestaltung des ganzen inneren und äusseren Menschen abhänge, so wird auf dem Gebiete des Temperamentes auch dieser Annahme volle Richtigkeit bewiesen.

§. 187.

Ollivier sagt unter Anderem, der Mensch cholerischen Temperamentes sei verpflichtet, die grössten Hemmnisse zu überwältigen, um nur der Vernunft die Herrschaft über den Instinct zu sichern.

Es ist dies entschieden auch Pflicht der cholerischen Frau, vorausgesetzt, dass hier das Wort Instinct in der richtigen Bedeutung genommen wird. Doch, wenn die Vernunft stärker sein

soll, als der hier so genannte Instinct, muss selbe überhaupt vorhanden sein und durch richtige Einwirkung immer mehr geweckt werden. Nun sind aber diejenigen Gehirntheile, deren Thätigkeit die Vernunft ist, bei dem weiblichen Geschlechte nicht vorwiegend, sondern werden meistens von jenen Gehirnorganen, welche Phantasie u. s. w. wirken, übertroffen. Daraus folgt, dass Erziehung und Pflege nirgends sorgfältiger und individualisirender gehandhabt werden müssen, als bei weiblichen Wesen des cholerischen Temperaments.

„Temperamenten und Leidenschaften", bemerkt Ernst von Feuchtersleben[155]), „wird... auf dreierlei Weise entgegen gewirkt: durch Gewohnheit, Vernunft und Leidenschaften". „Sich zum Rechten gewöhnen, ist der Inbegriff der ganzen Moral und zugleich der Seelendiätetik". „Die Vernunft wirkt nie im Augenblicke des Affectes. Sie wirkt aber dadurch, dass sie, indem sie den Menschen bildet, das Eintreten solcher Augenblicke im Voraus verhütet; dadurch, dass sie die werdenden Neigungen, die zarten Keime der Leidenschaften allmälig einer gebildeten Gewohnheit unterwirft". So Feuchtersleben.

Wenn die Erziehung des Weibes gute Gewohnheiten erwirkt, befindet sie sich auf dem besten und sichersten Wege, das cholerische Temperament der Frau innerhalb des normalen Zustandes zu erhalten und vor allen Ausschreitungen zu bewahren. Gute Gewohnheiten können zuweilen die Vernunft ersetzen, und sind bei sehr Vielen geeignet, der Entwickelung und Wirksamkeit der Vernunft zur Grundlage und zum Anhaltepunkte zu dienen.

§. 188.

Die Leidenschaften der Frauen cholerischen Temperaments bedürfen eines starken Gegengewichts, wenn sie nicht excessiv werden, nicht ausarten sollen. Wo dieses Gegengewicht fehlt, kommen böse Leidenschaften, ja Verbrechen und Laster zu Tage, in denen gerade die cholerischen Weiber das Höchste leisten, ganz wie selbe unter günstigen Verhältnissen den Höhe-

punkt der Tugend erreichen können. Was die Leidenschaften steigert und die Cholerische zum Ungethüme macht, ist Mangel an wahrer Religion, intensive Beschäftigung mit Romanenlectüre, allzu freier Umgang mit dem anderen Geschlecht, besonders wenn dieses den verderbten Klassen angehört, Mangel an richtiger Geistesbildung, und die Gelegenheit, schon von früher Jugend an zu befehlen. Nichts wirkt schädlicher auf das cholerische Temperament der Frauen ein, als Missbrauch der Autorität, verkehrte Erziehung und schlechter Umgang; die Nachtheile, welche unter solchen Verhältnissen entstehen, lassen äusserst schwierig sich beseitigen und beschränken ihre Wirkung nicht auf das Einzelwesen, sondern werden der Familie, der ganzen Gesellschaft gefährlich.

Es gibt in Europa Landstriche, wo das Volkstemperament cholerisch, die Religion ohne wahren Inhalt, nur Form ist, nur die Sinne beschäftigt und betäubt; wo das Romanenlesen und Romanenspielen neben dem gemeinsten praktischen Materialismus einherläuft; wo der Umgang mit dem anderen Geschlechte nach den Normen der Schicklichkeit, nicht nach denen der Sittlichkeit stattfindet; wo das männliche Geschlecht nicht allein ohne moralischen Kern, sondern auch ohne wahren intellectuellen Inhalt sich darbietet, nur für Erwerb materieller Güter und sinnlichen Genuss Interesse und Verständniss zeigt; wo die dienenden Klassen vermöge erstaunlicher Unwissenheit und moralischer Lethargie den Gegenstand unbeschränkten Commandirens abgeben; — in allen diesen Gegenden nimmt das cholerische Temperament der Frauen oft genug einen bedauerlichen, ja einen abscheulichen Charakter an.

Melancholische Frauen.

§. 189.

Immanuel Kant[156]) macht, von den Temperamenten redend, unter Anderem folgende Bemerkung: „Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den blossen Hang zu einem Zustande) gibt

allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine grosse Wichtigkeit, findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen, und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten; sowie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, sowie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen hierzu bedenklich ist. Nicht, dass dieses Alles aus moralischen Ursachen geschähe (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit und eben darum besorgt, misstrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist (wenigstens dem Anreize nach) entgegen, weil Der, welchen selbst die Freude empören muss, sie schwerlich Anderen gönnen wird". So sprach Kant.

Eine Frau, deren melancholisches Temperament durch den Einfluss günstiger Aussenverhältnisse vor krankhafter Gestaltung bewahrt wurde, dürfte zwar kaum zu grossen Höhen des Ideales sich erheben, doch aber immerhin leidlich sein und die Selbstsucht nicht in nackter Weise zur Schau tragen. Man kann auch das ganz physiologisch entwickelte melancholische Temperament bei Frauen nicht ein glückliches nennen, weil die allzu vielen Besorgnisse und Bedenken, welche diese Gemüths- und Geistesverfassung mit sich bringt, nicht geeignet sind, Selbstzufriedenheit hervorzubringen und Andere glücklich zu machen.

§. 190.

Weil das melancholische Temperament an eine gewisse Gesammtconstitution sich knüpft und die Inhaber des fraglichen Temperamentes eine Schädelform bekunden, die gerade das Gegentheil einer idealen ist, darum wird es darauf ankommen, von frühester Jugend an, die gesundheitsgemässeste Gestaltung der Constitution und, durch ebenso sorgfältige Erziehung wie gute Unterrichtung, eine möglichst günstige Gestaltung des Gehirnes, somit auch des Schädels zu erwirken. Je mehr melan-

cholisch temperamentirte Frauenzimmer in einem Lande, desto weniger Heiterkeit und Lebensfreude, desto mehr Engherzigkeit und Gemüthsdepression, also desto weniger Glückseligkeit. Es gibt Erdstriche, wo das melancholische Temperament sehr viele Vertreter beiderlei Geschlechtes hat; dort findet man keine Gemüthlichkeit, sondern jene psychischen Zustände, welche den Aberglauben und das Pfaffenthum begünstigen, jedem lebensfrohen Menschen den Aufenthalt verleiden, und wahre Philosophie sogut wie wahre Poësie unmöglich machen.

Ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben der Nationalerziehung und Volkshygieine, das melancholische Temperament, insbesondere bei Frauen, immer mehr und mehr auszutilgen. So lange dieses Temperament sich entwickelt, so lange herrschen kirchlicher und sonstiger Fanatismus, Sauertöpfigkeit, Neigung zu Unzufriedenheit, Neid, Geiz und dergleichen Miserabilitäten unausrottbar unter den Menschen, und Genialität ebenso wie wahrer Aufschwung des Gemüthes müssen mit den grössten Schwierigkeiten kämpfen. Aber hiermit noch nicht genug. Weil das melancholische Temperament in der nächsten Beziehung zur Hypochondrie steht, wird diesem Uebel um so mehr Vorschub geleistet, je häufiger das genannte Temperament ist.

§. 191.

Von den Inhabern des melancholischen Temperaments sagt Heinrich Bossard[157]) unter Anderem: „Ihr Schädel ist gross, mit hoher Stirne, aber obenauf flach, gerade, ja oft in der Mitte vertieft, verbunden mit einem in der Regel sehr grossen, tief unten sitzenden Hinterkopf. Sie streben nur sehr mässig, bedächtig, besonnen vorwärts; im Vergleiche zu einem idealen Gefühlsmenschen in Beziehung der Wahrheit, Aufklärung und Liebe schon rückwärts, aus Rache gegen die glücklicheren Menschen. Ihre Nase wird im Alter gebogen, oft herabhängend; die Augen sind meistens gross, aber tief im Kopfe liegend. Sie lassen sich von Niemand leiten, sondern führen, verführen und beherrschen durch List und Klugheit Andere. Sie unterdrücken ihr Zartgefühl mit aller Kraft, weil sie Güte als Schwäche,

Liebe als Thorheit und Fröhlichkeit als Leichtsinn betrachten, und deshalb allen Fröhlichen feindlich sind"... „Freie, glückliche, ideale, arme und bescheidene Menschen sind bei ihnen Lumpen, Leichtsinnige und Verbrecher. Verschwiegen sind sie bis zum Tode in Dingen, die ihren Zwecken dienen; im Gegentheile aber bringen sie die edelsten Menschen durch absichtliche Lüge und Schmähung in das Verderben, indem sie dann die ihnen mitgetheilten Geheimnisse schonungslos verrathen, ja zum Nachtheile entstellen und Verbrechen daraus machen. Sie selbst stellen sich nie offen in den Kampf, sondern führen im Verborgenen, immer klug berechnend und sicher treffend, die Todesstreiche, wozu dumme Unschuldige ihnen als Werkzeuge dienen müssen. Sie verheirathen sich entweder nur mit gleichgesinnten Personen hoher Stände, oder nie; Stand und Geld muss ihr Gatte besitzen; daher bleiben Damen dieses Temperaments, ihrer Klugheit wegen, grösstentheils ledig. Zärtlichkeit, warme und feurige Liebe kennen sie nicht. Kalt, mitleids- und erbarmungslos, sehen sie mit ruhigem Blute Hungrige, Kranke oder Elende und Liebende, die sie verspotten, sterben, ohne gerührt zu werden; denn sie halten Alles in der Welt, ausser ihre Ideen und Ansichten, für thöricht. Diese Klasse, ohne Gefühlsbildung in der Jugend, liefert Ungeheuer aller Art, die selbst noch beim Sterben ein Wonnegefühl über ihre Grausamkeiten empfinden, und jede Vermahnung verspotten und abweisen".

Stellen wir über diese Worte Bossard's einige Betrachtungen an.

§. 192.

Das melancholische Temperament ist bei Frauen nicht dazu geeignet, die Schönheit zu erhöhen, und setzt auf der anderen Seite sich in Widerspruch mit allen denjenigen Eigenschaften, welche den Charakter der wahren Weiblichkeit ausmachen. Halsstarrigkeit, List, Klugheit, Berechnung machen eine Frau eher zum Gegenstande des Abscheues, als der Liebe und Verehrung, und wirken den Nachkommen gegenüber als das schlechteste Beispiel, so wesentlich zu Verbreitung aller jener Nieder-

trächtigkeiten beitragend, welche von jeher die Hemmnisse der Religion der Liebe, die grössten Hindernisse der Tugend, Glückseligkeit und allgemeinen Wohlfahrt waren.

Steht eine Frau der fröhlichen Seite des Lebens nur vermöge des Temperaments gleichgültig oder gar feindselig gegenüber, ist sie nur mit eigenen Interessen beschäftigt, und versteht sie es, Andere zu verdächtigen, zu verläumden, zu verderben, so gehört sie zu jener Klasse von Geschöpfen, welche den Namen von Scheusalen verdienen. Demnach kann nichts für das Wohl der Gemeinschaft gefährlicher und verhängnissvoller sein, als die Beförderung des melancholischen Temperaments durch schlechte Erziehung, elende gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse, unglückliche Zuchtwahl, besonders das Heirathen in Verwandtenkreisen melancholischen Temperaments.

Es haben die Schilderer der Naturgeschichte des Altenjungfernthums hauptsächlich zwei Klassen verlederter Frauenzimmer, wenn auch nicht im Munde, doch vor Augen: edle und diabolische. Jene sind vorwiegend von sanguinischem, diese vorwiegend von melancholischem Temperamente. Die Zahl der diabolischen alten Jungfern übertrifft in den meisten Ländern die Zahl der edlen, weil die Frauen des melancholischen Temperaments in grösster Menge die Recruten des Altenjungfernthums abgeben.

Frauen gemischten Temperaments.

§. 193.

Häufig kommt es vor, dass Individuen das Charakteristische mehrerer Temperamente zugleich bekunden. Solche Menschen zeigen Eigenthümlichkeiten des Baues und insbesondere des Kopfes, welche im Ganzen den Uebergang bilden von einem zum anderen Temperamente, und in dieser Beziehung mehr das eine, in jener Beziehung mehr das andere Temperament repräsentiren. Anlage und Lebensverhältnisse sind so ungemein mannigfaltig, man kann sagen: bei jedem Einzelwesen von anderer Art; daher entwickeln sich denn zahllose Abstufungen,

Mischungen der Temperamente, Uebergänge von dem einen zum andern, ebenso wie Abstufungen, Mischungen, Uebergänge in den Formen des Leibes und insbesondere des Kopfes.

Ob für ein Frauenzimmer es vortheilhafter ist, reinen oder gemischten Temperamentes zu sein? Diese Frage lässt nur im relativen Sinne sich beantworten: es kommt ganz auf die Umstände und Bedingungen der Anlagen und des Lebens an, ob das Eine oder das Andere vortheilhaft ist. Gesundheit, gute Erziehung und Wohlfahrt wirken auf jedes Temperament günstig.

§. 194.

Den gemischten Temperamenten der Frauenzimmer hat Otto Heinrich von Schädtler[158]) ganz besonders Aufmerksamkeit gewidmet. Heben wir Einiges von seinen Schilderungen hervor. „Die sanguinisch rosenfarbige Blondine“, sagt Schädtler von der Vertreterin dieses keineswegs ganz reinen Temperaments, „zeichnet sich im Allgemeinen durch ein munteres, belebtes, mitfühlendes Gemüth aus; wo aber keine solide Erziehung nachdrücklich einflussreich gewirkt hat, zugleich durch Leichtsinn, Rastlosigkeit und durch launenhaftes, unbedachtsames Plappern.“

„Die cholerische Brünett-Blondine ist nicht selten mit glänzen-Geistesanlagen begabt. Aber dessenungeachtet ist sie nicht immer liebenswürdig. Eine weniger sorgsame Erziehung bewirkt oft ein kaltes, ungeselliges Selbstgefühl. Schon sehr jung geht die reizende Kindlichkeit verloren; sie unterhält sich lieber mit älteren, klugen Leuten, als mit ihren Gespielinnen, was einen verderblichen Einfluss auf Gemüth und Charakter äussert. Wenn sie inneren Drang zur Mittheilung fühlt, erfährt sie, dass ihr Niemand sich zu nähern wagt.... Bei guter Erziehung gleicht ihre Tugend einem Diamanten, der sich nicht durch die trügerische List des Augenblicks verdunkeln lässt. Ihr stolzes Selbstgefühl vermag den rohesten Menschen innerhalb der Grenzen des Anstandes zu halten“.

„Bei dem cholerisch-sanguinischen Frauenzimmer ist oft Schönheit mit Verstand, aber nur bei einer fast vollkommenen Erziehung zugleich mit Tugend zu einem entzückenden Ganzen

vereinigt.... Wird es aus Mangel an solider Erziehung und durch gefährliche Umgebung in den Strudel des Leichtsinns gezogen, so wird es sich und Anderen gefährlich; denn dann wird der Genuss des Augenblicks ein Abgott, und die Mittel dazu sind ihm ganz einerlei".

„Das sanguinisch-cholerische Frauenzimmer äussert auch oft im täglichen Leben, wenn seine Erziehung verfehlt ist, und Umgebung so wie böses Beispiel eine falsche Richtung veranlasst haben, ein verstelltes, verschrobenes Zartgefühl.... Die Feinheit des Verstandes und die Leichtigkeit, sich nach Allem gehörig zu wenden und zu drehen, verleiht ihm die wahre Kunst der Intrigue. Sie erreichen gewöhnlich ihr Ziel; wenn aber nicht, so entstehen aus diesem Temperamente die gefährlichsten Betschwestern, weil sie unter der von der Dummheit bewunderten Maske wahrer Frömmigkeit zu viel Gelegenheit haben, junge Pflanzen zu vergiften. Hätten diese selbst und für Andere unglücklichen Wesen eine ihrem Temperamente entsprechende Erziehung genossen, so wären sie unbedingt ein reicher Schmuck ihres Geschlechts".

„Die melancholische Brünette", bemerkt Schädtler von diesem nicht unvermischten Temperamente, „nährt lieber Gram, als Freude in ihrer Brust. Laute, rauschende Vergnügungen sind ihr zuwider; sie verhält sich sehr ruhig und schweigend dabei.... Sie hat in der Regel tiefes Gefühl, und ihr Gesicht gleicht einem chemisch beschriebenen Blatte Papier, welches erst durch den Hauch Inhalt und Bedeutung erhält. Ihre Kleidung verräth gewöhnlich keine Eitelkeit, wohl aber elegante Einfachheit, ein Ausdruck, der mit Recht auch auf ihren Verstand angewandt werden kann, welcher nicht blendet, aber mit der Zeit einnimmt."

„Das melancholisch-cholerische Frauenzimmer gleicht, mit Rücksicht auf die Gemüthsbeschaffenheit, am meisten dem Manne. Mit den Jahren nimmt es oft dessen stolzes, ernstes Wesen an, mischt sich gerne in seine Geschäfte, und beweist durch Eigensinn, Härte und Gefühllosigkeit, dass eine verfehlte Erziehung die echte Weiblichkeit frühzeitig getödtet hat".

„Das melancholisch-sanguinische Frauenzimmer bildet oft

im geselligen Verkehr den anziehenden Mittelpunkt, erregt die Bewunderung aller Augen"... „wenn ihm plötzlich ein Unglück begegnet, so entbehrt es Rath und Beistand, und erblasst bei dem Gedanken einer hoffnungslosen Zukunft, fühlt die Bürde eines alleinstehenden Herzens, und wirft sich mit zuversichtlicher Leidenschaft in die Arme des Ersten, des Besten, der ihm Theilnahme erwiesen". —

„Bei dem cholerisch-sanguinisch-melancholischen Frauenzimmer findet man häufig eine sonderbare Mischung von Ernst und Scherz, von sanftem Nachgeben und strengem Gefühl für Recht, was die kühnsten Handlungen herbeiführen kann".

Und von dem sanguinisch-cholerisch-phlegmatischen Temperamente sagt Schädtler: „Damen dieses Temperaments sind ebenso sehr ein Schönheits-, als ein Tugendideal. Schönheit, Grazie, Talent, Sanftmuth und Charakterfestigkeit sind oft harmonisch in ein Ganzes vereint... Diese Temperamentsmodification eignet sich leicht tiefere Kenntniss in Fächern der Wissenschaft an, und das kleinste, flüchtigste Billet ist immer ein Muster von guter Schreibart".

„Das cholerisch-sanguinisch-phlegmatische Frauenzimmer ist ein wahres Chamäleon, am allerschwierigsten zu ergründen, da die auffallendsten Contraste in ihm vereint gefunden werden. Bald weinend und seufzend, bald stolz und spottend... Bald ist es falsch und hinterlistig, bald übertrieben offenherzig".

Mit diesen Aussprüchen Schädtler's soll es genügen.

§. 195.

Möge eine Frau was immer für ein Temperament haben: sie ist von guten Eigenschaften, wenn sie gut erzogen wurde und dauerhafter Gesundheit sich erfreut; selbst bei Kränklichkeit und ausgesprochener Krankheit ist gute Erziehung im höchsten Grade geeignet, die Ecken und Schärfen eines jeden Temperamentes bei Frauen möglichst abzuschleifen und Entwickelung nach der guten Seite hin zu veranlassen.

Schlechte Erziehung verdirbt jedes weibliche Temperament, aber jedes in anderer Art. Es gibt gewisse Temperamente, auf die fehlerhafte Erziehung weit verhängnissvoller wirkt, als auf

alle anderen; es wurden derartige Temperamente oben zur Genüge bezeichnet.

Frauen gemischten Temperaments bekunden mehr Mannigfaltigkeit des ganzen Wesens, als Weiber reinen Temperaments; daher werden Erziehung und Pflege bei jenen umständlicher, als bei diesen, wenn auch nicht gerade schwieriger.

Wenn Jemand ein gutes und glückliches Temperament haben soll, muss er auch unter günstigen Verhältnissen erzeugt und geboren worden sein. Die Nachkömmlinge von Spielern, Säufern, Hurern, von Frauen, die während der Schwangerschaft besonders durch Leidenschaften zerrissen, durch Elend gefoltert waren, oder von solchen, deren ganzes Dasein ein Gewebe von Gemeinheit ist, — die Sprösslinge dieser Bedauerungswürdigen und Unglücklichen pflegen keines günstigen Temperamentes zu sein. Leben diese armen Wesen noch unter schlechter Erziehung und schlechter Pflege, so gestaltet ihr Temperament immer sich betrübender, und Frauen werden ganz besonders unter solchen Umständen entartete Mischtemperamente davontragen, und um so bemitleidenswerther sein, je weniger die Möglichkeit körperlichen Wohlseins gegeben ist.

§. 196.

Launen werden bei den Frauen durch manches Temperament begünstigt, jedoch nicht ausschliesslich dadurch erzeugt. Jede Frau, die in Ueppigkeit, Müssiggang, Stuhlverstopfung und Commando über Dienst- und andere Leute dahin lebt, und schlecht erzogen wurde, kann es zu Virtuosität in Launen bringen; aber nur gewisse Temperamente lassen die Schrecklichkeit potenzirter Launen besonders hervortreten. Launen sind eine Probe für Temperament und Erziehung.

Der Grad der Liebenswürdigkeit wird bei den Frauen nicht wenig durch das Temperament bestimmt; es kann sich ereignen, dass wegen gar zu eigenthümlicher Mischung des Temperaments, auch bei vortrefflicher Erziehung und günstigen äusseren Verhältnissen von Liebenswürdigkeit nicht die Rede ist. Die Temperamente, welche der Liebenswürdigkeit Vorschub leisten, sind das sanguinische und alle gemischten Temperamente, die stark

mit sanguinischem versetzt sind, auf der Basis der Gesundheit und feiner Erziehung stehen, und unter sonst günstigen äusseren Verhältnissen sich entwickeln. Frauenzimmer bringen stets in der Liebenswürdigkeit es weiter, als Männer, und unter den Frauen sind es wieder die minder in Schönheit strahlenden, welche in Liebenswürdigkeit am meisten sich zu vervollkommnen suchen; dies Alles in der Voraussetzung, dass das Temperament die geeignete Anlage bedinge.

Es kann das Temperament an sich weder Tugend noch Laster erzeugen; nur die grössere oder geringere Neigung zu dem einen oder dem andern kann durch das Temperament gegeben sein; dieses letztere ist demnach nur disponirend. Immer liegt die erregende Ursache von Verbrechen und Lastern ausserhalb des Organismus, in den Verhältnissen, unter denen der Mensch lebt und wirkt, in den Glücksumständen, und in der Art und Weise, wie er angeleitet und gewöhnt wird.

§. 197.

Verstand und Temperament haben bei den Frauen wohl mehr Beziehung zu einander, als bei dem starken Geschlechte; denn die Organe des Gehirns, deren Thätigkeit Dasjenige liefert, was man Verstand nennt, scheinen von der ganzen Verfassung des Nervensystems bei dem schönen Geschlechte intensiver beeinflusst zu werden. Jedes Temperament hat sein gewisses Maass von Verstand, und bei jedem Temperamente ist das Verhältniss zwischen Verstand, Einbildung und Gemüth ein anderes. Die gemischten Temperamente lassen den Verstand um so einseitiger hervortreten, je mehr das melancholische Element zur Geltung kommt, und der Verstand wird um so mehr von Phantasie und Gefühl durchdrungen, belebt, erheitert, je mehr das sanguinische Element vorherrscht.

Wenn irgendwo die Wissenschaft eine heitere sein soll, so soll sie bei Frauen dies sein; mit anderen Worten: das eigene Wohlsein der Frauen, das Glück ihrer Männer, und zum Theile auch das Schicksal der Kinder, ist von dem Maasse des Verstandes und von dessen Verhältniss zu Gefühl und Einbildung abhängig; je mehr ein Weib ein phantasie- und gefühlsloser

Verstandeskasten und, andererseits auch, je mehr baar des Verstandes bei überwiegender Einbildung es ist, je trockener und trübseliger die Wissenschaft der Frau sich erweist, — desto weniger Beglückung, Freude, Wohlsein, Zufriedenheit. Ein gutes Temperament ist demnach bei dem weiblichen Geschlechte das beste Hülfsmittel des Verstandes, und verhindert diesen letzteren sicher und gewiss, einseitig zu überwiegen, auszuarten, ja kann die Lücke, welche mangelhafter Verstand verursacht, zum Theile ausfüllen.

§. 198.

Von Menschen mit reinen Temperamenten hat Adolph von Knigge[159]) keine gute Meinung; nur die Menschen gemischten Temperaments bekunden ihm Eigenschaften, die in privater und gesellschaftlicher Beziehung annehmbar sein können. Doch, hören wir Knigge selbst: „Blos cholerische Leute flieht billig Jeder, dem seine Ruhe lieb ist. Ihr Feuer brennt unaufhörlich, zündet und verzehrt, ohne zu wärmen. Blos Sanguinische sind unsichere Weichlinge, ohne Kraft und Festigkeit. Blos Melancholische sind sich selber, und blos Phlegmatische anderen Leuten eine unerträgliche Last".

„Cholerisch-sanguinische Leute", sagt Knigge weiter, sind die, welche in der Welt sich am meisten bemerkbar, gefürchtet, welche Epoche machen, am kräftigsten wirken, herrschen, zerstören und bauen. Cholerisch-sanguinisch ist also der wahre Herrscher-, der Despotencharakter; aber, noch ein Grad von melancholischem Zusatze, und der Tyrann ist gebildet".

„Sanguinisch-Phlegmatische leben wohl am glücklichsten, am ruhigsten und ungestörtesten, geniessen mit Lust, missbrauchen nicht ihre Kräfte, kränken Niemand, vollbringen aber auch nichts Grosses; allein dieser Charakter, im höchsten Grade, artet in geschmacklose, dumme und grobe Wollust aus".

„Cholerisch-Melancholische richten viel Unheil an; Blutdurst, Rache, Verwüstung, Hinrichtung des Unschuldigen und Selbstmord sind nicht selten die Folgen dieser Gemüthsart".

„Melancholisch-Sanguinische zünden sich mehrentheils an

beiden Enden zugleich an, reiben sich selber an Leib und Seele auf".

„Cholerisch-phlegmatische Menschen ... sind nur mit äusserster Mühe in Bewegung zu setzen, und hat man sie endlich in die Höhe gebracht, dann toben sie wie wilde Thiere umher, fallen mit der Thüre in das Haus, und verderben Alles durch rasenden Ungestüm".

„Melancholisch-phlegmatische Leute sind wohl unter allen die unerträglichsten, und mit ihnen zu leben ist für jeden vernünftigen und guten Mann Höllenpein auf Erden". — So weit Knigge.

Diese Auffassung der reinen und gemischten Temperamente, auf Frauen angewandt, gibt bei dem Walten der nöthigen Vorsicht und bei genauer Berücksichtigung des oben Entwickelten, unter Anderem ein gutes Hülfsmittel ab in dem schwierigen Geschäfte der Gattenwahl, der Mädchenerziehung und des Unterrichtes der Frauenzimmer. Das hier so genannte sanguinisch-phlegmatische Temperament ist, unter Voraussetzung guter Erziehung und sonst guter Verhältnisse, gewiss eines der glücklichsten, wogegen die anderen gemischten Temperamente sehr leicht mehr oder minder schlimme Schattenseiten zu zeigen vermögen und der Sorgfalt, der Entschiedenheit, der Festigkeit in der Behandlung bedürfen.

Es werden die oben angegebenen charakteristischen Merkmale der gemischten Temperamente gute Winke für den Umgang mit Frauen sein.

§. 199.

Wenn man die Frage stellt, ob es wohl möglich sei, Temperamente bei den Frauen umzugestalten, so kann darauf in folgender Weise geantwortet werden: Da ein jedes Temperament Ausdruck einer bestimmten Organisation ist, so werden alle Verhältnisse, welche die Organisation verändern, auch das Temperament umgestalten. Wir wissen sehr wohl, in welch' bedeutendem Grade oft schwere Krankheiten das Temperament modicifiren, und es ist allgemein bekannt, dass Erziehung,

Schicksale u. s. w. in ähnlicher Weise auf das Temperament wirken. Alle diese Momente modificiren die Organisation.

Da von dem Temperamente des Weibes ein guter Theil des Glückes und des Gedeihens der ganzen Familie abhängt, so ist es im höchsten Grade wünschenswerth, schlimmen Temperamentsanlagen durch sorgfältige Erziehung und Pflege die Spitze abzubrechen und, wenn man so sagen soll, schlimme Temperamente in gute zu verwandeln.

L. A. Gosse[160]) lieferte den Nachweis, dass die von vielen Völkern geübte künstliche Formation des Schädels grossen Einfluss nehme auf Intelligenz, Leidenschaften, kurzum auf die psychische Gesammtverfassung, also auf das Temperament. Gosse schliesst aus seinen Untersuchungen über die künstliche Gestaltung des Schädels unter Anderem: „Wenn man den vorderen und den mittleren oberen Theil des Schädels selbst in gemässigtem Grade niederdrückt, scheint dies mehr oder weniger nachtheilig zu wirken auf die Harmonie der geistigen Fähigkeiten, und die unüberlegten Leidenschaften zu begünstigen. In stärkerem Maasse ausgeübt, kann diese Operation die Entwickelung der Intelligenz hemmen oder die geistigen Fähigkeiten alteriren, thierische Leidenschaften begünstigen". „Bei mässiger Niederdrückung des hinteren Theiles des Kopfes scheint weder die Intelligenz noch die Gesittung benachtheiligt zu werden; in gewissen Fällen scheint die Operation der Intelligenz und Gesittung eher noch zum Vortheile zu dienen, indem sie das Gleichgewicht der verschiedenen Theile des Gehirnes wieder herstellt". So Gosse.

Die hier ausgedrückten Thatsachen geben einen Wink über die Umwandelung der ursprünglichen Temperamentsanlagen. Wir wissen, dass jedes Temperament, sei dasselbe ein beziehungsweise reines oder ein gemischtes, mit einer ganz bestimmten Form des Schädels auftritt. Wird nun der Schädel künstlich umgestaltet, so ändert sich das ursprüngliche Verhältniss der Gehirntheile, und damit das Temperament.

Erziehung und Lebensverhältnisse bestimmen die Entwickelung der einzelnen Gehirntheile und deren gegenseitiges Verhältniss. Die Form der Gehirntheile bestimmt die Form des Schädels. Erziehung und Lebensumstände wirken umsomehr

verändernd auf das Temperament, je intensiver sie zur Geltung kommen und je jünger der Mensch ist.

§. 200.

Im Laufe des Alters erfährt jedes Temperament Modificationen, und das junge Mädchen ist in Bezug auf das Temperament sehr verschieden von der alten Frau, auch wenn die Grundzüge der beiderseitigen Anlagen dieselben sind. Unpassende Erziehung und naturwidrige Lebensverhältnisse, welcher Art sie sein mögen, verschlimmern das Temperament der Frauen in dem Maasse der Dauer und Intensität der Einwirkung, und machen aus einem Weibe, welches unter anderen Umständen ganz leidlich geworden wäre, einen Höllendrachen.

Sanguinisch-phlegmatische Frauen pflegen, wenn das Temperament nicht durch naturwidrige Einwirkungen verdorben wurde, bis in das hohe Alter liebenswürdig zu sein, insbesondere unter der Voraussetzung eines gewissen Ueberwiegens des sanguinischen über das phlegmatische Element, wenn man durch ein Bild sich ausdrücken soll.

Mit den cholerisch-melancholischen Frauen dagegen verhält es sich anders, und zwar werden diese mit zunehmendem Alter um so grimmiger und bissiger, je weniger natur- und gesundheitsgemäss die Lebensweise ist, und je mehr die Aussenverhältnisse die Entwickelung niederer Leidenschaften begünstigen.

Frauen, die in geschlechtlicher Beziehung ausschweifend lebten, werden im Laufe des Alters um so gefährlicher, je mehr das Temperament von melancholischer Beimischung enthält.

Weil durch ungeschickte Erziehung und allerhand Voreingenommenheiten im Gesellschaftsleben das Temperament des Weibes so häufig verdorben wird, darum gibt es so wenige jugendfrische, liebenswürdige, entzückende alte Frauen.

Von der Geistesthätigkeit.

§. 201.

Das geistige Leben des Weibes ist von dem des Mannes

verschieden, nicht bezüglich der Art, sondern bezüglich des Grades. Es enthält das weibliche Gehirn dieselben Organe, wie das Gehirn des Mannes; aber diese Organe sind bei beiden Geschlechtern in verschiedenem Maasse ausgebildet und stehen bei beiden Geschlechtern in verschiedenem gegenseitigen Verhältnisse. Hierin und in den Beziehungen, welche zwischen dem Gehirne einerseits, der Muskelthätigkeit, der Respiration und Circulation, und dem Zeugungsleben andererseits walten, liegt die Verschiedenheit des geistigen Lebens der Frauen von jenem der Männer.

Einbildung und Verstand befinden sich bei den Frauen in einem anderen Verhältnisse, als bei dem männlichen Geschlechte, und hierauf lässt aller Unterschied des geistigen Lebens des weiblichen und männlichen Menschen sich zurückführen. Mit der Vernunft verhält es sich eigenthümlich: es können nur wenige Frauen eines Bruchtheiles dieses Vermögens sich rühmen; aber auch nur wenige Männer sind der Vernunft theilhaftig. Nimmt man die vernünftigen Frauen und die vernünftigen Männer aus der grossen Masse der Zweihänder heraus und zählt deren Häupter, so ergibt es sich, dass auf Seite der Männer weit mehr von Vernünftigen sich finden, als auf Seite der Weiber, und dass dort die Vernunft intensiver ist, als hier. Weil aber der Besitz von Vernunft bei der einen wie bei der anderen Kategorie etwas Ausnahmsweises ist, so kann bei Unterscheidung der weiblichen und männlichen Geistesthätigkeit nur das Verhältniss von Verstand und Einbildung besonders in das Auge gefasst werden.

Der Verstand.

§. 202.

P. Jessen[161]) hat die Thatsache der organischen Verbindung des Denkens und des Fühlens sehr gut nachgewiesen, und wir werden Gelegenheit nehmen, aus einigen dieser Nachweise Schlüsse in Betreff der Eigenthümlichkeit der Intelligenz bei den Frauen zu ziehen. „Unsere Vorstellungen", sagt Jessen, „wer-

den immer mehr oder weniger von Gefühlen begleitet, und beide stehen in steter Wechselwirkung mit einander. Unser Gemüth wird besonders durch Vorstellungen afficirt, welche mit unserem Ich, mit uns nahe stehenden Personen, mit unseren Wünschen und Interessen in Beziehung stehen. Durch Vorstellungen lassen sich erregte Gefühle mehr oder weniger beschwichtigen, nicht vorhandene wenn auch nur in beschränktem Maasse anregen. Der Grad unserer Empfindungen wird häufig durch Vorstellungen und Vorurtheile bestimmt". „Andererseits üben Gefühle einen mächtigen Einfluss auf unsere Urtheile und Vorstellungen aus". „Auf die Ideenassociation wirken die Gefühle theils dadurch ein, dass sie die Richtung der Gedanken bestimmen, theils dadurch, dass sie den Fortgang der Ideen beschleunigen oder verzögern. Sie können sogar, in ähnlicher Weise wie das Nachdenken, bewirken, dass die Ideen in logischer Ordnung auf einander folgen".

„Aufgeregte und beunruhigende Gemüthszustände", bemerkt Jessen weiter, „suchen wir bei uns selber und bei Anderen durch Vorstellungen zu beschwichtigen. Insbesondere wirkt das Nachdenken beruhigend auf das Gemüth. Tiefe Gemüthsverstimmungen und stürmisch erregte Gefühle können durch ernste geistige Beschäftigung beruhigt werden, wenn der damit Behaftete Energie genug besitzt, lange genug dabei zu beharren. Ernstes Nachdenken wird, namentlich wenn es erfolgreich ist, wenn wir bemerken, dass wir dem uns vorgesteckten Ziele näher kommen, von einem äusserst angenehmen Gefühle innerer Befriedigung begleitet". „Denken und Fühlen verhalten sich auch darin einander entgegengesetzt, dass die Thätigkeit des Geistes vorzugsweise nach Innen, die des Gemüthes vorzugsweise nach Aussen gerichtet ist".

Die hierdurch bezeichneten Thatsachen gewähren zahlreiche Anknüpfungspunkte zu Beurtheilung des geistigen Lebens der Weiber.

§. 203.

Bei den Frauen sind die Vorstellungen im Allgemeinen weit mehr von Gefühlen begleitet und abhängig, als bei dem männ-

lichen Geschlechte, und die Wechselwirkung zwischen Verstand und Gemüth inniger, ja so innig, dass dem Gedanken an die Möglichkeit auch nur zeitweiliger Trennung gar nicht Raum gegeben werden kann. Bei beiden Geschlechtern können erregte Gefühle durch Vorstellungen beschwichtigt werden; aber bei den Frauen bedarf es hierzu solcher Vorstellungen, welche unmittelbar auf die Gefühle sich richten und den herrschenden entgegengesetzte Gefühle erregen, mehr auf die Einbildung, als auf Verständniss und Ueberzeugung wirken. So charakterisirt das Geistesleben des Weibes sich immer durch seine ungemein innige Verbindung mit dem Gemüthsleben, durch vorherrschende Phantasie und durch ein relativ geringeres Erkenntnissvermögen. Der Verstand kommt also bei den Frauen im Allgemeinen im zweiten Treffen.

Wenn der Grad unserer Empfindungen häufig durch Vorstellungen und Vorurtheile bestimmt wird, so kann man sagen, dass bei dem Manne mehr die Vorstellungen, bei dem Weibe mehr die Vorurtheile diesen bestimmenden Einfluss ausüben. Der Mann hat ein grösseres Erkenntnissvermögen und urtheilt richtiger auf der Basis solider Prämissen; das Weib, mehr auf Grund von Schein und Schale urtheilend und kaum etwas wie richtiges Verständniss des Kernes bekundend, befindet sich aus dieser Veranlassung sehr im Schlepptau der Vorurtheile, und wird von diesen bei seinen Verstandesoperationen geleitet.

§. 204.

Jenes Nachdenkens, welches beruhigend auf das Gemüth wirkt, sind die Frauen im Allgemeinen fast gar nicht fähig; solches Nachdenken ermöglicht sich in dem Gehirne der Männer, und zwar um so mehr, je weniger das Spiel der Leidenschaften waltet und je mehr überhaupt die Intelligenz in Betrachtung kommt, durch Unterricht und Erziehung geweckt und genährt wurde. Weil die Frauen mehr zum Fühlen angelegt sind, als zum Denken, und jede ihrer Gedankenreihen durch Gefühle unterbrochen und durchdrungen wird, deshalb bleiben sie mit ihren Gedanken vorwiegend ausserhalb, kommen zu keiner tiefen Concentration des Denkens, und vermögen also nur in sehr

geringem Grade mittelst dieses letzteren beruhigend auf das Gemüth zu wirken.

Bei denkkräftigen Männern werden die Ergebnisse tiefen und auf soliden Grundlagen erhobenen Nachdenkens weder durch das Gemüth beeinflusst noch erschüttert; bei den verhältnissmässig denkkräftigsten Frauen wird jede Speculation durch das Gemüth beeinflusst, geeigneten Falles auch erschüttert.

§. 205.

Wenn Frauen mit gelehrten Sachen sich beschäftigen, bringen sie es nur zu Ermittelung irgend einer Einzelnheit, sie machen höchstens eine wissenschaftliche Entdeckung geringfügiger Art; das grosse Ganze erfassen sie niemals, und philosophische Entdeckungen bleiben ihnen ferne. So lange die Philosophie exsistirt, hat es noch keinen wirklichen Philosophen weiblichen Geschlechtes gegeben. Ein specifisches Weib hat keinen Hang zu specifischer Philosophie, und ein Mannweib ist und bleibt immer ein Weib, und Gebärmutter sowie Eierstöcke dulden weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit. Eine Frau, deren Eierstöcke durch Operation entfernt werden, wird damit noch kein Mann, und an ihren Gehirnorganen vollbringt sich keine Veränderung. Erziehung zum Philosophen, soweit von solcher überhaupt die Rede sein kann, erwirkt bei Frauen nur Entartung, weil sie dem weiblichen Gehirne gegenüber naturwidrig ist.

P. J. G. Cabanis[162]) zeigt, dass der Geist der Frauen fähig sei, Feinheit und Scharfsinn anzunehmen, aber keineswegs Ausdehnung und Tiefe, und dass derselbe geeignet sei, einzelne Züge und Schattirungen zu erkennen. In Betreff dieser letzteren Eigenschaft bemerkt Cabanis unter Anderem: „Das beständige Interesse, die Männer und die Rivalinnen zu beobachten, verleiht dieser Gattung von Instinct eine Geschwindigkeit und Sicherheit, welche das Urtheil des weisesten Philosophen niemals erwerben kann“. Und von den gelehrten Frauen sagt Cabanis: „...sie wissen nichts gründlich; sie verwirren und vermischen alle Gegenstände, alle Ideen. Ihre lebhafte Auffassung hat einiger Theile sich bemächtigt: nun bilden sie sich

ein, Alles zu verstehen. Die Schwierigkeiten sind ihnen widerwärtig; ihre Ungeduld bringt sie darüber hinweg. Unfähig, längere Zeit hindurch auf einen einzigen Gegenstand die Aufmerksamkeit zu richten, finden sie kein lebhaftes Vergnügen, keinen tiefen Genuss an starkem Nachdenken; diesem sich hinzugeben, sind sie überhaupt nicht im Stande. Rasch eilen sie von einem Gegenstande zum andern; von alledem bleibt nur Einzelnes bei ihnen zurück, Unvollständiges, welches fast stets zu den schnurrigsten Combinationen Anlass gibt". So Cabanis.

Die Feinheit und der Scharfsinn, deren der Verstand des Weibes fähig ist, machen die Frau zu einer vortrefflichen Beobachterin der Dinge des Alltagslebens, der Einzelnheiten, der Kleinigkeiten, und es wird begreiflich, dass der Umgang mit feingebildeten, wohlorganisirten Frauen von vortrefflicher Einwirkung auf den Mann sein kann und sehr häufig auch ist.

§. 206.

Von den sogenannten gelehrten Frauen kann man die Ueberzeugung gewinnen, dass der Verstand des Weibes überhaupt nicht zu gelehrten Sachen, sondern nur zu den Dingen des täglichen Lebens geeignet sei. Der Gelehrte, der Philosoph muss seine Aufmerksamkeit meistens durch sehr lange Zeit auf Einzelnheiten concentriren und so intensiv nachdenken, dass häufig genug die gewöhnlichen äusseren Reize allen Reiz verlieren. Wie wäre so intensives Nachdenken, so ununterbrochene Beschäftigung mit einer Sache von Frauenzimmern zu erwarten? Alle Gelehrsamkeit ist beim Weibe nur Schein.

Mit dem Bisherigen soll durchaus nicht behauptet sein, die Frauen wären unfähig zu leichter Schriftstellerei, zu Novellen- und Romanschreiberei, zu den leichteren Arten der Dichtkunst und anderen Operationen des Geistes; im Gegentheile kann eben wegen ihrer Fähigkeit, Lappalien auf das Genaueste wahrzunehmen und das Aeussere der Erscheinungen auf das Minutiöseste zu beurtheilen, die Frau in leichter Schreiberei oft sehr Bedeutendes zu Tage fördern.

§. 207.

Bei dem Studium des Verstandes der Frauen und bei Erwägung der Frage, wie weit derselbe durch Bildung zu steigern sei, wollen wir nicht unterlassen, einigen hierauf bezüglichen Worten Eduard von Hartmann's[163]) Raum zu geben. „Das Weib verhält sich nämlich zum Manne", sagt Hartmann, „wie instinctives oder unbewusstes zum verständigen oder bewussten Handeln; darum ist das echte Weib ein Stück Natur, an dessen Busen der dem Unbewussten entfremdete*) Mann sich erquicken und erholen und vor dem tiefinnersten lauteren Quell alles Lebens wieder Achtung bekommen kann**); und um diesen Schatz des ewig Weiblichen zu wahren, soll auch das Weib vom Manne vor jeder Berührung mit dem rauhen Kampfe des Lebens, wo es die bewusste Kraft zu entfalten gilt, möglichst bewahrt werden, und den süssen Naturbanden der Familie aufbehalten bleiben. Freilich liegt auch der hohe Werth des Weibes für den Mann nur in der Uebergangsperiode, wo die Spaltung zwischen Bewusstem und Unbewusstem schon erfolgt, aber die Wiederversöhnung beider noch nicht vollzogen ist. Dieses Uebergangsstadium, in dem sich heute noch die gesammten Culturnationen befinden, wird auch für alle Zukunft dem Individuum in seiner Entwickelungsperiode nicht erspart bleiben. Es ist nicht zu viel gesagt, dass für einen jungen Mann edler weiblicher Umgang weit fördernder ist, als männlicher, und in um so höherem Maasse, je philosophischer der Mann veranlagt ist; denn weiblicher Umgang verhält sich zu männlichem ähnlich, wie die Umschau im Leben zur Umschau in Büchern; der männliche Umgang kann durch Bücher ersetzt werden, der weibliche niemals". So spricht Hartmann.

Die hier dargelegte, etwas überspannte Anschauung enthält einige Punkte, deren Urquell die Wahrheit ist. Zwar kann man glauben, dass mit der Unbewusstheit bei dem Weibe und mit der Bewusstheit bei dem Manne keineswegs so extrem es stehe; aber gewiss ist, dass das Unbewusste oder Instinctive im Wesen

*) ?

**) !

der Frau stärker zur Geltung komme, als im Wesen des Mannes, dass die Organe des unbewussten Denkens im Gehirne des Weibes, die Organe des bewussten Denkens im Gehirne des Mannes stärker ausgeprägt sind.

Wenn also in Bezug auf das Bewusste und Unbewusste die beiden Geschlechter sozusagen in dem Verhältnisse des Gegensatzes stehen, so begreift es sich von selbst, dass der geistige Verkehr gebildeter und bildungsfähiger Frauen und Männer den einen wie den anderen immer mehr von Vortheil sein werde, als der geistige Verkehr von Frauen mit Frauen und von Männern mit Männern; andererseits wird der Verstand bildungsfähiger Frauen durch den geistigen Einfluss gebildeter Männer bis zu demjenigen Grade potenzirt werden können, der überhaupt zu erreichen möglich ist.

§. 208.

Die Repräsentation des „ewig Weiblichen", mehr in das Reich der Einbildung, als in das der Wirklichkeit fallend, lässt auf dem Theater, in Romanen und Gedichten, kaum in dem täglichen Leben sich ermöglichen, weil das Menschendasein, und spinne es auch im gläsernen Schlosse jenes Märchens sich ab, unzählige Momente enthält, welche die Geistes- und Gemüthsthätigkeit des Weibes herausfordern, oder zum Theile veröden, und so die Harmonie nicht zu Stande kommen lassen, deren höchste Potenz gerade das „ewig Weibliche" wäre.

Keine Frau, deren Verstand vorwiegend thätig ist, hat viel des „ewig Weiblichen", wie es Johann Wolfgang von Göthe[164]) nannte, aufzuweisen; denn wenn wir eine klare Vorstellung der Quintessenz der Weiblichkeit uns machen, so begreifen wir, dass allzu verständige Frauen dem starken Geschlechte viel näher stehen, als dem eigenen, und dass wahre Weiblichkeit und trockene Verständigkeit meistens einander ausschliessen, mit einander unverträglich sind.

Wahre Weiblichkeit, soweit solche in dem prosaïschen Menschenleben überhaupt möglich ist, setzt harmonische Entwickelung der Verstandes- und Gemüthskräfte voraus. Diese Harmonie kann leichter gedacht, als erwirkt werden; daher

selbige in Büchern weit häufiger zu finden, als in der Wirklichkeit. Wir können gute weibliche Eigenschaften im Gedanken ohne Weiteres von den nichtguten trennen und idealisiren; aber auch dem besten Erzieher wird es schwer, schlimme Anlagen ganz zu unterdrücken und die erfreulichen zu höchster Vollkommenheit zu entwickeln.

§. 209.

In wie weit höhere Grade von Weiblichkeit durch den Kampf des Daseins an der Entwickelung verhindert werden, lässt im Allgemeinen schwer sich bestimmen; aber soviel ist gewiss, dass bei der grössten Mehrzahl der Frauen die selbständig und mühselig das tägliche Brod erwerben müssen, das einseitige und überwiegende Hervortreten des Verstandes der Weiblichkeit entgegen ist. Je mehr also die Frau ihrer natürlichen Anlage und Bestimmung gemäss ihre Tage verlebt, als Gattin, als Mutter, beschützt von dem liebenden sorgsamen Manne ihre Pflichten erfüllt, ohne activ an dem Kampfe um die Exsistenz sich betheiligen zu müssen, desto weniger wird der Entwickelung der Weiblichkeit im Wege stehen, desto weniger der Verstand einseitig und nackt hervortreten.

§. 210.

Der Verstand der Frauen ist, wenn man es so bezeichnen soll, heiterer, leichter beweglich, als der Verstand der Männer, mehr für die Oberfläche als für die Tiefe, mehr für die Form als für die Substanz. Aus diesem Grunde kann man innerhalb des Alltagslebens erst die Summe von männlichem und weiblichem Verstande den vollen Verstand nennen. Auf den ersten Blick erscheint das Weib genialer, der Mann trockener, fachlicher. In der That bezieht alle Genialität bei dem Weibe sich mehr auf die Oberfläche, bei dem Manne mehr auf die Tiefe.

Helvetius[165]) macht unter Anderem folgende Bemerkung über das Genie: „Um den Namen eines Menschen von Genie zu erhalten, ist es nöthig, die Fähigkeit der Erfindung auf allgemeine, die Gesammtheit interessirende Gegenstände zu übertragen“.

Hiernach ist es schwer zu bestimmen, welches der beiden Geschlechter das von Natur aus genialere sei, oder mit anderen Worten: in welchem der beiden Geschlechter die grössere Zahl genialer Köpfe angetroffen werden sollte. Vielleicht sind männliche und weibliche Gehirne in gleichem Maasse der Genialität überhaupt fähig; aber bei dem Manne ist mehr Spielraum für die freie Entfaltung dieser Eigenschaft, weil das Fortpflanzungsleben im Vergleiche mit der Frau ganz in den Hintergrund tritt.

§. 211.

Auch in Bezug auf die Sinneswahrnehmung, die Conditio-sine-qua-non des Verstandes, weichen die Frauen von den Männern ab; das Weib nimmt specieller, der Mann allgemeiner sinnlich wahr; das Weib bleibt in der Regel bei dem Sinnlichen, während dieses letztere dem Verstande des Mannes mehr eine Brücke abgibt, um ein wenig in die Wesenheit, deren Ausdruck die Erscheinung ist, zu dringen. Im gemeinen Leben machen erst Mann und Weib zusammen complete Sinneswahrnehmungen; denn wenn der Gatte den inneren Kerl zu schauen sucht, beschäftigt sich das Weib fast ausschliesslich mit dem äusseren Kerl, mit dessen Kleidungsstücken, Haartracht, Ringen, Uhrketten und anderen langweiligen Anhängseln.

Es ist gewiss, dass die Bilder, welche die äusseren Erscheinungen in dem Gehirne des Wahrnehmenden veranlassen, in den einzelnen Theilen bei'm Manne anders sein müssen, als bei der Frau, dass in dem weiblichen Gehirne das Wahrgenommene mehr eben seiner Aeusserlichkeit nach, in dem männlichen Gehirne aber mehr der Innerlichkeit nach sich ausdrückt. Und daher kommt die Verschiedenheit in der Beurtheilung der Dinge um uns her durch die Frau und durch den Mann.

§. 212.

Die Denkkraft, besonders das Vermögen des intensiven Nachdenkens, findet man bei dem Weibe in geringerem Grade entwickelt, als bei dem Manne; daher wird niemals die Frau in aller Beziehung an Stelle des Mannes treten können, auch wenn sie des Unterrichtes an Universitäten genoss. Jeder höhere

Aufschwung des Denkens setzt ein höheres Maass von Objectivität voraus. Frauen werden niemals zu diesem Grade von Objectivität gelangen, daher auch niemals im Stande sein, höchst intensivem Nachdenken sich zu widmen, die Gedanken von der Herrschaft der Gefühle auch nur für Augenblicke zu befreien.

F. L. Schoen [166]) macht mehrere interessante Bemerkungen über das Geistesleben des Weibes; so sagt er unter Anderem: „Die Einbildung der Frau flattert von einem Gegenstande zum andern, wie die Biene von einer Blume zur anderen fliegt, um deren Saft zu saugen. Daher das Romantische, daher auch der Grund des Glaubens, und häufig die Vorurtheile, der Aberglauben, der Fanatismus und deren gefährlicher Anhang; genügende Veranlassung der so vielen Opfer innerhalb des weiblichen Geschlechts".

„Das Gedächtniss", entwickelt Schoen weiter, „beschränkt sich bei der Frau im Allgemeinen auf kleine Einzelnheiten; es knüpft dasselbe sich weit mehr an die Sinne, als an Ideen und die Reflexion. Daher auch diese Gegenwart des Geistes, diese Frische der Auffassungen, diese Leichtigkeit des mündlichen Ausdrucks und vielleicht auch das Bedürfniss des Sprechens. Die Sprache überschreitet die Ränder ihres Flussbettes".

„Der Verstand der Frau, die Regel, die Uebereinstimmung und Ordnung in den Auffassungen suchend, geht jedoch nicht auf Ursachen und Principien zurück. Das Weib begnügt sich mit den Resultaten, welche seine Gefühle in Bewegung setzen und nähren. Das, was besonders die Frau kennzeichnet, ist die Geradheit im Urtheile, die Zierlichkeit im Denken, und vorzüglich die aesthetische Entscheidung, weil diese auf das Gefühl, die eigentliche Atmosphaere des Weibes, sich stützt".

„Die Frau besitzt die besondere Wissenschaft der Einzelnheiten und Kleinigkeiten des menschlichen Herzens, eine Wissenschaft, welche sie zu dem Besten oder dem Schlimmsten leitet, ganz nach der eingeschlagenen Richtung". — Diese Worte von Schoen sind Ausfluss genauesten Verständnisses des geistigen Lebens des Weibes.

§. 213.

Weil die Phantasie bei der Frau so überwiegt, das Gedächtniss auf Einzelnheiten sich beschränkt und mehr mit den Sinnen, als mit Ideen und Reflexionen in Beziehung steht; weil der Verstand bei der Erscheinung verbleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Principien nicht sich emporschwingt; — darum ist kein Weib fähig, contemplativ sich zu verhalten, Gesetze zu geben, selbständig das Schiff des Staates zu lenken und das Wesen der auf die Tugend gegründeten Republik zu erfassen. Die Frau bleibt vermöge ihres Verstandes beim Wieviel-Soviel, vermöge ihres Gefühles am liebsten bei der feudalen Monarchie; sie kämpft für das Ansehen des Nervus rerum, für die Nationalökonomie, und lässt im Allemeinen weit mehr als der Mann die Leute nach der Grösse des Besitzes sich rangiren, oder nach der Zahl der Ahnen.

Wäre die äussere Menschenkenntniss der Frauen mit überwiegend analytischem, mit tief wurzelndem Verstande vereinigt, so könnte niemals Jemand von dem ihn beurtheilenden Weibe entweder sofort vergöttert oder sofort verdammt werden, und es gäbe eben die Menschenkenntniss (alsdann ebenso eine innere wie eine äussere) niemals zu falschen Folgerungen Anlass. Wo Frauen walten oder herrschen, werden die Leute entweder unterschätzt oder überschätzt, zwar in der Qualität nicht immer falsch beurthéilt, aber in der Quantität niemals richtig gewürdigt.

§. 214.

Da die Frauen vorwiegend nach dem Aeusseren urtheilen und für Alles, was nach Aussen nicht besonders vortheilhaft sich zeigt, aber um so tiefer nach Innen thätig ist, fast gar kein Verständniss haben, darum finden jene Philosophen, welche das Aeussere dem Innern opfern, im weiblichen Herzen keinen Wiederhall, sondern weit eher Widerwillen, erregen da Misstrauen und Geringschätzung. Wer hoch besoldet, hoch titulirt, parfümirt, nach der Mode gekleidet, mit grossen Uhrketten, allerhand anderen Kostbarkeiten und Eseleien reich versehen ist,

pflegt von den Frauen um so höher geachtet und geliebt zu werden, je mehr er zugleich die Fähigkeit der Phraseologie besitzt und von würdigen, jedoch einfachen Männern im Tone der Geringschätzung und Aburtheilung spricht. Dies Alles gilt ganz besonders von jenen Frauenzimmern, deren Geist nach der modernen Art gebildet und deren Gemüth nach der modernen Art vernachlässigt wurde.

Der Verstand der Frauen muss ganz und gar in normaler Weise sich entwickeln, wenn die Erziehung eine normale ist, und wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse zu dieser Erziehung passen. Ein wohlerzogenes Frauenzimmer wird also nicht nach äusseren Kostbarkeiten und Lächerlichkeiten einen Menschen beurtheilen, sondern wird ganz entschieden die Fähigkeit besitzen, den moralischen Werth zu ermitteln, etwas mehr in das Innere einzudringen. Dass hierzu ein naturgemäss ausgebildeter Verstand in erster Reihe gehöre, bedarf keiner umständlichen Erläuterung.

Charles Dollfus[167]) sagt unter Anderem: „Bei der Unterrichtung, welche die Erziehung des Geistes ist, mögen wir nicht das Gedächtniss an Stelle der Beurtheilung setzen; wir sollen das Gedächtniss nur zur Hülfe nehmen und nicht den Geist dadurch verdrängen. Ersticket nicht den Geist! Es gibt zu viel Tinte und Papier in unseren Schulen: überall fühlt man das Mechanische, den todten Buchstaben und die Formalität; man erschöpft sich in nutzloser oder gar kläglicher Ermüdung, in verlorenen Bemühungen unfruchtbarer oder selbst unglücklicher Anwendung. Wie Vieles könnte man vereinfachen, indem man den Boden säuberte von Raum versperrendem Plunder der Wiederholung und der verjährten Manieren. Wir bedienen uns des Gedächtnisses und der Eitelkeit; aber das Gedächtniss ist nicht die Beurtheilung und die Eitelkeit nicht der Wetteifer; das Eine füllt den Geist aus, ohne den Verstand zu nähren; das Andere trocknet das Herz aus und lässt das Gewissen träge sein". — So Dollfus.

Es ist sicher und gewiss, dass eine Unterrichtung, welche dem Gedächtnisse zu viel und der Beurtheilung zu wenig Raum gibt, der Entwickelung des Verstandes bei den Frauen sehr

schädlich sei, den Verstand geradezu auf Abwege leite, die Erkenntniss des Wesens ganz ausschliesse, und das Urtheil seiner normalen Voraussetzungen beraube; dass eine solche Unterrichtung den Sinn für das Formelle befördere, den Geist in ein Mauseloch treibe und vertreibe, und wesentlich dazu beitrage, das Herz zu verdörren. Und solche Unterrichtung ist in gegenwärtiger Zeit für das weibliche Geschlecht das Beliebte.

Die Einbildung.

§. 215.

Wenn bei dem Manne der Verstand schwerer wiegt, so ist es bei dem Weibe die Einbildung, welche unter den geistigen Thätigkeiten sozusagen den gewichtigsten Platz einnimmt. Vermöge dieser lebhafteren Einbildung ist die Geisteswelt der Frau eine andere, als die des Mannes, ist die Frau, selbst wenn sie zu den Fischweibern zählt, mehr auf Seite von Dichtkunst und Glauben, als ihr Freund und Beschützer. Dichter und Priester adressiren sich daher auch mit Vorliebe an die Frauen, und der Baalspfaffe sucht stets das Reich des Aberglaubens, der Wunder und Tollheiten durch das Weib zu verwirklichen; er baut hierbei auf das Ueberwiegen der Phantasie gegen den Verstand bei den Frauen. In Ländern, wo die Kirche mit Pomp und Lärm in die Erscheinung tritt, wo die Pfaffen nicht nur mit Furcht und Hoffnung Handel treiben, sondern auch die vollen Beherrscher der Menschen sind, gelangen sie zu ihrer Macht und erhalten sich in derselben durch die Frauen, durch die vorwiegende Phantasie und den minderen Verstand der Frauen.

Die Einbildung des Weibes hat aber auch ihre gute Seite für das Wohl der Gesellschaft; denn ohne dieselbe, oder besser: ohne die Lebhaftigkeit derselben, bliebe die Flamme der Poësie ohne Nahrung und der praktische Materialismus würde so überwiegend, dass es um jede Hoffnung, Ideale zu pflegen, bald geschehen wäre. Durch die Phantasie der Frau wird der Verstand des Mannes erst in das richtige Verhältniss gebracht und vor Extremen bewahrt.

§. 216.

Bei dem weiblichen Geschlechte kommt die Wirkung der Phantasie noch in einer ganz besonderen Art in Betrachtung, nämlich insoferne verschiedene Merkmale und Eigenschaften, die sehr lebhaft die Einbildung der schwangeren Frau beschäftigen, ihrerzeit bei dem Kinde zu Tage treten können. J. B. Demangeon[168]), welcher diesen Gegenstand eifrig studirte, bemerkt: „Wenn, nach den vorliegenden Thatsachen, keinem Zweifel es unterliegt, dass die Einbildung mehrere Arten von Krankheiten verursachen könne, Krämpfe, Zuckungen, und selbst den Tod, und wenn auf der anderen Seite nachgewiesen ist, dass die Gesundheit der Mutter Einfluss nehme auf das Wohl der Frucht ihres Leibes, so ergibt sich mit Nothwendigkeit, dass die Kinder unter abnormer und ausschweifender Einbildung der Mutter leiden können, und zwar nicht durch unmittelbare Abdrückung oder Uebertragung der gewissen Figur oder des Bildes, sondern durch die Störung, welche Blutumlauf und Ernährung der beiden, der Herrschaft der nämlichen Lebensbedingungen unterworfenen Individuen erfahren". — Nur in dieser Weise gibt Demangeon den Einfluss der Phantasie der Mutter auf die Frucht ihres Leibes zu, und stellt directe Uebertragung von Figuren oder Bildern von der Einbildung der Frau auf den Körper des Kindes in Abrede.

Dass Frauen mit sehr lebhafter Phantasie eben hierdurch die Organisation des werdenden Menschen auf das Innigste beeinflussen, lehrt die tägliche Erfahrung; aber es ist ebenso gewiss, dass auch bestimmte äussere Objecte, welche die Einbildung des schwangeren Weibes durch plötzliche Einwirkung heftig erregen, auf dem Körper des Kindes nicht selten mehr oder weniger deutlich sich ausdrücken. Wie dies geschieht, darüber sind wir gegenwärtig noch völlig unklar; aber dass es geschieht, dafür findet man überall die sichersten Anhaltepunkte. Dass die Phantasie der Mutter der Ausgangspunkt aller dieser Vorgänge ist, kann als feststehend betrachtet werden.

§. 217.

Nun frägt es sich aber, ob das sogenannte Versehen der Schwangeren nur bei solchen mit lebhafter Phantasie, oder auch bei allen anderen möglich sei. Wenn ich hier nach den Beobachtungen geben soll, die ich selbst zu machen Gelegenheit hatte, und zwar an Frauen aus den verschiedensten Volksklassen, so bin ich geneigt, auszusprechen, dass fast nur Weiber mit sehr lebhafter Einbildung mit Erfolg sich versahen, dass ganz an den entsprechenden Stellen des kindlichen Körpers Mäler zum Vorschein kamen, welche die Mutter an ihrem Körper während des Versehens berührte. Frauen mit überwiegendem Verstande scheinen wenig zum Versehen geneigt zu sein.

§. 218.

Die Phantasie wird durch den Verstand in ihrer Thätigkeit gehemmt, und man kann sagen, dass sehr verständige Frauen wenig geneigt sind, der Einbildung die Zügel schiessen zu lassen. Ch. Victor de Bonstetten[169]) zeigt, „dass die Intelligenz, indem sie die Seele dem Gefühle entrückt, um dieselbe im Gedanken zu concentriren, die Bewegung der Einbildungskraft hintanhält".

„Der Verstand", bemerkt Bonstetten weiter, „welcher stets zu Abstraction hinneigt, entkleidet das Gefühl seiner eigentlichen Natur, weil er die Ideen von allem nicht zu ihrer Wesenheit Gehörigen entblösst. Die Einbildung dagegen nähert sich möglichst stark der ursprünglichen Empfindung"...

Hieraus entnehmen wir deutlich, dass die Wirkung vorwaltenden Verstandes auf das ganze Leben der Frauen keine günstige und besonders keine beglückende zu sein vermöge; denn bei dem Weibe zerstören Abstractionen die Anmuth und unterbinden die Pulsadern jener lebensfrischen Gefühle, ohne die Alles, nur nicht Weiblichkeit gedacht werden kann. Weil die Phantasie in sehr inniger Beziehung zu den ursprünglichen Empfindungen steht und diese letzteren der Frau nicht nur sehr gut passen, sondern auch einen wahren Grundpfeiler der weiblichen Natur ausmachen, darum ist es im Interesse des Indi-

dividuums und der Gesammtheit geboten, die Phantasie der Frauen durch sorgfältige Pflege des geistigen und sittlichen Lebens zu cultiviren.

§. 219.

Frau Necker de Saussure[170]) hat in ihrem Buche über die Erziehung auch von der Pflege der Einbildung und des Gedächtnisses bei dem weiblichen Geschlechte gesprochen, und da zunächst das Studium der Sprache überhaupt in das Auge gefasst. Für Mädchen genüge täglich eine Stunde Sprachunterrichts, und man bestrebe sich, den Frauen die Kunst, correct zu sprechen und correct zu schreiben, beizubringen und lege in vorderster Reihe auf die Muttersprache das grösste Gewicht. Frau Necker lässt die lateinische Sprache zu, glaubt aber, es sei bei jüngeren Mädchen die italienische Sprache sehr geeignet, Harmonie zu erwirken, und es sei bei schon reiferen Mädchen die deutsche Sprache ein sehr gutes Bildungsmittel, die englische Sprache praktischen Zwecken sehr angemessen, wegen ihrer gediegenen Literatur empfehlenswerth. Unterricht und Erziehung mögen den Frauen die so sehr benöthigte Geduld einflössen. Ein gewisses Maass von Studium der Geschichte hält Frau Necker de Saussure für nöthig zur Pflege der Einbildung, und zwar mehr der poëtischen; während das Studium der Geographie mehr die malerische (pittoreske) Einbildung cultivire. —

Die Pflege der Phantasie ist zuvörderst und hauptsächlich nur durch die Bildung des Geistes möglich. Inwieweit der Unterricht in den Sprachen dazu beiträgt, die Einbildung normal zu gestalten, hängt ganz von seiner Art und Quantität ab. Diese letzteren in das richtige Verhältniss zur weiblichen Organisation zu stellen, ist von äusserster Wichtigkeit, und man kann sagen, dass durch wohl angemessenen Unterricht in der Muttersprache und, in weiterer Folge, in fremden Sprachen dem krankhaften Ueberwallen der Phantasie der erste Damm entgegengesetzt werden könne.

Die Literatur bedarf sorgfältiger Auswahl; denn ein Theil derselben kräftigt den Verstand, ein anderer Theil begünstigt

die Einbildung, ja steigert letztere bis zum Aeussersten. Es wird demnach bei überwiegender Phantasie die Beschäftigung mit solcher Literatur, welche die Denkkraft herausfordert, ohne die Einbildung zu erhitzen, anzurathen sein; dagegen bei überwiegendem Verstande eine die Phantasie mehr in Anspruch nehmende Gattung von Literatur gewählt werden müssen.

Guten Unterricht vorausgesetzt, können wir sagen, dass durch Erzielung correcten Denkens, Sprechens und Schreibens bei allen Frauenzimmern mit überwiegender Phantasie dieser letzteren heilsame Zügel angelegt werden, die um so wirksamer sind, je mehr der übrige Unterricht zu der Bildung in der Sprachkunde in naturgemässem Verhältnisse steht.

§. 220.

Von einem Geschichtsunterrichte, dessen Inhalt Namen und Zahlen sind, hat auch das weibliche Geschlecht keinen Nutzen, sondern nimmt im Gegentheile davon Schaden, sowohl hinsichtlich der Denk-, wie der Einbildungskraft. Wenn durch Belehrung in der Weltgeschichte die Phantasie der Frauen geregelt und gepflegt werden soll, ist es erforderlich, dem Gegenstande nicht den Charakter einer Chronik der Leidenschaften einzelner Persönlichkeiten zu geben, auch nicht aus der Geschichte eine Raritätenkammer physischer und moralischer Unmöglichkeiten zu gestalten, sondern die fortschreitende oder rückschreitende Metamorphose der Volksindividualität unter den gegebenen klimatischen und anderen Verhältnissen als das Wesen der Weltgeschichte zu demonstriren, und zu zeigen, wie die Gesittung mit den Entwickelungsphasen der Volksindividualität in Rapport steht. Wenn dies Alles in geschickter Weise durch die historischen Thatsachen bewiesen und erläutert wird, verliert sich die Phantasie der Frauen weder in den Nebeln und Wolken unbegründeter Speculation, noch auch verbeisst sie sich in den Leidenschaften einzelner Zweihänder, die auf dem Welttheater unbändig schrieen, lärmten und tobten, sondern regelt und pflegt die Einbildung, indem sie selbe zu der treuesten Gehülfin des Denkens und auch des Fühlens macht.

§. 221.

Der Zusammenhang, in welchem die Phantasie mit den Leidenschaften steht, ist ein so inniger, dass dem Kundigen nichts wesentlicher erscheint, als der Einbildungskraft schon von frühester Jugend an heilsame Regulatoren zu geben. Wir haben solche bereits in der besonderen Art der Unterrichtung kennen gelernt.

Jean Jacques Rousseau[171]) bemerkt unter Anderem: „Die Quelle aller Leidenschaften ist die Empfindlichkeit; die Einbildung bestimmt deren Neigung. Jedes Wesen, welches seine Beziehungen empfindet, muss betroffen sein, wenn diese Beziehungen sich ändern, und in der Einbildung sich ändern, oder wenn es glaubt, die seiner Natur am meisten angenehmen Beziehungen sich einzubilden. Dies sind die Irrthümer der Einbildung, welche die Leidenschaften aller beschränkten Wesen in Laster verwandeln".

Niemals kann wohl geleitete Phantasie Leidenschaften nähren und Laster befördern, niemals zu jener Empfindlichkeit zu jener Gesammtverfassung der Centralorgane des Nervensystems Veranlassung geben, deren Folge das Wuchern von Leidenschaften ist. Bei schlechter Erziehung, bei dem Lesen gefährlicher Romane, in Gesellschaft von Lästerzungen und sittenlosen Geschöpfen, wird die Phantasie systematisch erhitzt, verunreinigt, verderbt und überwiegend entwickelt, somit jene Harmonie unmöglich gemacht, deren Walten das Feuer der Leidenschaften dämpft und böse Keime erstickt.

§. 222.

„Die Einbildung", sagt J. B. F. Descuret[172]), „beschränkt sich nicht wie das Gedächtniss darauf, ein Verzeichniss der empfangenen Eindrücke zu führen, sondern reproducirt dieselben, sie färbend, bis in das Unendliche combinirend; ist die Entwickelung der Phantasie nur irgendwie ausser Verhältniss mit jener der anderen intellectuellen Fähigkeiten, so täuscht uns die Einbildung über den wirklichen Werth der Gegenstände, verfälscht unser Urtheil, bringt unseren Geist in das Schwanken,

und, durch inhaltslose Besorgnisse oder Hoffnungen uns betrügend, treibt sie uns zu den unvernünftigsten Handlungen".

„Es kann die Einbildung", entwickelt Descuret weiter, „eine Unzahl von Krankheiten und selbst den Tod erwirken".

Unabsehbar ist der Schaden, der aus schlechter Pflege der Phantasie für das ganze Leben des weiblichen Geschlechtes sich ergibt. In der That ist die Zahl der Krankheiten, zu deren Entstehung solche verdorbene Phantasie Anlass gibt, oder deren Entwickelung durch dieses Moment gefördert wird, eine äusserst beträchtliche. Vorzüglich wird dasjenige Uebel, welches man Nervosität nennt und welches zu einer der grössten Qualen der gesitteten Menschheit geworden ist, hierdurch auf das Mächtigste genährt.

Aber nicht nur die Nervosität in ihren tausend verschiedenen Formen, sondern auch manche andere Uebel mit weit handgreiflicherer materieller Unterlage finden in der malträtirten Phantasie das ergiebigste Nahrungsmagazin; ich erinnere an die vielen Leiden der inneren weiblichen Fortpflanzungsorgane, die für das betreffende Individuum und dessen Umgebung oft genug verhängnissvoll werden.

§. 223.

Verbrecherische und lasterhafte Frauen kranken an entarteter Phantasie. Wenn ein Weib auf Abwege gerathen soll, muss das natürliche Verhältniss der Einbildung zu den anderen Thätigkeiten des Gehirnes verschoben sein; der Werth der Dinge muss demzufolge falsch beurtheilt werden und die Proportion zwischen Verstand und Gefühl muss durch die Erkrankung der Phantasie mehr oder minder grosse Störung erleiden. Ohne solche Verschiebung und Störung können Verbrechen sogut wie Laster gar nicht zu Stande kommen; wo auf solche Verschiebung hingearbeitet wird, wird auf Verbrechen oder Laster hingearbeitet.

J. J. Virey [173]) bezeichnet die Einbildung des Mannes als eine schöpferische, jene des Weibes als eine nachahmende. — Es wird begreiflich, dass dort, wo die Phantasie den Charakter

der nachahmenden bekundet und mit dem Gefühle in der innigsten Beziehung steht, wie bei dem weiblichen Geschlechte dies der Fall ist, jede Corruption der Einbildung auch Verderbniss der Sitten zur Folge haben müsse. Die schöpferische Einbildung des Mannes, ihrer Natur nach mehr mit dem Verstande zusammenhängend, ist weniger leicht der Verderbniss unterworfen, und diese letztere, wenn einmal wirklich erfolgt, zieht den Mann minder schnell, als die Frau, in den Pfuhl von Verbrechen und Lastern.

Der Wille.

§. 224.

Die Frauen haben mehr Eigensinn, als Willen, und jene Qualität, welche man den freien Willen nennt, kommt (soweit von derselben überhaupt die Rede sein kann) bei den Männern in grösserem Maasse in Betrachtung, als bei den Frauen. Der Wille des Mannes ruht vorzugsweise auf der Unterlage des Verstandes, jener der Frauen vorzugsweise auf der Einbildung; daher überall unter normalen Verhältnissen dem Manne die Entscheidung in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen zusteht. Also nicht Anmassung, sondern die Organisation gibt dem Manne und der Frau ihre betreffende Stellung in Familie und Staat, und Frauenemancipation ist auch von diesem Gesichtspunkte aus als Thorheit zu erachten.

Bei beiden Geschlechtern erfordert der Wille ganz besondere Pflege, bei Frauen aber mehr Geschicklichkeit, als Kraft des Erziehers. Wenn falsche Leitung den Willen des Mannes der Gewaltthätigkeit dienstbar macht, so wird unter solchen Verhältnissen der Wille der Frau in das Fahrwasser des Eigensinnes und der Halsstarrigkeit gerathen.

§. 225.

Henry Maudsley[174]) macht einige Bemerkungen über den Willen, die uns gestatten, die Angelegenheiten des Willens der Frauen aus höheren Gesichtspunkten zu erfassen. „Zu einer

möglichst vollkommenen Willensthätigkeit gehören nothwendig zwei Bedingungen: für das Erste eine ungehinderte Ideenassociation, so dass die Vorstellungen leicht einander gegenseitig hervorrufen und vollständige Ueberlegung erfolgen kann; und zweitens ein starkes Ich oder ein fester Charakter, der zwischen sich widerstreitenden Vorstellungen und Begehrungen entscheiden kann".

„Ein starker oder wohl entwickelter Charakter", sagt Maudsley ferner, „wie er zu einem gut ausgebildeten Wollen erforderlich ist, ist das Resultat einer auf eine gut constituirte originäre Natur angewandten guten Erziehung; und der Charakter ist nicht direct durch das Wollen bestimmt, sondern bestimmt in jedem einzelnen Acte direct den Willen. Der Wille wirkt auf den Charakter, oder afficirt das Ich auf indirectem Wege, indem er die Verhältnisse bestimmt, die jenes in der Folge allmälig modificiren".

„Zur freien Action des Willens", bemerkt Maudsley endlich, „ist... ungehinderte Ideenassociation erforderlich, damit das zur Bildung eines gesunden Urtheils nöthige Material nutzbar gemacht werden kann". „Ein mit Affect verbundenes Vorstellen, insoferne es in unabhängiger Reaction direct nach Aussen sich zu kehren strebt, schwächt den Willen. Bei dem Kinde, wo noch nicht viele Vorstellungen sich gebildet und deren vielfältige Associationen sich befestigt haben,... kehren die erregten Affecte ihre Energie in unmittelbarer Reaction nach Aussen; und wenn bei dem gebildeten Erwachsenen aus irgend welchen Ursachen eine Unbeständigkeit der nervösen Elemente besteht, oder die Spannkraft der Affecte oder Leidenschaften übermässig gross wird, so wird auch hier, trotz des Willens, directe Reaction nach Aussen stattfinden".

Was folgern wir hieraus für die Naturlehre des Willens bei dem weiblichen Geschlechte?

§. 226.

Die Association der Ideen erfährt bei der Frau weit mehr Hinderung, als bei dem Manne, und zwar wegen der grossen Thätigkeit der Fortpflanzungsorgane und wegen des vorherr-

schenden Gefühlslebens. Aus diesem Grunde kommen höhere Grade vollkommener Willensthätigkeit bei den Vertreterinnen des schönen Geschlechtes äusserst selten vor.

Jene Festigkeit des Charakters, welche zwischen einander widerstreitenden Vorstellungen und Begehrungen entscheiden kann, gehört bei den Frauen aus denselben Gründen zu den seltenen Ausnahmen. Daraus ergibt sich, dass überall dort, wo eiserne Beschaffenheit des Willens erfordert wird, das Frauenzimmer nicht an seinem Platze ist, und dass die bedingungslose Frauenemancipation sich selbst auf den Kopf stellt.

Starker Charakter, die Voraussetzung kräftigen Willens, ermöglicht sich weit mehr in der männlichen, als in der weiblichen Organisation. Weil der Charakter der Frau im Allgemeinen weicher und zarter ist, darum wird auch durch die Erziehung, welcher Art diese auch sei, der Wille der Frau niemals zu jener Intensität und Dauer gebracht, wie solche den Willen der ausgeprägten Männlichkeit kennzeichnen. Bei ungeeigneter Erziehung wird aus dem Willen des Weibes entweder Eigensinn, oder es kommt Willenlosigkeit zum Vorschein.

Weit mehr, als bei den Männern, ist bei den Frauen das Vorstellen mit Affect verbunden; daher das schöne Geschlecht dem Willen die Basis nicht bietet, die durch geläuterten Verstand und gesunde Beurtheilung der äusseren Dinge gegeben ist.

§. 227.

Der Wille muss bei beiden Geschlechtern gepflegt werden. Mancherlei gediegene Bemerkungen über die Bedingungen kräftigen Willens sind auch von R. Nielsen[174*]) gemacht worden. „Die Lenkung des Wollens, oder der Willensoperationen, mit Hülfe der Erziehung“, sagt Robert Brudenell Carter[175]), „möge man auf zweierlei Art bewerkstelligen: zunächst durch Stärkung des Wesens und Entwickelung der Willenskraft selbst, und weiter durch Bestimmung der Richtung, nach welcher diese Kraft in Thätigkeit gesetzt werden soll. In Betreff des Ersteren sei man eingedenk, dass wir in einem energischen Willen die unmittelbare Veranlassung der Beharrlichkeit erkennen, und dass, wie hieraus hervorgeht, um einen Zustand von Beharrlichkeit zu

erzeugen, sei es im Denken oder im Arbeiten, die Fähigkeit entwickelt werden müsse, auf welche solch' gute Gewohnheit sich gründet. Zu diesem Behufe sollen demnach die Bemühungen des Lehrers hierauf gerichtet sein, und das Kind soll angeeifert werden bei seinen verschiedenen Unternehmungen, mögen diese Studium oder Spiel sein, und zwar nicht so sehr durch Vorschrift und Befehl, als vielmehr durch mittelbare Unterstützung, besonders dann, wenn seine Energie, sein Interesse zu sinken scheint". So Carter.

Bei Stärkung der Willenskraft selbst macht dem weiblichen Geschlechte gegenüber ganz besondere Vorsicht sich nöthig, und zugleich wird es im Interesse des moralischen Wohlbefindens und des häuslichen Friedens nöthig, hier eine bestimmte Grenze zu setzen; denn ein seine natürlichen Schranken überragender Wille bei der Frau hebt die Möglichkeit innerer Harmonie auf und kann die Eintracht des Familienlebens auf das Beträchtlichste stören.

Frauen ganz ohne Willen sind, ohne vorzügliche Leitung, traurige Statisten im Theater des täglichen Lebens, erfreuen sich nicht der wahren Harmonie ihres psychischen Daseins, und stören den Frieden des Hauses nur durch ihre Schlaffheit, Unfähigkeit, Gleichgültigkeit.

§. 228.

Wenn wir die Frauen der Gegenwart überblicken, finden wir, dass meistens die Erziehung grosse Fehler in Bezug auf die Pflege des Willens sich zu Schulden kommen liess; denn es tritt in seltenen Fällen nur wohl geregelter, normaler Wille, dagegen überwiegend entweder in Eigen- und Starrsinn übergegangener oder gänzlich unausgeprägter Wille uns entgegen. Stände es auch mit dem Wollen bei den Frauen normaler, so könnte unmöglich folgender Ausspruch von Karl Heinzen[176]) eine Urkunde der Wahrheit sein: „Die Frauen im Allgemeinen machen sich zu Sklavinnen der Mode, kleben am Tand und begeistern sich für tausend Nichtigkeiten. Um den Frauen im Allgemeinen zu gefallen, muss man ein Mann ohne Geist und Herz sein"; und auch folgende Worte von Heinzen könnten

alsdann nur für Lüge und Verläumdung gelten: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sklavische Fügsamkeit, ja der cultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt, und auch für die abscheulichste Verunstaltung sich begeistert, die ihm von Paris aus oder anderswoher dictirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, Unselbständigkeit und kindischen Gesinnung, welche in der That an Kinder oder Wilde erinnert, und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ernsten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohls eine Stimme abzugeben". — Leider ist dies die reinste Wahrheit und der schlagendste Beweis für die Nichtentwickelung oder die Ausartung des Willens bei den meisten Frauen innerhalb der gesitteten Barbarei.

Wäre die Erziehung des weiblichen Geschlechtes bereits so weit vervollkommnet, dass die Normalgestaltung des Willens darin einen gewichtigen Theil ausmachte, so könnte man den ganzen Unsinn der Frauenemancipation als überwunden betrachten, und andererseits auch die Herrschaft der Mode als eine Thatsache der Vergangenheit auffassen. Alles Puppen- und Affenthum bei den Frauen, alle Sucht nach Ueberschreitung der Schranken des Geschlechtes, nach Stellung im Staate u. s. w. entspringt aus unentwickeltem, oder aus falsch geleitetem Willen. Das beste Recept gegen alles Dumme, Lächerliche und Gemeinschädliche ist — gute Erziehung.

§. 229.

Die Frage der Zurechnungsfähigkeit bei dem weiblichen Geschlechte könnte eigentlich mit wenigen Worten entschieden werden: wenn überhaupt von der Möglichkeit der Zurechnung die Rede ist, so kann das Weib weniger für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden, als der Mann; denn das Weib ist weniger verständig, weniger willenskräftig, mehr mit Einbildung und Gefühl thätig, von den Vorgängen des Geschlechtssystems in überwiegendem Grade abhängig, sinnlicher und dem Wesen des Kindes näher. Während gewisser Zustände, insbesondere während der Schwangerschaft, ist die Mög-

lichkeit der Zurechnung bei der Frau noch viel kleiner, manchmal für längere oder kürzere Zeit gleich Null. Je schlechter Erziehung und Lebensverhältnisse, je schwankender die Gesundheit und je elender die Unterrichtung, desto weniger kann insbesondere das schwangere Weib zur Verantwortung für die begangenen Handlungen gezogen werden.

Wir wollen in einigen der folgenden Zeilen den Umfang der Willensfreiheit überhaupt zu ermessen suchen und aus den Ergebnissen Schlüsse ziehen in Betreff der Zurechnungsfähigkeit der Frauen.

§. 230.

Moritz Wilhelm Drobisch [177]) widmet der sogenannten Willkür unter Anderem folgende Betrachtungen: „Die Willkür sagt nicht: ich kann wollen was ich will; sondern: ich kann wollen was mir beliebt. In diesem Belieben gibt sich unzweifelhaft eine Abhängigkeit des Wollens von Anderem kund, was nicht mehr Wollen ist. Die Willkür schüttelt zwar jede Gebundenheit an eine jede feste Regel oder Gesetz ab, jede Abhängigkeit von vernünftigen Gründen, von überwiegendem Werth oder Unwerth der Objecte der Wahl; aber sie folgt entweder den Eingebungen der subjectiven Lust und Laune des Augenblicks und ist dann vom zufälligen Zusammentreffen bedingender Umstände abhängig, oder sie wählt selbst Das, was ihr weder objectiven Werth zu besitzen scheint, noch subjectiv materiell angenehm ist, — blos um zu zeigen, dass ihr Wille an nichts gebunden sei. Aber gerade dann wird der Wille durch diesen Beweggrund bestimmt. Die willkürlichen Entschliessungen eines eigensinnigen Despoten sind allerdings zum Theile das Werk des Zufalls, der im nicht voraus zu berechnenden Zusammentreffen von Umständen besteht, die ihn in gute oder übele Laune versetzen; zum Theile können sie aber auch die Folge eines Grundsatzes sein, nämlich dieses: stets so zu wollen, dass sein Entschluss sich jeder Vorherbestimmung entzieht. Er wird sich deshalb sogar hüten, immer das Gegentheil von Dem zu wollen, was ihm gerathen oder von ihm gefürchtet wird; denn er würde sich dann eine feste Regel auflegen. Indem er aber jenen Grund-

satz befolgt, um seine absolute Willensfreiheit zu zeigen, macht er sein Wollen doch von einer Regel abhängig, und es ist nur die Lust an der vermeintlichen Ungebundenheit seines Willens, die ihm diese Regel wider seinen Willen aufdrängt".

„Das Resultat dieser Eröterungen", entwickelt Drobisch weiter, „ist nun allerdings: es gibt keinen sich selbst genugsamen, von allen ausser ihm liegenden Bedingungen unabhängigen und abgelösten, es gibt keinen absolut freien Willen".

Wenn es nur einen relativ freien Willen gibt, so kann die Zurechnung auch im höchsten Falle nur eine bedingungsweise sein, und wird bei Frauen um so relativer sich nehmen lassen, je mehr äussere und innere Veranlassungen dem schon ohnehin sehr eingeschränkten Willen Boden entziehen.

Was dem Menschen überhaupt, der Frau insbesondere beliebt, hängt von der Bestimmung des den Willen producirenden Gehirnorganes durch die Verhältnisse des Stoffwechsels u. s. w. und durch die äusseren Einflüsse ab. Das Belieben ist also nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck der jeweiligen Verfassung des bezeichneten Gehirnorganes und seiner augenblicklichen Beziehungen zu den anderen Gehirntheilen. Da nun bei Frauen das Organ des Willens minder hervortretend ist, somit leichter durch ausser ihm gelegene Momente überwältigt wird, die Handlungen also noch automatischer sich vollziehen, als bei den Männern, darum ist die Fähigkeit der Zurechnung bei dem weiblichen Geschlechte auf dem Standpunkte der Kleinheit.

§. 231.

Je grösser die Unwissenheit, die Vorurtheile, die Unbarmherzigkeit, mit einem Worte: die Bestialität, desto höher steht die Zurechnung, die Verantwortung für Begangenes und Nichtbegangenes im Werthe. Mit der Zunahme des Wissens und der Barmherzigkeit, mit dem Schwinden elender Vorurtheile, verringert jederzeit sich die Verantwortung, in Folge dessen die Härte und Zahl der Bestrafungen.

„Jeder Mensch", sagt J. C. Fischer[178]), „trägt die Schuld und Verantwortlichkeit für seine Handlungen; er trägt ja auch die lebenslange Busse für körperliche Gebrechen, die er mit auf

die Welt gebracht; er trägt die Folgen des Eindrucks seiner äusseren Erscheinung, die doch Naturerscheinung ist, des Vertrauens oder Misstrauens, der Liebe oder Abneigung, welche diese Erscheinung einflösst. Verantwortlich bleiben wir für Dinge, die, nach aufmerksamer Prüfung, jeder Vernünftige für die durchaus nothwendigen Folgen unberechenbarer Ursachen erklären müsste. Wo irgend etwas von nachtheiliger Wirkung eintritt, wozu wir auch nur in der allerentferntesten Berührung standen, da sind wir schnell verantwortlich. Es gleitet z. B. Jemand aus, fällt und beschädigt in seinem Falle fremdes Gut: der Unglückliche ist für den Schaden verantwortlich. Ein schlechtes Gedächtniss ist eine Verkürzung von Seite der Natur: und doch macht man uns verantwortlich für ein Vergessen. Der Arme im Geiste hat ebenfalls alle Ursache, sich über stiefmütterliche Behandlung von Seite der gemeinsamen Mutter Natur zu beklagen; die Dummheit ist Naturerscheinung, und doch ist der damit Heimgesuchte verantwortlich, wenn er in Ausübung seiner Pflichten, seines Berufes nicht mehr Verstand gezeigt, als ihm zu Gebote stand. Und auch der Verbrecher dieser Art wird bestraft".

„Man sieht", fährt Fischer fort, „wenn man den Kreis dessen, was der Verantwortlichkeit verfällt, erweitert, so hat man nicht zu fürchten, Unzusammengehöriges zu vermengen. Dort wie hier ist gleich viel oder gleich wenig Schuld und Verantwortlichkeit. Und trägt nicht der Arme das Bleigewicht seiner Geburt als ewige Busse für ein unverschuldetes Uebel, aus dem sich nur Derjenige befreit, der, im Besitze hervorragender geistiger Gaben, sich aus den Tiefen des gesellschaftlichen Lebens an die Oberfläche desselben emporarbeiten kann? Die Fesseln einer niederen Geburt schleppen wir durch das ganze Leben und an ihrem Klirren zerschellt oft die unerhörteste Anstrengung eines ganzen Menschenalters".

Wir sehen, die Verantwortung, welche dem armen Zweihänder für Nichtverschuldetes und scheinbar Verschuldetes auferlegt wird, ist eine ungeheuere und wird auf beide Geschlechter gleichmässig bezogen. Diese Thatsache beweist auf das Deutlichste, in welchem maasslosen Zustande von Bestialität die

civilisirte Menschheit im Allgemeinen noch sich befindet; denn ist es schon höchst kannibalisch, Handlungen, welche die ganze Gesellschaft bei dem Einzelnen veranlasste, an Leib und Leben zu bestrafen, anstatt zu verhüten: wie viel grausamer und thierischer ist es nicht, den Mitbruder für absolut Nichtverschuldetes zur Verantwortung zu ziehen, zu bestrafen!

§. 232.

Das scheinbar Verschuldete wird vom Gesetze aus bei dem Manne, von der privaten Gesellschaft aus bei dem Weibe härter bestraft; für das absolut Unverschuldete muss die Frau stets härter büssen, als der Mann, obgleich die private Gesellschaft mit diesem letzteren häufig genug sehr strenge rechtet.

Wenn wir die Ursache dieser ganzen Thorheit erforschen, finden wir, dass anstatt der Wahrheit der trügende Schein das Urtheil der gebildeten und nichtgebildeten Erdensöhne bestimmt, dass die geistige Impotenz dieser letzteren den Leidenschaften gestattet, heiss zu werden und aufzuwallen beim Anblicke der Erscheinung, und sofort das Phänomen zu verfolgen.

Die Unvernünftigsten bestrafen und verfolgen am heftigsten, fordern das grösste Maass von Verantwortung für nicht begangene Verbrechen und Vergehen, und lästern das Weib, wenn es nicht schön, nicht gesund, nicht geistreich, nicht gewandt, nicht wohlhabend, nicht von alter Familie ist. Und die Frau muss am meisten herhalten, weil sie der schwächere Theil ist, und weil Dummheit und Feigheit den Charakter des urtheilenden und Verantwortung fordernden grossen Haufens ausmachen.

Der Instinct.

§. 233.

Man schreibt den Frauen mehr die Fähigkeit des instinctiven, den Männern mehr die Fähigkeit des bewussten Handelns zu. Die Frau fühlt mehr, dass eine Sache so oder anders sei, und der Mann weiss es mehr; die Frau handelt meistens auf dieses

sogenannte Gefühl, der Mann meistens auf das sogenannte Wissen hin.

Die Frau fasst leicht auf, fasst alle Einzelnheiten auf, und bietet damit dem unbewussten Denken reichlichst Stoff. Bei dem Weibe kommt dem Gehirne ein geringeres, dem Rückenmarke und den Nerven ein grösseres (wenn ich so sagen soll) Atomgewicht zu, als bei dem Manne.

Wenn wir an diesen beiden Thatsachen festhalten, so nähern wir uns der Erkenntniss der Ursache, aus welcher Frauen mehr instinctiv handeln, mehr unbewusst denken.

Das Organ des unbewussten Denkens ist das Rückenmark. P. Jessen[179]) sagt von diesem Gebilde unter Anderem: „Es ist das Organ des unbewussten Seelenlebens, des unbewussten Denkens und Fühlens. Es vermittelt den Zusammenhang des bewussten und selbstbewussten Seelenlebens, sowohl mit dem eigenen Körper, als mit der Aussenwelt; es führt Sinneswahrnehmungen und Gefühle dem Bewusstsein zu, und vermittelt die Ausführung der Begierden und des bewussten Wollens. In seinen Nervenzellen entspringen alle unbewussten Gedanken und Gefühle, in ihnen vollziehen sich die centralen Uebergänge der Empfindungen und Bewegungen (Reflexbewegungen), von ihnen gehen alle Körperbewegungen aus; es ist der Träger des unmittelbaren Wissens, des Gemeingefühles und des Instinctes". „Das obere, in der Schädelhöhle belegene Ende des Rückenmarkes vermittelt nicht nur den Zusammenhang desselben mit dem Gehirne, sondern enthält auch in seinen Ganglien die Centralpunkte der unbewussten Seelenthätigkeit".

Bei der Frau geht die Combination der Eindrücke, welche die verschiedenen Gegenstände der äusseren Welt im Organe des unbewussten Denkens verursachten, rasch von Statten und veranlasst auch schnell den Vollzug von Handlungen. Kein Weib wird der Beweggründe der Thaten ganz sich bewusst; es vollzieht schon, und häufig sehr correct (so lange die Actionen einen gewissen Kreis nicht verlassen), bevor die Resultate des unbewussten Denkens und Fühlens in genügender Weise das Organ des Bewusstsein beeinflussten.

§. 234.

Herbert Spencer[180]) erklärt den Instinct als eine zusammengesetzte Reflexaction, und nimmt an, es sei der Instinct in seinen höheren Formen von einem rudimentären Bewusstsein begleitet. —

Man kann immerhin das unbewusste Denken und Fühlen, den Instinct, zum Theile als zusammengesetzte Reflexaction bezeichnen. Dass diese Thätigkeit aber bei den höher organisirten Wesen mit eigentlichem Bewusstsein einhergehe, ist schwer anzunehmen; wohl aber darf man dafürhalten, es werde das Bewusstsein rege, wenn das unbewusste Denken und Fühlen in Handeln sich umsetzt. Alsdann wird die Handlung das unter theilweiser oder völliger Mitwirkung des Bewusstseins Vollzogene; aber die Beweggründe sind das grossentheils oder gänzlich Unbewusste, und bei Frauen mehr unbewusst, als bei Männern, mehr wie man sagt instinctiv. Also kommt Dasjenige, welches man Instinct nennt, dem Weibe in grösserem Maasse zu.

Die Sprache.

§. 235.

Jedes der beiden Geschlechter spricht anders; zwar sprechen beide dieselben Worte, aber ein jedes gibt durch diese Worte seinen Gedanken nnd Gefühlen in anderer Weise Ausdruck. In manchen Sprachen wird durch die Rede selbst der Geschlechtsunterschied bezeichnet; so erkennt man z. B. in den slavischen Sprachen an der Form der Zeitwörter, ob eine Frau oder ein Mann redet.

Bei den meisten Menschen ist die Sprache der Ausdruck der Gesammtverfassung, also der Constitution, des Temperaments, der Geistesbildung, der Gemüthsbeschaffenheit, u. s. w. Weil das Weib mehr fühlt als denkt, im Verhältnisse mehr mit der Phantasie als mit dem eigentlichen Intellecte thätig ist, bekundet auch die Sprache eine diesen Eigenschaften gemässe

Qualität, und es ist der Frau jede Sprache sympathisch, welche vorwiegend auf Gefühl und Einbildung wirkt.

§. 236.

Wegen des Vorwiegens von Einbildung und Gefühl in dem Wesen der Frau, ist auch deren Sprache mehr mit Gesticulationen verbunden.

Edward B. Tylor[181]) bemerkt unter Anderem: „Im gewöhnlichen Verkehr der Menschen pflegt in der Regel Geberdenspiel die Sprache zu begleiten, indem die Hände, der Kopf und der ganze Körper die gesprochenen Worte unterstützen und erläutern. Soweit wir darüber urtheilen können, sind die sichtbaren Geberden und das hörbare Wort seit ältester Zeit in der Geschichte unseres Geschlechts in Verbindung gebraucht worden. Es scheint jedoch, dass die Geberde in dem täglichen Verkehr niederer Rassen eine weit wichtigere Stellung einnimmt, als wir sie erfüllen zu sehen gewohnt sind, eine Stellung, die sogar noch auf das Gebiet, welches die articulirte Sprache bei uns innehat, hinübergreift".

Wir sehen überall, dass mit Abnahme der ursprünglichen Wildheit, mit Zunahme der Geistesbildung und der Herrschaft des Menschen über sich selbst, die Geberden beim Sprechen sich vermindern. Die gebildetsten Schichten der höchst gesitteten Nationen beschränken die Muskelbewegungen während des Sprechens auf das Spiel der Gesichtsmuskel, ja, sie vermögen auch dieses unter die Herrschaft des Willens zu setzen, so lange sie nicht von irgend einer Tarantel gestochen werden.

Einerlei, an welcher Volksschichte wir auch unsere Studien machen mögen, so viel ist gewiss, dass bei den Frauen Geberden und Mienenspiel die Sprache in höherem Grade begleiten, als bei den Männern. In Unterdrückung der Geberden und zu Beschränkung des Mienenspiels gehört ein kräftiger Wille, erwachsen auf dem Boden eines von Leidenschaften und Gefühlen möglichst wenig beeinflussten Verstandes. Solch' ausgeprägten Willen pflegt man bei dem weiblichen Geschlechte nicht anzutreffen; daher die Sprache mehr von Gesticulationen begleitet.

§. 237.

Die Rede der Frauen dreht immer sich um das Angenehme und Nützliche, um das Unmittelbare und den Erfolg. Jedermann, der seine Sprache diesen Aeusserlichkeiten gemäss gestaltet, hat bei den Weibern gewonnen. Die Sprache der Frauen hat mit den Sinnen es zu thun; sie gleicht in dieser Beziehung der Sprache der Kinder. Gleich der letzteren bedient sie sich häufig der Verkleinerungen, und sucht selbst in Skandinavien, wo Diminutiva gar nicht vorhanden sind, solche durch Umschreibung herzustellen.

Auch in Bezug auf die Quantität ist ein grosser Unterschied in der Sprache der beiden Geschlechter; Frauenzimmer machen ungleich mehr Worte, als Männer, und gebrauchen zu einfachen Beschreibungen einen Haufen von Bezeichnungen und Redensarten, und dies Alles um so mehr, je ausgesprochener halbgebildet, incorrect erzogen, oder nervös sie sind. Die Weiber gemeinen Schlages lassen von Maulreissern und Zungendreschern am leichtesten sich einnehmen, halten derartige unsolide Subjecte und plärrende Dummköpfe für grosse Geister, und sehen auf jeden philosophischen Kopf mit der grössten Geringschätzung herab.

Alle wohl erzogenen, fein gebildeten, halbwegs gesunden, einigermaassen denkenden und tiefer fühlenden Frauen sprechen relativ wenig, und was sie sagen, hat beziehungsweise viel Gewicht. Die Schweigsamkeit dieser Auserlesenen hat mit der Schweigsamkeit der apathisch dummen Weiber nicht einmal ganz das Aeussere der Erscheinung gemein.

§. 238.

Je pöbelhafter ein Weib, desto weniger liebt es die Schriftsprache, desto mehr gibt es dem Dialecte den Vorzug. Wenn die Feinheit der Sprache ein Vorzug ist*), so ist das weibliche Geschlecht in allen höher gebildeten Gesellschaftsklassen wenigstens äusserlich bevorzugt. Man kann nicht sagen, dass cor-

*) und das ist sie ohne Frage

rectes Denken und edles Fühlen ausschliesslich an die Schriftsprache sich knüpfen; aber es lässt sich annehmen, dass eigentlich pöbelhafte Sprechweise auch plebejischem Charakter gemäss sei.

Gemein angelegte Frauenzimmer suchen etwas Besonderes darin, zu der Zeit, wo nach ihren dumm-groben Begriffen „alle Poësie zu Ende ist", das heisst: wo sie als Mütter mehrerer Kinder inmitten eines grösseren Hauswesens stehen, möglichst schlechten Dialect zu sprechen, die Formen der Rede auf das Grausamste zu verunzieren, und zu beweisen, dass sie das Lexikon der Schimpfwörter sorgfältig studirt.

Zu welcher Volksklasse eine Frau gehört, kann man ohne Weiteres aus der Sprache erkennen, ganz in derselben Weise, wie man aus dem Dialecte auf Heimath und Bildung eines Menschen schliesst. Jede Volksklasse hat einen anderen geistigen Gesichtskreis, bei einer jeden stehen Denken und Fühlen in anderer Proportion; daher spricht jede Volksklasse anders und reden die Frauen in jeder Schichte anders.

§. 239.

Charles de Brosses[182]) citirt den folgenden Ausspruch eines ungenannten französischen Schriftstellers vom Jahre 1761. „Die wilden Menschen", bemerkt dieser Autor, „deren Seele, um es so zu sagen, ganz äusserlich ist, werden nur durch physische Gegenstände erschüttert; die Einbildung solcher Wilden ist stets durch die grossen Bilder der Natur in Anspruch genommen; Menschen, deren Leidenschaften weder durch die Erziehung gemässigt sind, noch durch die Gesetze, müssen ihr ganzes Ungestüm und ihre ganze ursprüngliche Kraft bewahren; Menschen, deren Geist kaum mit abstracten Ideen und ihrer Entwickelung zu thun hat, und genöthigt ist, materieller Bilder zum Ausdrucke der Gedanken sich zu bedienen, solche Wesen scheinen mehr geeignet zu sein, die Sprache der Einbildung und der Leidenschaften zu reden. Bei uns dagegen macht die Seele, indem sie in sich selbst sich zurückzieht, in gewisser Weise von den äusseren Gegenständen sich los. Die Gewohnheit der Reflexion

und des Denkens stumpft die Reizempfänglichkeit der Einbildung ab und mässigt die Thätigkeit der Leidenschaften: der Geist wird ernster und ergeht sich weniger in einer unbestimmten und schwankenden Breite. Die Sprache nimmt mehr Bestimmtheit an und zugleich mehr Schüchternheit". — Wenden wir dies auf die Sprache des Weibes an.

Denken und Reflexion greifen bei den Frauen ungleich weniger tief, als bei den Männern, beeinträchtigen somit weit weniger die Einbildung und die Leidenschaften. Das weibliche Geschlecht steht in dieser Beziehung den wilden Völkern näher; daher hat auch die Sprache der Frau mehr oder weniger Unmittelbares, Concretes, ist mehr oder weniger Ausdruck von Einbildung und Leidenschaften, und im Allgemeinen schwankender und minder bestimmt.

Die ganze Unterrichtung und Erziehung des männlichen Geschlechts kann in grösserem Maasse als eine verhältnissmässig intensive Gymnastik des Denkorgans gelten, wogegen Unterrichtung und Erziehung des weiblichen Geschlechts, auch wenn dieselbe noch so hoch hinaufgeschraubt wird, eine solche Bezeichnung nicht zulässt, da sie nicht vermag, die Natur der Frau umzuändern. Dieses festgehalten, erklärt es sich leicht, warum selbst die höchst gebildeten und angeblich emancipirten Frauenzimmer keine Vernunft-, sondern eine Einbildungs- und Gefühlssprache reden, sowohl dem Wesen, als auch der Form nach.

§. 240.

Die Sprache fein gebildeter und gemüthlicher Frauen ist das beste Erweichungs- und Veredelungsmittel für die beziehungsweise harte Sprache des abstracten Denkens, das Erwärmungsmittel für die kalte Sprache der Reflexion und des Einmaleins. Alle gefälligen und feinen Formen in der Sprache der höheren Gesellschaft haben von den Frauen den Ursprung genommen, und den Frauen ist es zu danken, mittelbar oder unmittelbar, dass die Worte nicht allein vom Kopfe, sondern auch vom Herzen kommen, und dass des Verstandes Rede nicht selten auch schöne Formen anzunehmen weiss.

Es darf der Einfluss der Frauen auf die Sprache der Bildung

ein gewisses Maass nicht überschreiten, wenn nicht das Wesen der Sprache sich verflachen, der Kern derselben an Gewicht verlieren und die Schale, die Form, überwiegend sich entwickeln soll. Der allzu unumschränkte Einfluss der Frauen auf die Sprache opfert deren inneren Gehalt der Form, bricht deren Kraft und macht dem Ohre sie gefällig; die Weiberherrschaft auf dem staatlichen und gesellschaftlichen Gebiete hat die Herrschaft der Phraseologie auf dem sprachlichen Gebiete zur Folge.

§. 241.

Kinder weiblichen Geschlechtes pflegen früher und geläufiger zu sprechen, als Kinder männlichen Geschlechtes; die Entwickelung des weiblichen Körpers vollzieht sich rascher, als jene des männlichen, und in Folge dessen ist das kleine Mädchen früher zungenfertig, als der Knabe. Diese Zungenfertigkeit erhält sich durch das ganze Leben und nimmt im Laufe der Jahre immer mehr zu, wogegen bei dem Manne, wenn Alles regelrecht verläuft, mit den Jahren die Schweigsamkeit wächst. Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen darin, dass das Weib rascher sich entwickelt, als der Mann, und dass im Laufe des Lebens die jedem Geschlechte eigenthümliche Geistesrichtung immer mehr zur Geltung kommt: bei dem Manne legt sich der Schwerpunkt der Entwickelung in die dem Verstande, bei dem Weibe in die der Einbildung vorstehenden Gehirnorgane. Wo die Phantasie überwiegt und das Gefühl beweglich, lebhaft ist, dort wird viel gesprochen; wo Willen und Verstand vorherrschen, und besonders wo Vernunft waltet, dort wird wenig gesprochen.

Es besteht ein gewisses Verhältniss zwischen Sprechen und Handeln: Individuen, welche weniger sprechen, handeln mehr, und umgekehrt. Das weibliche Geschlecht ist mehr zum Sprechen angelegt, als zum Handeln. Vorkämpfer der Frauenemancipation lassen diese Thatsache ganz ausser Acht, vergessen ganz, dass Vielsprechen von Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit in allen höheren Geistesfunctionen Zeugenschaft gibt, und dass bei den Vertreterinnen des schönen Geschlechts eben die höheren Verrichtungen der Intelligenz auch mit aller Gewalt nicht so weit potenzirt werden, wie es erforderlich wäre, um dem Denken

und Handeln das Uebergewicht über das Fühlen und Sprechen zu sichern.

§. 242.

„Zu allen Zeiten“, sagt Ernest Renan[183]), „erschien die wunderbare Uebereinstimmung der Psychologie mit der Sprachkunde; wir sind also berechtigt, die Sprachen als aufeinander folgende Formen zu betrachten, welche der menschliche Geist zu den verschiedenen Zeiten seines Daseins annahm, als das Resultat der in dem gegebenen Augenblicke und unter den obwaltenden Umständen wirkenden menschlichen Kräfte. Die nicht minder vollkommene Harmonie der Sprachen und der Klimate bekräftigt diese Auffassung“.

„Der Geist eines jeden Volkes“, bemerkt Renan weiter, „und die Sprache desselben, sie stehen im engsten Zusammenhange: der Geist macht die Sprache, und die Sprache ihrerseits setzt dem Geiste Formel und Grenze“.

Die Sprache der Frauen ist das getreue Spiegelbild ihres Geistes und Gemüthes; wir können diese beiden ebensowohl aus der Sprache der Kaiserin wie aus jener der Bettlerin erschliessen: bei dem Weibe treten Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit ungleich weniger verhüllt aus der Sprache hervor, als bei dem schweigsameren und mehr reflectirenden Manne. Selbst wenn eine Frau sich verstellt und über diese und jene Einzelnheiten andere Menschen zu täuschen sucht: im Grossen und Ganzen zeigt ihre Sprache doch vollständig ihr Wesen an.

Geist und Gemüth des Weibes prägen der Sprache weiblichen Charakter auf. Männer, die nur unter dem Einflusse von Frauen aufwuchsen und von männlichen Wesen ferne gehalten wurden, sprechen weibliche Sprache. Umgekehrt nimmt die Sprache von Frauen, welche unter Männern aufwuchsen und weibliche Wesen kaum zu Gesicht bekamen, den männlichen Charakter an.

Die Anwendung der Geisteskräfte.

§. 243.

Um zu erfahren, in welcher Weise die Frauen ihre geistigen

Fähigkeiten anwenden, müssen wir in das Bereich des Alltagslebens und in die Hallen der Kunst und Wissenschaft uns begeben. Der Geist der Frauen wendet auf allen diesen Gebieten hauptsächlich dem Concreten und der Oberfläche sich zu, dem Zeitlichen und dem Nützlichen; er geht dem Abstracten und Tiefen, dem Dauernden und unmittelbaren Nutzen nicht Gewährenden sozusagen instinctiv aus dem Wege. Daher finden wir in den heiligen Hallen der Philosophie kein weibliches Wesen, ob auch hier und da eine Frau an jener trockenen, hornartigen Schale, welche man die Schulphilosophie nennt, zu kauen versuche.

Durch Unterricht allein kann Niemand zum Philosophen werden; mehr als alles Andere, setzt die Weltweisheit eine ganz besondere Formation des Gehirnes voraus, eine Formation, die dem weiblichen Gehirne nicht eigen ist. Kein Frauenzimmer kann so ganz in das Abstracte hinein gerathen, so ganz aus sich selbst heraus treten und einen Standpunkt ausserhalb der Erscheinung gewinnen, somit auch zu wahrer Philosophie nicht sich erheben.

§. 244.

Wenn von einem Einflusse der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft die Rede ist, so liegt dem eine nicht leicht wiegende Wahrheit zu Grunde.

Henry Thomas Buckle[184]) liefert den Nachweis, dass die Frauen durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Geistes, durch ihr deductives Verfahren bei Beurtheilung der Dinge, auf das heranwachsende Menschengeschlecht einwirken, und so auf mittelbarem Wege viel zur Förderung der Wissenschaften beitragen. Doch, hören wir den grossen Geschichtsphilosophen selbst.

„Der Punkt“, sagt Buckle, „den ich zu beweisen versuchen werde, ist der, dass es im Geiste der Frauen ein natürliches, leitendes und wahrscheinlich unzerstörbares Element gibt, welches sie befähigt, nicht etwa wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, sondern den wichtigsten und heilsamsten Einfluss

auf die Methode, durch welche Entdeckungen gemacht werden, auszuüben“.

Weiter bemerkt Buckle von den Frauen: „Ihre Gedankenrichtung, ihre Denkgewohnheiten, ihr Umgang, kurz ihr Einfluss, der sich unmerklich über die ganze Gesellschaft erstreckt und häufig in ihren inneren Bau eingreift, hat mehr als alle anderen Dinge zusammen dazu beigetragen, uns in eine ideelle Welt zu versetzen und vom Staube, in dem wir nur zu geneigt sind, zu kriechen, emporzuheben und jene Keime der Phantasie in uns zu entwickeln, welche selbst der langsamste und gleichgültigste Verstand bis zu einem gewissen Grade besitzt“.

„Die auffallende Thatsache, dass die meisten geistreichen Männer merkwürdige Mütter gehabt und von ihren Müttern weit mehr als von ihren Vätern erlangt haben, diese seltsame und unbestreitbare Thatsache kann durch die von mir niedergelegten Grundsätze am besten erklärt werden“... „Ich glaube vielmehr, dass, in Bezug auf das Verhältniss zwischen Männern von Geist und ihren Müttern, die wirklich wichtigen Ereignisse erst nach der Geburt eintreten, wo die dem einen Geschlechte eigenthümliche Gedankenrichtung auf die dem andern eigenthümliche einwirkt und sie veredelt. Unbewusst, und von einer sehr frühen Zeit her, besteht eine innige und zärtliche Verbindung zwischen dem deductiven Geiste der Mutter und dem inductiven ihres Sohnes. Der Verstand des Knaben, durch die Phantasie der Mutter gemildert und doch gehoben, wird vor der Entartung gerettet, zu welcher der blosse Verstand stets sich neigt; er wird davor geschützt, dass er zu kalt, zu prosaïsch werde, und die verschiedenen Eigenschaften und Functionen des Geistes werden auf diese Weise harmonischer entwickelt, als es sonst thunlich wäre. So geschieht es, dass der vollendete Mann durch das blosse Spiel der Neigungen zur Reife gebracht und vervollständigt wird .... Im späteren Alter entstehen oft andere Beziehungen, durch welche derselbe Vorgang fortgesetzt wird, und, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, finden wir ohne Zweifel, dass die wahrhaft hervorragendsten Männer nicht nur in ihren Neigungen, sondern auch in ihrer Verstandesthätigkeit von Frauen bedeutend beeinflusst

worden sind. Ich will sogar noch einen Schritt weiter gehen und die Behauptung wagen, dass diejenigen, welche einen solchen Einfluss nicht erfahren haben, etwas Unvollständiges und Verstümmeltes verrathen. Wir gewahren selbst an ihrem Geiste eine gewisse Kälte des Tones und suchen vergebens nach jenem glühenden Feuer, jenem ausströmenden und spontanen Wesen, welches mit unserem Begriffe von einem Genius unauflöslich verbunden ist". — Diese Worte Buckle's sind für die Art des Einflusses der Frauen auf die Wissenschaft sehr bezeichnend.

§. 245.

Da erst Mann und Frau zusammengenommen den ganzen und vollen Menschen ausmachen, so wird es schon von vorne herein begreiflich, dass die Geistesthätigkeit der Frau auf jene des Mannes ergänzend wirken müsse, und dass durch den Einfluss einer in ihrer Art bedeutenden Mutter die vorhandenen Anlagen des Knaben sicher und vollkommen geweckt werden, — weil das Wesen des Weibes dem des Kindes näher steht, somit dem Einflusse der Mutter weit mehr Brücken und Pforten bei dem Kinde sich öffnen, als dem Einflusse des dem letzteren weit weniger homogenen und darum auch weniger sympathischen Vaters.

Es bereiten also die Mütter zu einem guten Theile die Förderung und Pflege der Wissenschaften und Künste vor, und beeinflussen Wissenschaft und Kunst mittelbar. Wenn nun auch das Weib selbst zum Betriebe der Wissenschaft nicht geeignet ist, so leistet es doch durch gute Beeinflussung der zukünftigen oder gegenwärtigen Vertreter der Wissenschaft oft Vorzügliches.

Nicht allein als Mutter und Erzieherin, auch als Gattin und Freundin, kann eine wohlgebildete und sehr gediegene Frau die Entwickelung von Wissenschaft und Kunst mittelbar begünstigen. Wir finden in der That überall, wo feingebildete und veredelte Frauen walten, etwas Geniales und Aufstrebendes im ganzen geistigen Leben der Männer, und dort, wo die Frauen nur mit rein-materiellen Dingen sich beschäftigen, in Gesellschaft Strümpfe stricken, nur vom Preise der Butter und von den Untugenden

der Dienstmädchen sich unterhalten, trockene, kalte Thatsachenwissenschaft, unfruchtbare Gelehrsamkeit, Ungenialität, erfrorenen Idealismus, groben Materialismus, pedantisches Gelehrtenthum, Steifigkeit vom verschluckten Ladestocke, den Geist des Bierkellers und das Feuer der Thranlampen.

Selbst unfähig zu Philosophie und tieferer Wissenschaft, nur selten erklimmend der Künste Vorgebirge, üben feingebildete und veredelte Frauen als Mütter, Gattinnen und Freundinnen den gewaltigsten mittelbaren Einfluss auf die Entwickelung aller höheren Interessen aus.

§. 246.

Im Handwerke, insbesondere dem mit künstlerischem Charakter, in der Ausführung von Entwürfen, in der Einzelnarbeit können Frauen Ausserordentliches leisten und zuweilen die Männer überflügeln; aber das eigentliche Schöpferische, das Grosse und Ganze liegt ihnen ferne, dies müssen sie wohl oder übel der männlichen Thatkraft überlassen. Die Frau ist immer die natürliche Freundin und Gehülfin des Mannes, kann aber nicht an dessen Stelle treten, nicht den Regenten und Feldherrn spielen, nicht in Kunst und Handwerk neue Wege bahnen, und auch nicht die alten Richtungen fundamental vervollkommnen; wohl aber wird der weibliche Einfluss den Mann zu dem Allen befähigen helfen und so indirect zu Erhöhung der Vollkommenheit menschlicher Thätigkeiten beitragen.

Im Handwerke macht das Weib mittelbar durch den Einfluss auf den Mann und unmittelbar durch die Arbeit im Einzelnen sich geltend und nicht selten sich unentbehrlich. Wenn bei den Handwerkern Mann und Frau auch so zusammenwirken, dass die letztere lebhaft für die Arbeit des ersteren sich interessirt, so wird hierdurch das Thätigsein des Mannes fruchtbringend und das Handwerk, wenn auch nicht vervollkommnet, doch mit mehr Vielseitigkeit und Interesse betrieben, die Schwierigkeit desselben leicht überwunden. Für den Handwerker ist eine gute Frau der grösste und köstlichste Schatz, und für das Handwerk eine solche das vorzüglichste Förderungsmittel.

Von der Gemüthsverfassung.

§. 247.

Das Gemüth der Frauen kennzeichnet sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche dem Gemüthe des Mannes zwar nicht fremd sind, doch in ganz verschiedenem Grade zukommen, oft nur in Spuren vorhanden sind. Die Leidenschaften der Frauen äussern sich zum Theile anders, als beim Manne, und die einzelnen Passionen sind bei beiden Geschlechtern dem Grade nach verschieden. Das Gefühl der Frauen ist mehr unmittelbar, weniger von dem Verstande abhängig, heftiger und beweglicher. Der Charakter des Weibes wird vorwiegend durch die Verfassung des Gefühlslebens bestimmt, nur ausnahmsweise durch den Einfluss der Intelligenz gestaltet. In dem letzteren Falle geht die Frau meistens der Weiblichkeit verlustig, und im ersteren Falle wird sie bei unrichtiger Leitung zum Zerrbilde, bei richtiger Leitung zu einem vortrefflichen Wesen, welches glücklich ist und beglückt.

Die Gefühle und die Leidenschaften.

§. 248.

Gefühlvolle Frauen und gefühllose Weiber sind Gegensätze der bestimmtesten Art; jene repräsentiren den Humanismus, diese die Tyrannei und Brutalität, jene die Weiblichkeit, diese die Unweiblichkeit. Doch, was können Frauen ohne feineres Gefühl dazu, dass sie gefühllos*) sind; erzeugt und erzogen unter Verhältnissen, welche die Entwickelung feiner Gefühle, zarter Empfindungen nicht begünstigen, sind sie ohne Schuld an ihrem Zustande und ohne Verantwortung dafür.

„Die Erziehung der Töchter“, sagt Paul Janet[185]), „ist ein weit schwierigeres Werk, als die Erziehung der männlichen Jugend. Der Mann ist stets gewisser Maassen mehr gemischt

*) im gewöhnlichen Sinne des Wortes

und verworren, als die Frau; man gestattet ihm viel Böses für eine Wenigkeit des Guten: im Falle dies wesentlich ist, gibt man vollständig sich zufrieden. Ueberdies hat die Jugend ihre Privilegien: man beurtheilt den erwachsenen Mann nicht nach Dem, was er als Jüngling war; welche Fehler derselbe auch in dem Lebensalter der Thorheiten begehen möge, man hofft immer, er werde sich bessern, und wenn er sich bessert, ist Alles vergessen. Bei dem jungen Mädchen hingegen schadet nicht nur das Böse, sondern auch der Schein des Bösen dem Glücke und dem Rufe durch das ganze Leben. Es ist der Frau nicht erlaubt, durch Fehler zur Weisheit zu gelangen: sie muss gleich von vorne herein nach jener Tugend streben, von der man den jungen Mann gerne befreit, falls er sonst liebenswürdig ist. Man verlangt von dem jungen Mädchen Bescheidenheit, Zurückhaltung und vollkommene Unschuld, und zugleich will man, dasselbe solle verführerisch und hold sein. Man nöthigt in gewisser Weise das Mädchen, zu gefallen; aber man verzeiht es diesem Geschöpfe nicht, wenn es sich selbst allzu sehr gefällt. Das junge Mädchen zu einem kernhaften und thätigen Leben vorzubereiten, ohne das Feuer seiner Einbildung zu schwächen, und ohne seine Lebhaftigkeit und Anmuth zu verkleinern; den Geist zu pflegen und zu den schönen Dingen zu leiten, ohne eine langweilige Schulfuchserei oder eine verhängnissvolle Aufregung zu fördern; in der Familie und für die Familie zu erziehen, ohne das Mädchen dem Anstande und der Zierlichkeit der Welt zu entfremden; — dies sind die schwierigen Verhältnisse einer vernünftigen und kräftigen Erziehung des Weibes". — So Janet's Ausspruch, der Manches enthält, was auf das Werden des Gefühlslebens bei den Frauen Licht wirft.

§. 249.

Die grosse Verschiedenheit in der Erziehung der beiden Geschlechter verursacht, dass Gefühle und Leidenschaften bei den Frauen anders zum Ausdrucke kommen, als bei den Männern. Der Jüngling bewegt sich innerhalb eines weiten Spielraums, die Jungfrau innerhalb enger Grenzen; für den Mann ist die Sitte weniger bindend, für das Weib aber eisernes Gesetz;

Leichtsinn wird dem Manne kaum als Vergehen, dem Weibe aber als das schwerste Verbrechen angerechnet; — dies Alles ist von der bestimmtesten Einwirkung auf das Gemüthsleben, auf die Leidenschaften, auf den Charakter und die Denkungsart. Man kann annehmen, dass, wenn die Erziehung in jener oben erwähnten Art vorgenommen wird und gelingt, Gefühle und Leidenschaften in der normalen Weise sich gestalten und die Schattenseiten, welche krankhafte Veränderung oder Steigerung der Gefühle bekundet, gar nicht zur Geltung kommen.

Wenn die Gefühle bis zum Krankhaften sich steigern, oder wenn selbe gar nicht richtig sich ausbilden, oder wenn sie sich verrücken, aus der Art gerathen, so hat dies den schlimmsten Einfluss auf das sittliche und auch auf das leibliche Dasein der Frauen; denn die Wohlfahrt des schönen Geschlechts ist von den Gefühlen und von den Umständen abhängig, unter welchen die Gefühle sich entwickeln. Krankhafte Entwickelung des Gefühlslebens bringt fast immer als Folge jenes schreckliche Uebel hervor, welches man Nervosität nennt und welches, wie kaum etwas Anderes in der Welt, dazu beiträgt, die Frauen unglücklich zu machen.

§. 250.

Den Gefühlen geht im Allgemeinen der Charakter der Beständigkeit ab; sie sind bei den Frauen noch veränderlicher, als bei den Männern; sie sind bei den Frauen um so veränderlicher, je beweglicher das Temperament und je weniger solide die Erziehung ist.

„Im Gegensatz zu den Empfindungen, deren Inhalt an sich ein Gegenstand gleichgiltiger Wahrnehmung bleibt", sagt Rudolph Hermann Lotze[186]), „behalten wir den Namen der Gefühle ausschliesslich den Zuständen der Lust und Unlust vor. Bald als sinnliche Gefühle aus körperlichen Eindrücken, bald als intellectuelle aus Verwickelungen von Vorstellungen und Bestrebungen entsprungen, gehören sie zu den veränderlichsten Erscheinungen des geistigen Lebens. Es gibt Fälle, in denen fast nur diese Erregung selbst, ein bestimmter Grad des Wohl oder Wehe, höchstens eine eigenthümliche Färbung der körper-

lichen oder geistigen Stimmung im Bewusstsein auftritt, während eine deutliche Wahrnehmung des Zustandes, an dem dieser Antheil genommen wird, oder des äusseren Eindruckes, der ihn hervorbrachte, gänzlich fehlt. Es gibt andere Gefühle, die von einem sinnlichen oder intellectuellen Reize herrühren, dessen Gestalt und Inhalt noch neben der Theilnahme, die sich auf ihn bezieht, Gegenstand einer bestimmten Empfindung oder ausführlicher Ueberlegung ist. Aber auch in diesen Fällen beobachten wir zwar die thatsächliche Verknüpfung beider, ohne doch die innere Nothwendigkeit zu sehen, mit der die Natur des Reizes die Entstehung des Gefühls bedingt".

Die Veränderlichkeit der Gefühle wird bei dem weiblichen Geschlechte durch zwei Verhältnisse besonders bedingt: durch die Thätigkeit des Geschlechtssystems und durch die Phantasie. Die Vorgänge in der Sphäre des Zeugungslebens üben eine mehr oder weniger erschütternde Wirkung auf das ganze Gemüth aus, erwecken die verschiedensten Stimmungen und veranlassen so Schwankungen in den Gefühlen und jene Unbeständigkeit, wegen welcher das Weib räthselhaft, unberechenbar genannt wurde. Die Phantasie wirkt in ähnlicher Weise und unterstützt so die Effecte der Thätigkeit der Fortpflanzung.

Bewusstsein und Gefühl bedingen sich gegenseitig; doch liegen die Veranlassungen der Gefühle sehr häufig ausserhalb des Bereiches des Bewusstseins, und zwar bei den Frauen, wie es scheint, öfter als bei den Männern.

§. 251.

Gefühl und bewusste Denkthätigkeit stehen in eigenthümlicher Beziehung. „Das Gefühl", bemerkt Ottomar Domrich[187]), „fällt nicht nothwendig mit dem Empfinden und Vorstellen in Eins zusammen, setzt diese zwar voraus, geht aber neben ihnen her, so dass beide Factoren, Empfindungen oder Vorstellungen und das durch sie veranlasste Gefühl, von dem Bewusstsein deutlich unterschieden werden können. Letzteres ist freilich nicht gerade die Regel; gewöhnlich leidet entweder die Stärke des Gefühles durch die Klarheit der Vorstellungen

und die distincte Unterscheidung der Empfindung, oder umgekehrt; woher es sich auch erklärt, dass man das dunkle und subjective Fühlen dem klaren Denken und objectiven Empfinden gegenüberstellt. Je mehr wir bei rührenden und das Gemüth ergreifenden Anlässen den Verstand zu Hülfe rufen, nach den Ursachen fragen, leichtsinnige Selbstverschuldung entdecken u. s. w., je mehr wir überhaupt das verständige Urtheil in den Vordergrund der Betrachtung stellen, desto schwächer wird das anfänglich vielleicht sehr starke Gefühl".

Nicht bei allen, aber bei den meisten Menschen, und insbesondere bei den meisten Frauenzimmern, wird die Innigkeit und Ursprünglichkeit der Gefühle durch beziehungsweise allzu intensive Verstandesthätigkeit beträchtlich vermindert. In dem Maasse die Frau das Gefühl zum Gegenstande analytischer Betrachtung macht und die Ursprünge desselben vor das Forum des Bewusstseins zu bringen sucht, in dem Maasse hört sie auf, weiblich zu sein, in dem Maasse fängt sie an, nicht männlich, sondern zwitterhaft zu werden.

Das normale Weib steht dem Ideale des weiblichen Wesens am nächsten, wenn die Ursprünge seiner Gefühle ausserhalb des Bewusstseins liegen, wenn erst das perfect gewordene Gefühl zum Bewusstsein gelangt, und wenn die Wahrscheinlichkeit einer Zergliederung der Gefühle durch überwiegenden Verstand nicht gegeben ist. Durch jene verhängnissvolle Erziehung, welche ausschliesslich oder fast ausschliesslich den Verstand der Frau ausbildet und das Gemüth kärglich oder pervers, oder kärglich und pervers, zu nähren sich bestrebt, durch die geistige Emancipation der Frau werden die ursprünglichen weiblichen Gefühle, welche die Grundpfeiler eines jeden gesunden Gemeinwesens sind, erschüttert und alterirt.

§. 252.

Wegen des eigenthümlichen Verhaltens der Gefühle bei den Frauen bietet das gesellschaftliche Leben Erscheinungen dar, die vollständig unbekannt wären, wenn nur Männer das Gemeinwesen ausmachten und die Frauen absolut keinen Einfluss auf die Männer und die heranwachsenden Geschlechter übten.

Weil es Frauen gibt und weil der weibliche Theil der Menschheit vorzüglich durch seine Gefühle den starken Theil der Affenvetterschaft beherrscht, darum wird das „fiat justitia pereat mundus“ glücklicher Weise niemals zur vollen Wahrheit, das Kindliche und Poëtische niemals ganz ausgerottet, und der Funke der Romantik immer unter der Asche der Alltäglichkeit erhalten.

Eine Gesellschaft, in welcher die Frauen vorwiegend den Geist der Sympathie athmen, ist das gerade Gegentheil einer Gesellschaft, in welcher die Frauen nur Sympathie heucheln, dagegen von dem Geiste der Antipathie erfüllt sind; jene hat hohen sittlichen Werth und die besten Aussichten des Gedeihens, diese ist moralisch werthlos und dem Ruine geweiht.

§. 253.

Ob die Frauen zu höheren Graden der Leidenschaft es bringen, als die Männer? Diese Frage lässt im Allgemeinen und absolut nur schwer sich entscheiden. Wegen der strengeren Erziehung des Weibes und der Härte der öffentlichen Meinung dem schönen Geschlechte gegenüber, finden wir, dass die Entäusserung der Leidenschaften bei den Frauen eine beschränkte ist und dass auch Ausschweifungen, so gut wie Verbrechen, hier sehr in den Hintergrund treten. Ohne solche strenge Erziehung und ohne die Macht der Oeffentlichkeit dürfte die Gewalt der Leidenschaft bei den Frauen weit häufiger und stärker zum Ausbruche kommen, als gegenwärtig dies der Fall ist. Die weibliche Organisation an sich enthält kein specifisches Dämpfungsmittel der Passionen.

§. 254.

Ein gewisses Maass von Leidenschaft in gutem Sinne ist zum normalen Leben unerlässlich, und verleiht dem Dasein der Frauen erst jenen Reiz und jene Schnellkraft, ohne welche das Weib eine Auster wäre. Gänzlich leidenschaftslose Menschen sind weder des Guten noch des Bösen fähig, und speciell Frauen ohne Leidenschaft vermögen weder sympathisch noch antipathisch, sondern nur apathisch zu sein.

Leidenschaftslose Frauenzimmer gehören zu den Seltenheiten, weil phantasielose Frauen in geringster Zahl angetroffen werden, und weil bei dem schönen Geschlechte die Phantasie in innigster Beziehung zu den Passionen steht. Im Allgemeinen kann man sagen, dass mit der Zunahme der Einbildung die Leidenschaften zunehmen, und durch Einfluss aller Umstände, welche die Einbildung schwächen, auch die Leidenschaften geschwächt werden.

§. 255.

J. G. E. Maass[188]) bemerkt über die Beziehungen zwischen Leidenschaften und Phantasie unter Anderem: „...wenn eine Leidenschaft von der Art ist, dass sie entweder überhaupt, oder doch unter den gegebenen Umständen, nicht anders hervorgebracht werden kann, als durch sehr lebhafte Bilder der Einbildungskraft, so kann sie schlechterdings nicht wirklich werden, wenn die Einbildungskraft entweder an sich selbst so matt und schläferig, oder unter den vorhandenen Bedingungen so abgespannt ist, dass sie für sehr lebhafte Bilder keine Empfänglichkeit hat. Alsdann aber ist offenbar die Einbildungskraft die Ursache, durch welche das Entstehen der Leidenschaft verhindert wird".

„In dem Mangel an Leben und Spannkraft der Phantasie", sagt Maass weiter, „liegt daher der Grund, warum viele Menschen vor manchen Leidenschaften bewahrt bleiben, und gar sehr ohne ihr Verdienst das Ansehen von weiser Mässigung und Selbstbeherrschung gewinnen, und warum das kältere Alter für manche Leidenschaften nicht mehr empfänglich ist, von denen die feuerigere Jugend umhergetrieben wurde, indem die lebendige Kraft der Phantasie mit dem Alter abnimmt. Wenn es aber auch der Phantasie gar nicht an Kraft fehlt, so kann sie doch aus Mangel an Kenntniss des Objects ausser Stande sein, sich ein klares und lebhaftes Bild davon zu machen, und auch dadurch verhindern, dass Leidenschaft in Beziehung auf dasselbe entsteht".

Dieser Ausspruch kennzeichnet auf das Deutlichste das

Verhältniss, welches zwischen der Phantasie und den Leidenschaften besteht.

In der lebhafteren Einbildung der Frauen liegt der Grund der grösseren Bedeutung der Leidenschaften bei diesem Geschlechte und die Ursache, weshalb hier weit mehr durch Modificirung der Phantasie, als durch Pflege des Verstandes, Passionen gedämpft oder getilgt werden können. Je mehr wir die Phantasie des Weibes vor Erhitzung bewahren, desto sicherer verhindern wir mächtige Entwickelung und Aufwallen bedenklicher oder gefährlicher Leidenschaften. Mässige Anregung der Phantasie ist ein unerlässliches Erziehungsmittel und bringt, unter sonst günstigen Verhältnissen, die Leidenschaften in das geeignete Verhältniss zum ganzen Dasein, und dies um so mehr, je mehr die höchsten und edelsten Interessen der Ausgangspunkt solcher Anregung sind.

§. 256.

Die Leidenschaften haben für die Frauen theils eine noch gefährlichere Seite, als für die Männer, theils sind sie für das schöne Geschlecht minder verhängnissvoll.

„Die sanften Triebe des Mitleids“, sagt C. J. Tissot[189]), „der Zärtlichkeit und Liebe sind die einzigen, welche die Natur auf ihr, zu der Aufnahme weicher Eindrücke fähiges Nervensystem wirken lassen wollte. Desto gefährlicher wird aber auch für ihre*) Ruhe das Uebermaass derselben, und bestürmen vollends noch andere Leidenschaften, Producte ihrer hochgespannten Phantasie und erhöhten Empfindlichkeit, ihre Constitution, so geschieht dies nie, ohne die Stütze ihres ganzen Wesens zu erschüttern, und sie sind von dem nachtheiligsten Einflusse auf die Krankheiten dieses Geschlechts. So heftig die Leidenschaften, intensiv betrachtet, bei diesem Geschlechte sind, so bleiben sie doch, ihrem extensiven Gehalte nach, weit hinter denen des männlichen zurück. Beide, das Kind sowohl als das Weib, sind, sie mögen weinen, seufzen oder laut klagen, bei weitem nicht so sehr afficirt, als der trauernde Mann“...

*) der Frauen

Weil den Frauen ein beziehungsweise grosses Maass von Zähigkeit eigen ist und weil die Leidenschaften bei denselben mehr extensiv als intensiv sind, nicht umgekehrt, erschüttern sie seltener die Constitution, üben aber auf entstehende, sowie auf bereits vorhandene Krankheiten in der Regel nur schlimmen Einfluss. Die Leidenschaften des Mannes wirken auch aus dem Grunde bedenklicher auf die Constitution, weil sie zum Theile dem Genusse gelten, zum Theile auf die Ehre und den Ruhm sich beziehen, und letzteren Falles oft eine Ueberspannung der Nerventhätigkeit bedingen, wie solche bei den Frauen kaum möglich ist.

Am gefährlichsten werden die Leidenschaften für das Weib, wenn bei schlechter Erziehung und ungünstigen Lebensverhältnissen ein schwächlicher, sehr reizbarer, kranker, oder doch zu Krankheit sehr geneigter Organismus gegeben ist, und wenn die waltenden Passionen direct den thierischen Haushalt beeinträchtigen.

§. 257.

Ist schon der Mann, in welchem Leidenschaften toben, an seinem Aeussern kenntlich, so gilt dies in noch höherem Maasse von der Frau: die Gesichtszüge und das ganze Wesen leidenschaftlicher Frauen sprechen umsomehr das Toben der Leidenschaft aus, je heftiger diese ist. Markirt sind die Gesichtszüge leidenschaftlicher Weiber; heftig ist die Sprache dieser Geschöpfe, heftig deren Mimik und sehr häufig auch deren Gesticulation. Die etwaige Schönheit dieser Frauen, nicht oft von grosser Dauer, hat etwas Eigenthümliches, schmeckt mehr nach Hölle, als nach Himmel, spricht mehr zu den Sinnen, als zu dem feineren Gefühle.

Es bemerkt J. B. F. Descuret[190]) unter Anderem: „Eine fast beständige Wirkung (der Leidenschaften) ist die Alteration der Reinheit der Formen, insbesondere der Schönheit des Gesichtes, dieses Spiegels der Seele". — Man kann überall es beobachten, dass bei Völkern mit heftigen Leidenschaften die Frauen rasch verblühen und im Fortschritte der Jahre häufig sehr hässlich werden; dass bei solchen Völkern die alten Jung-

frauen durch einen vorzüglichen Grad von Bösartigkeit sich auszeichnen und, in Bezug auf Schönheit, meistens den Nachteulen gleichen. Entgegengesetzt verhält es sich mit dem weiblichen Geschlechte innerhalb jener Nationen, welche ruhigen Gemüthes sind und zu Spielbällen gemeiner Leidenschaften nicht sich hergeben: hier bleiben die Frauen beziehungsweise sehr lange jugendlich und schön, die alten Jungfrauen bekunden sich nicht als Zerrbilder und sind entfernt von jener Bösartigkeit, welche aus unbefriedigter, heftiger Leidenschaft sich entwickelt.

Wenn wir von ganzen Völkern zu den Einzelnwesen übergehen, finden wir die nämlichen Verhältnisse: Frauen, die durch gute Erziehung, geeignete Diät und sorgfältige Selbstbeherrschung ihre Leidenschaften dämpfen, erhalten lange sich jugendlich und schön, und die Frische, die Ruhe ihres Gemüthes drückt in anmuthigen Gesichtszügen, in graziösen Bewegungen und in Handlungen sich aus, denen der Charakter ebenso der Nervosität wie der Exaltation ferne ist.

§. 258.

Jede Leidenschaft gibt der Physiognomie, der ganzen Denk- und Handlungsweise ein anderes Gepräge, und insbesondere ist es das weibliche Geschlecht, welches den Unterschied der einzelnen Leidenschaften sehr deutlich erkennen lässt.

„Alle Leidenschaften haben das mit einander gemein“, sagt Johann Friedrich Zückert[191]), „dass sie den Zustand unseres Körpers verändern. Diese Veränderung ist nach der Verschiedenheit der Leidenschaften nicht einerlei. Sie betrifft sowohl den ganzen Körper, als auch vorzüglich einige Theile desselben. Hauptsächlich werden die Muskeln des Gesichts von einer jeden Leidenschaft auf eine eigene und besondere Art verändert. Selbst die Verstellung der Menschen kann nicht hindern, dass man ihren heimlichen Affect auf ihrem Gesichte, an den Mienen und Augen sehen und lesen könne“.

Bei den Frauen haben die Leidenschaften, beziehungsweise die Gehirnorgane, deren Producte die Leidenschaften sind, grosse Gewalt über die Muskeln; daher kann man von dem Gesichte

des Weibes meistens sehr leicht die Art der herrschenden Passion ablesen. Ein heftig liebendes, ein hassendes, neidisches, boshaftes, erbittertes, rachsüchtiges, ehrgeiziges, gemein-geiziges Frauenzimmer: ein jedes hat andere Gesichtszüge, andere Sprache, andere Manieren, anderen Gang, andere Gewohnheiten; das Auge redet bei jedem eine andere stumme und doch so eloquente Sprache, die in unserem geistigen Ohre herrlich oder abscheulich klingt.

Die Leidenschaften tragen zu besonderen Gestaltungen äusserer Theile bei, und die Gestaltung innerer Theile verursacht die besondere Leidenschaft. Weil die Erziehung die Gestaltung innerer Theile mächtig beeinflusst und damit das Werden einzelner Leidenschaften verhütet oder begünstigt, darum sind wir im Stande, durch die Erziehung Leidenschaften Einhalt zu thun, oder selben Raum zu geben, und die Physiognomie, die Sprache, die Mimik, die Gesticulation u. s. w. zu ändern, und zwar bei dem weiblichen Geschlechte wieder in höherem Grade, als bei dem männlichen.

Die Liebe.

§. 259.

Zu den wichtigsten Angelegenheiten und Leidenschaften des Weibes gehört die Liebe, und zwar die Liebe zu dem anderen Geschlechte, wie sie der psychische Ausdruck der Function der Fortpflanzung ist.

Vermöge der Besonderheit seines Geschlechtslebens ist das Weib mehr darauf angewiesen, einem Manne treu zu bleiben, an diesen mit aller sittlichen Kraft sich zu schliessen, ihm zu helfen, Freude und Leid mit ihm zu theilen, und die gemeinschaftlichen Nachkommen gemeinschaftlich mit ihm zu erziehen. Weibergemeinschaft ist etwas Naturwidriges, stört den normalen Verlauf der ganzen Function der Fortpflanzung, bringt die Liebe vollständig aus dem Gleichgewichte, und vernichtet hierdurch alle naturgemässe Sittlichkeit.

Im Interesse der Erhaltung öffentlicher Sittlichkeit und all-

gemeiner Gesundheit liegt es demnach, die Liebe als etwas Heiliges und Poëtisches zu demonstriren, den Begriff der Liebe an den Begriff der Treue und Standhaftigkeit organisch zu knüpfen, und jede Profanirung der Liebe kräftigst zu verhüten.

Je mehr die Liebe heilig gehalten wird, desto weniger ist dem Cultus gemeiner Interessen Spielraum geboten, desto breiter die Basis der Ideale und der Poësie, desto schöner und angenehmer das gesellschaftliche Leben.

§. 260.

Bei den gesitteten Völkern gibt es eine sehr bedeutungsvolle Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Liebe: die Kleidung. Alibert[192]) sprach über diesen Punkt unter Anderem also sich aus: „Unabhängig von der durch die Farben bedingten Uebereinstimmung oder Gegensätzlichkeit, welche das von ihnen gezierte Object verführerischer macht, zeigen die Kleider durch ihre verschiedenen Formen die Verschiedenheiten der beiden Geschlechter an; sie vermehren den natürlichen Reiz, indem sie den Gegenstand verhüllen; die Mühe, welche man anwendet, um jene Differenzen zu ermitteln, macht das Feuer, welches die Kleider entzünden helfen, noch activer“.

„Die Wirkungen der Kleider“, schliesst Alibert, „befestigen sich demnach durch das Gesetz der Hindernisse, welches eine der beträchtlichsten Erscheinungen der beseelten Organisation ist und auf Gesichtspunkte grössten Interesses für die Fortpflanzung der Gattung sich gründet“.

Es steht die Kleidung in sehr inniger Beziehung zu der Liebe der beiden Geschlechter, weil sie alle Körpertheile verhüllt, welche bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes unmittelbar oder mittelbar in Betrachtung kommen, und nur allein das Gesicht, den sogenannten Spiegel der Seele, unverhüllt lässt. Durch dieses Verhältniss steigert die Kleidung den gegenseitigen Reiz, und zwar um so mehr, je mehr sie geeignet ist, Gesicht und Wuchs vortheilhaft erscheinen zu lassen.

Thatsache ist es, dass fast überall in der civilisirten Welt der Mann in militärischer Uniform bei den Frauen weit mehr

Liebe entzündet, als der Mann im gewöhnlichen bürgerlichen Gewande. Die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht etwa im Kleidungsstücke allein, sondern in dem Verhältnisse dieses specifischen Kleidungsstückes zu Gesicht und Wuchs, und in dem Benehmen des durch seine Tracht privilegirten Militärsmannes vermöge dieses Privilegiums.

§. 261.

Vielleicht steht die Kleidung des Weibes zu der Leidenschaft des Mannes in noch innigerer Beziehung, als die Kleidung des Mannes zu der Leidenschaft des Weibes. Wenn die Männer sämmtlich Kutten aus grober, ungebleichter Leinwand oder Kameelhaaren trügen, machte dies der Liebe der Frauen weit weniger Eintrag, als es die Liebe der Männer beeinträchtigte, wenn die genannte Kleidung bei den Frauen an Stelle des Putzes träte. In unzähligen Fällen wäre das Gesicht des Weibes allein, ohne Putz durch Kleidungsstücke u. s. w., nicht im Stande gewesen, Liebe zu entzünden und Ehe zu erwirken: zahllos sind die Jungfrauen und Weiber, welche guter Wahl von Kleidungsstücken und Putzsachen die Eroberung von Ehegatten verdanken, die Erwerbung zunächst wenigstens von Anbetern, deren Feuer manchmal in geradem Verhältniss steht zu dem Putze der Herzensdame, — ohne dass sie selbst davon Wissenschaft besitzen.

Es können die Kleidungsstücke in Verbindung mit sonstigen Künsten der Verschönerung die Sinne leicht überreizen und zu Entartung der Liebe beitragen; sie können den poëtischen Theil der Liebe so gänzlich tilgen und dem animalischen Theile das Feld räumen. Demnach wird es immer gut sein, grossen Luxus, Wechsel der Mode, allzu üppige Kleidertrachten, zu bekämpfen, und einfacher, bescheidener, den leiblichen Bedürfnissen angemessener Kleidung das Wort zu reden.

§. 262.

Ist bei den Frauen der poëtische oder der animalische Theil der Liebe grösser? Diese Frage kann in absolutem Sinne nicht beantwortet werden; denn leibliche Anlagen, oder die

Organisation, ferner Erziehung und äussere Lebensverhältnisse entscheiden darüber, und das Klima hat darauf nicht den schwächsten Einfluss.

Es scheint, als ob die Poësie in Sachen der Liebe, als ob der poëtische Theil der Liebe in der That sehr beträchtlich vom Klima abhängig sei; denn je weiter wir über Europa hinaus nach Süden kommen, desto mehr sehen wir jene Gefühle schwinden, welche die gegenseitige Neigung der Geschlechter abseitens des eigentlichen Begattungstriebes charakterisiren.

Mit der Verminderung des poëtischen Theils der Liebe sinkt auch der moralische Werth der Frau, wächst deren Sklaverei und Verthierung. Die sociale Stellung der Frauen verschlechtert sich in dem Maasse der Abnahme des poëtischen Geistes; wo nur thierische (oder materielle) Interessen gepflegt werden, gelten die Frauen nichts, trotz alles Geschreies von Civilisation, Humanität und Emancipation. Wollten die Weiber der Gegenwart ihre Kinder lieber mit Idealen erfüllen, anstatt blödsinnig nach Emancipation schreien und — damit ihre Ketten noch fester sich anschmieden!

Bei wohlgebildeten, abseitens aller pöbelhaften Habgier und unsittlichen Ueppigkeit erzogenen, in gemässigten Klimaten lebenden, auch nicht von Elend und Drangsalen gequälten Frauen hat innerhalb der Liebe zu dem anderen Geschlechte das Poëtische die Oberhand über das Animalische.

§. 263.

Joseph W. Nahlowsky[193]) macht sich unter anderen folgende Gedanken von der Liebe: „Jeder Liebe, welchen Namen sie immer haben mag, ist zunächst das eigen, dass die Vorstellung ihres besonderen Objects mit den übrigen Vorstellungen des Menschen so verwebt und verwachsen ist, dass dieselbe für viele Reihen und Complexe von Vorstellungen einen gemeinsamen Mittel- und Beziehungspunkt abgibt, welche sich so sämmtlich in ihr begegnen und durchkreuzen, von ihr aus ab- und auf sie zurücklaufen. In dieser Verwebung der Vorstellungen ist das unwillkürliche, völlig unfreie, immer und immer Zurückkehren der Gedanken des Menschen zu seinem Lieblingsobjecte begründet“.

„Eine weitere Eigenthümlichkeit“, fährt Nahlowsky fort,

„ist es, dass das seinem Lieblingsgegenstande Nachhängen, wie es kein freiwilliges, so auch keineswegs ein ruhiges ist“. „Endlich darf man nicht übersehen, dass die Liebe kein blosses Gefühl ist, sondern sich zugleich nothwendig mit einem Begehren associirt“. „Je grösser dann die Hindernisse sind, die sich diesem Besitze entgegenstellen, desto grösser ist die Spannung des Begehrens, desto gewisser das Uebergehen des Gefühls in Affect, des Begehrens in Leidenschaft“.

„Die Liebe im engeren Sinne des Wortes“, heisst es endlich bei Nahlowsky, „vereinigt in sich alle diese Grundzüge, nur kommt noch ein eigenthümliches Colorit von der Naturseite hinzu; denn ihre Basis ist der Gegensatz der Geschlechter, so wenig der idealische Jüngling und die züchtige Jungfrau sich dessen klar bewusst werden, oder sich es auch nur eingestehen mögen“. —

Diese Charakteristik der Liebe ist für die Menschen aller Himmelsstriche zutreffend, für beide Geschlechter und für alle Temperamente: es ist die allgemeine Charakteristik der Liebe. Das Unterscheidende in der Liebe ist also weniger deren Qualität, sondern kann vorzugsweise nur deren Quantität sein, und diese ist bei den Individuen, bei den Stämmen und den Nationen eine ungleiche. Es gibt Menschen, bei denen die Vorstellung eines gewissen geliebten Gegenstandes so mit den übrigen Vorstellungen verwachsen ist, ja so über diese letzteren waltet, dass das Individuum so zu sagen in seiner Neigung aufgeht; und es gibt Menschen, bei denen auch das geliebteste Object keine Alteration in anderen, als den engsten Gefühlskreisen, hervorbringt, die Vorstellung davon mit anderen Vorstellungen kaum irgend beträchtlich verbunden ist: es gibt Menschen mit heisser und solche mit kalter Liebe.

§. 264.

Sind bei Völkern mit heisser oder kalter Liebe Frauen und Männer in Liebessachen gleich heiss oder kalt? Beschäftigen Frauen oder Männer mit dem geliebten Gegenstande sich intensiver? Auf diese Frage müsste eigentlich mittelbar die Statistik des Wahnsinnes, des Selbstmordes und der Verbrechen Antwort

geben; denn es werden dort, wo die Liebe sehr heftig in die Erscheinung tritt, weit mehr Menschen aus dieser Veranlassung irrsinnig werden, mehr sich selbst entleiben und mehr Verbrechen begehen, als dort, wo die Liebe gemässigt oder gar kalt ist. Leider genügen alle statistischen Angaben, über welche man gegenwärtig verfügt, dem Zwecke, hier ausführlich zu antworten, nicht, und man ist immer noch auf die einfache Beobachtung gewiesen. An dieser festhaltend, kann man sagen, dass mit der Zunahme der Leidenschaftlichkeit in Liebessachen die Zahl der Menschen, insbesondere aber der Frauen, welche durch Verhältnisse der Liebe veranlasst wahnsinnig werden, sich selbst entleiben und Verbrechen begehen, zunehme.

Die Ursache alles Uebels ist sehr selten die Steigerung der poëtischen oder animalischen Liebe, sondern meistens die unglückliche Liebe, und zwar unglücklich zunächst in ihrer poëtischen Seite. Und hierfür ist das Weib immer empfindlicher, als der Mann: die Statistik weiset darauf hin, dass mehr Frauen wegen unglücklicher Liebe wahnsinnig werden, als Männer.

§. 265.

Glückliche und unglückliche Liebe sprechen durch eine Zahl von Erscheinungen sich aus, welche bei dem schönen Geschlechte sehr deutlich zu Tage treten.

„Die glückliche Liebe, in Wirklichkeit oder in Hoffnung", sagt J. B. F. Descuret [194]), „verbreitet über unser ganzes Wesen eine süsse und wohlthuende Wärme. In Anschauung des geliebten Gegenstandes, oder im Gedanken daran, klopft das Herz, der Blutumlauf wird beschleunigt, die Athmung hebt sich, ein leichtes Rosenroth verbreitet sich über das Antlitz, und alle Gesichtszüge beleben sich durch einen neuen Ausdruck: die Augen sind feucht oder glänzend, der Blick ist lebhaft, süss oder matt. Auf den leicht geschwellten Lippen malt sich das Lächeln des Glückes; der Klang der Stimme ist angenehm, die Sprache leicht, belebt, übertreibend"...

Und den Ausdruck der unglücklichen Liebe kennzeichnet Descuret: „Unaufhörlich überläuft den Körper ein wider-

wärtiger Fieberschauer; der Pulsschlag ist klein und unregelmässig, die Athmung seufzend, die Verdauung beschwerlich; Druck lastet beständig auf der Herzgegend. Habituell ist Traurigkeit dem Gesichte aufgeprägt; die Haut verliert ihre Farbe; das Auge ist starr, matt, schläfrig. Von einem ausschliesslichen Gedanken beherrscht, scheint der unglücklich Liebende des Verstandes beraubt zu sein, und selbst die Sinne werden, wenn man so sagen soll, für ihn nutzlos: er hört ohne zu verstehen, er blickt ohne zu sehen; er will sprechen, aber seine Ideen verwirren sich, seine Sprache verwickelt sich, seine Stimme ist schwach und klagend. Bald werden seine matten Glieder unfähig, die geringste Beschwerde zu ertragen; der Arme liebt nur die Unthätigkeit und gefällt sich nur in der Einsamkeit. Für ihn haben die Nahrungsmittel keinen Geschmack mehr; der Schlaf hat ihn geflohen, oder, wenn der Unglückliche zuweilen seine Augenlider herabsenkt, wird er von den unangenehmsten Träumen gequält“.... — Wie verschieden der Einfluss des Erfolges und des Missgeschickes in Liebessachen auf den ganzen Organismus!

Nun frägt es sich für uns, welches der beiden Geschlechter die genannten Erscheinungen mehr bekunde, welches durch glückliche Liebe mehr gehoben, durch unglückliche mehr niedergedrückt werde?

§. 266.

Das Weib ist auf einen kleineren Kreis beschränkt, vorwiegend im Hause thätig, weniger mit der Aussenwelt in Berührung; das Gefühlsleben der Frau ist vorherrschend über das intellectuelle Leben; der Mann gilt dem Weibe nicht nur als Freund und zeugendes Individuum, sondern auch als Anhaltepunkt, als Beschützer, als Lebensvoraussetzung; die Frau kann nicht um den Mann, nur der Mann kann um die Frau sich bewerben; — aus diesen und anderen Gründen müssen die Erscheinungen der glücklichen, so gut wie der unglücklichen Liebe an dem Weibe in stärkerem Maasse sich bekunden.

Es ist nöthig, das Weib so zu erziehen und zu pflegen, dass unglückliche Liebe verhängnissvolle Wirkungen nicht aus-

zuüben vermöge. Hierzu gehören feste Grundsätze, weit abseits von aller Romanenhaftigkeit, von allzu grossem Optimismus, unmöglichem Pessimismus und gefährlichem Cynismus; es gehört dazu jene wahre Moral der Selbstlosigkeit, der Einsicht, der Verzeihung und der Herzensgrösse, welche allein im Stande ist, Schmerzen zu stillen, Wunden zu heilen, das Gemüth mit Ruhe zu erfüllen und den Verstand vor Verwirrung zu bewahren; es gehört dazu jener gewisse Grad von Geistesbildung, wie er geeignet ist, auch am Unglücke eine gute, eine nutzbringende Seite zu entdecken, die Grösse der menschlichen Schwäche zu erfassen und diese letztere aus der Organisation des Menschen quellen zu sehen.

Nicht Leichtsinn soll die Erziehung erwirken, nicht auf die den Frauen unmögliche Philosophie hinarbeiten, sondern den Charakter soll sie kräftigen und den Leib gesund, ausdauernd, widerstandsfähig machen.

§. 267.

Die gegenseitige Liebe der beiden Geschlechter, also die Liebe in dem gewöhnlichen Sinne, wird nur in sehr geringem Maasse von den bewussten Geistesthätigkeiten beeinflusst. In Zeitaltern allgemeiner Verderbniss und ausgearteter Civilisation vergrössert sich dieser Einfluss, und es wird, so weit dies überhaupt möglich ist, die Liebe der gewöhnlichen Selbstsucht, dem gemeinen Gelderwerb dienstbar gemacht. Je gesunder eine Gesellschaft, desto mehr herrscht das Unbewusste in der Liebe und desto mehr ist diese unverfälschte Liebe den Frauen eigen.

Der theilweise sehr bewusste, aber auch zuweilen unbewusste Philosoph des Unbewussten, Eduard von Hartmann[195]), ein ganz vortrefflicher, aber leider noch nicht ganz vorurtheilsloser Denker, fasst die Ergebnisse seiner Speculation über das Unbewusste in der geschlechtlichen Liebe also zusammen: „Instinctiv sucht der Mensch zur Befriedigung seines physischen Triebes ein Individuum des anderen Geschlechtes auf, in dem Wahne, dadurch einen höheren Genuss zu haben, als bei irgend einer anderen Art von Befriedigung; sein unbewusster Zweck dabei

ist Zeugung überhaupt. Instinctiv sucht der Mensch dasjenige Individuum des anderen Geschlechtes auf, welches mit ihm zusammengeschmolzen die Gattungsidee auf das möglichst Vollkommenste repräsentirt, in dem Wahne, in der Geschlechtsverbindung mit diesem Individuum einen ungleich höheren Genuss als mit allen anderen Individuen zu haben, ja absolut genommen der überschwenglichsten Seligkeit theilhaftig zu werden; sein unbewusster Zweck dabei ist Zeugung eines solchen Individuums, welches die Idee der Gattung möglichst vollkommen repräsentirt. Dieses unbewusste Streben nach möglichst reiner Verwirklichung der Gattungsidee ist durchaus nicht etwas Neues, sondern dasselbe Princip, welches das organische Bilden im weiteren Sinn beherrscht, auf die Zeugung angewandt, und durch die Masse und Feinheit der Differenzen im menschlichen Geschlecht zu einem hohen Grade der Subtilität hinaufgeschraubt". — So Hartmann.

§. 268.

Mit Gewissheit kann angenommen werden, dass der Mensch nicht allein zur Befriedigung des physischen Geschlechtstriebes und auch nicht in dem Wahne, höheren Genuss etc. zu haben, ein Individuum des anderen Geschlechtes aufsucht. Bei naturfrischen Menschen kommt das Capitel des Genusses erst in letzter Reihe, und die Befriedigung des Zeugungstriebes wird anfänglich gar nicht Gegenstand des Bewusstseins. Wenn auch die Urveranlassung der Liebe die Function der Zeugung ist und die ganze Liebelei um diese Achse sich dreht; wenn Individuen entgegengesetzten Geschlechts auch vorzugsweise wegen Erzeugung von Nachkommen sich aufsuchen; — so sind die Geschlechtssachen nur zur Hälfte die Beweggründe der Liebe.

Die Organisation der Frau und die Organisation des Mannes, sie ergänzen sich gegenseitig, wie wir schon in früheren Paragraphen zu zeigen suchten. Und weil die Organisationen sich ergänzen, ist dasselbe auch der Fall mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, mit der Thätigkeit und den Bedürfnissen. Somit suchen männliche und weibliche Menschen nicht nur wegen des Reizes der Zeugungsorgane, sondern auch wegen des Verlangens nach Ergänzung einander sich auf und lieben sich, empfinden

Leidenschaft für einander, wachend und im Traume. Und dieses Streben nach Vereinigung, ursprünglich vollkommen unbewusst, tritt erst vor das Bewusstsein, wenn es höhere Grade erreicht hat, und wird aber auch dann nicht vollkommen bewusst. Der Wahn von dem höheren Genusse bleibt also etwas mehr oder weniger Nebensächliches, steigert sich jedoch unter den krankhaften Verhältnissen der Verderbtheit, und kann bei entartenden Individuen vorherrschend werden.

Es hat also die Liebe noch andere Quellen, als den Zeugungstrieb; aber all' diese Quellen entspringen im Schatten des Baumes des unbewussten Geisteslebens. Und erst wenn diese Quellen eine gewisse Mächtigkeit erlangt haben, wird das Bewusstsein in gewissem Grade erweckt, bei Frauen weniger als bei Männern.

§. 269.

Das Verlieben erfolgt in dem Augenblicke, wo dem einen oder dem andern Individuum, oder beiden Individuen zugleich, sein Gegenüber in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint, wo unbewusst gefühlt wird, dass das andere Wesen die nothwendige Ergänzung der Organisation, die nothwendige Vervollständigung des zoologischen Individuums sei. Der vollendeten Thatsache des Verliebtseins wird der Mensch sich bewusst; der Vorgang des Verliebens selbst ist dem Bewusstein vollständig entrückt, und bei beiden Geschlechtern gleichmässig in Dunkel gehüllt.

Je nach der Individualität tritt die Liebe entweder mehr poëtisch oder mehr animalisch ein; es wird entweder vorwiegend die Phantasie, oder mehr die Neigung des Geschlechts sich geltend machen. Bei naturfrischen und sittlich erzogenen jungen Leuten beiderlei Geschlechts gelangt im Augenblicke des Verliebens und in der ersten Zeit der Liebe gar kein geschlechtlicher Drang zum Bewusstein; erst später findet Localisirung in den Genitalien statt, wenn der Process des allgemeinen gegenseitigen Anpassens sich vollzogen. Es ist stets günstig für das zukünftige Glück, und ganz besonders für das Lebensglück der Frau, wenn das Verlieben und die erste Liebe jeden in den Fortpflanzungswerk-

zeugen sich localisirenden Reiz ausschliessen, wenn die Liebe bis zum Ehebette keusch ist.

§. 270.

Für die menschliche Wohlfahrt ist es Bedingung, dass die Leidenschaft der physischen und moralischen Liebe die naturgemässe Stärke habe; denn eine zu schwache, gleichwie eine zu übermässige Liebe dient den persönlichen und socialen Interessen nicht, sondern verhindert dieselben. Casimir Broussais [196]) bemerkt über das Verlangen der Liebe unter Anderem: „Ist es schwach, so fehlt dem Leben gemeiniglich ein mächtiger Hebel; eine gewisse Trockenheit und Kälte sind über die ganze Person verbreitet; beim Manne findet etwas Weibliches, beim Weibe etwas Männliches Statt, das die Geschlechter zu verwechseln scheint,... Der allergewichtigste Uebelstand ist übrigens der, wenn weder der Mann Antrieb verspürt, die Frau zu suchen, noch wiederum die Frau, sich der Näherung des Mannes hinzugeben; wenn ferner bei einer geschlossenen Verbindung die Verheiratheten kein Annäherungsbedürfniss empfinden; wenn es ihrer Freundschaft an jenem mächtigen Hebel der Leidenschaft gebricht, wodurch sie getragen und zu dem höchsten Grade, dessen die Lebenskraft fähig ist, emporgehoben wird; wenn ihrer Anhänglichkeit zur unaufhörlichen Wiederbelebung das Bedürfniss des entzückendsten Genusses fehlt, und endlich Beiden versagt ist, in theueren Kindern noch einmal zu leben“.

„Wenn Zufall oder Umstände bewirken“, fährt Broussais fort, „dass von beiden Gatten nur einer wegen Schwäche oder fast gänzlicher Abgestumpftheit kein Verlangen hat, dann kommt es ganz anders,... Erstlich wird das Bedürfniss des Einen von den Beiden nicht hinlänglich befriedigt, und zweitens wird der Organismus des Andern übermässig gereizt; daher Schmachten auf der einen, Erschöpfung auf der anderen Seite, und Krankheiten für beide, wenn die eheliche Treue beobachtet wurde. Gerne erklären wir jedoch, dass dies nicht da der Fall ist, wo Vernunft und Willen mehr Einfluss ausüben können, und dass wir davon einige Beispiele haben; aber die gegentheiligen Beispiele sind unendlich zahlreicher, weil bei den Massen der In-

stinct, nicht die Vernunft herrscht, und die Gesellschaft leidet nur zu oft durch solche übelgewählte, von den Physiologen verworfene Verbindungen".

Diese Worte geben zu mancherlei Gedanken Veranlassung.

§. 271.

Menschen, die ohne Liebe erzeugt wurden, blos geschäftsmässig, aus blosser Verpflichtung in das Jammerthal der civilisirten Barbarei von ebenso gemeinen wie lasterhaften, übersättigten, abgestumpften Zweihändern sich setzen liessen, haben schwache Triebe, wenig ausgeprägten Charakter, und sind ohne oder fast ohne Instinct für den poëtischen Theil der Liebe. Allzu phlegmatische Mütter erkälten leicht die Gluth der Leidenschaft bei ihren Kindern, oder vererben diesen überhaupt weder Gluth noch Leidenschaft.

Wenn nicht Liebe, Leidenschaft, sondern der berechnende Verstand die Ehegatten zusammenführt, so fehlt vor Allem der poëtische Theil der Fortpflanzungs-Funktion und damit der eigentliche Reiz, sozusagen die Blüthe der Zeugung. Die Folge davon ist Abschwächung der poëtischen Anlage, Dämpfung der natürlichen Leidenschaft, und Förderung von Trockenheit und Kälte des Charakters bei den Nachkommen. Je mehr in einer Gesellschaft die trockenen, kalten Menschen zunehmen, desto grösser wird die Berechnung, die Ungemüthlichkeit, desto geringer der Reiz für das Schöne und für alle Ideale, die sonst den Erdensohn beglückten; in einer solchen Gesellschaft reducirt die poëtische Liebe sich auf ein Minimum, und die animalische Liebe wird bald das mehr oder minder allein Herrschende. Dass unter derartigen Verhältnissen Störung des Gleichgewichtes in dem natürlichen Verhältnisse der beiden Geschlechter sich geltend macht, und in Folge dessen auch die Wohlfahrt Schaden leidet, wird ohne Weiteres klar.

Wollen wir das richtige Verhältniss der beiden Geschlechter und möglichst viele glückliche Ehen erzielen, so müssen wir darauf hinwirken, dass die poëtische Liebe gepflegt werde, und dass diese allein über die Wahl der Gatten entscheide. Und

hierzu ist der erste Schritt: gute Erziehung der Frauen, Cultur der Ideale.

§. 272.

Es wurde dargethan, dass die Liebe der Frauen zu den Männern und der Männer zu den Frauen nicht ausschliesslich aus dem Reize des engeren Geschlechtslebens, sondern zum Theile auch noch aus anderen Quellen entspringe.

David Hume[197]) sagt von der Liebe der beiden Geschlechter unter Anderem: „Es ist offenbar, dass diese Leidenschaft in ihrem natürlichsten Zustande aus der Verbindung dreier verschiedener Impressionen oder Leidenschaften entspringt, nämlich aus der angenehmen Empfindung, welche die Schönheit erweckt, aus dem körperlichen Instincte nach Fortpflanzung, und aus einer grossmüthigen Zärtlichkeit oder einem Wohlwollen". — Wir müssen auf alle diese drei Quellen unsere Aufmerksamkeit lenken.

Allgemeines Wohlwollen bei beiden Geschlechtern, insbesondere aber bei den Frauen, ist die Grundlage dauernden Lebensglückes und treuer Liebe. Ohne Wohlwollen ist nur die rein animalische Liebe ausgesprochener Wüstlinge und entarteter Creaturen denkbar; ohne Wohlwollen wird die Liebe der Frauen ein verzehrendes Feuer gemeiner Brunst. Wir müssen das Wohlwollen pflegen, wir müssen vorzugsweise das Weib wohlwollend machen, um die gegenseitige Liebe der beiden Geschlechter zu veredeln und so dem praktischen Materialismus, dem grössten socialen Gifte, vorzubeugen.

Da die Liebe auch das Product der von der Schönheit des anderen Geschlechtes erweckten Empfindung ist, so wird es darauf ankommen, die Menschen überhaupt, die Frauen insbesondere durch gute und vollkommene Pflege des leiblichen und sittlichen Lebens schön zu machen, mit natürlicher Frische zu erfüllen, und gute Begriffe von dem ursächlichen Verhältnisse, welches zwischen Gesundheit, Tugend und Schönheit waltet, zu verbreiten. Sehr förderlich ist hier der Abschluss der Ehen aus Liebe; denn die in wahrer Liebe erzeugten und unter einem inniger Liebe fähigen Herzen gereiften Sprösslinge haben bei

guter Erziehung und Pflege am meisten Aussicht, schön, gesund und sympathisch zu werden.

§. 273.

Weil, nach Adam Smith's[198]) sehr richtiger Auffassung, „in der Liebe eine starke Mischung von Menschlichkeit, Edelmuth, Güte, Freundschaft und Hochachtung vorkommt", so begreift es sich, dass die innige Pflege aller dieser Tugenden die Liebe der beiden Geschlechter auf das Entschiedenste kräftigen müsse, und dass wahre und umfassende, tiefe und dauernde Liebe nur das Eigenthum edler Wesen sein könne.

Diese wahrhaft noble Liebe, in welcher der Drang der Fortpflanzung nur einen Theil ausmacht, ist beziehungsweise höchst uneigennützig, und mag immerhin mit diesem Namen belegt werden, so lange man eben einen absoluten Sinn ferne hält.

Man kann diese noble, diese umfassende Liebe der reinsinnlichen Liebe gegenüberstellen, und die letztere als eine selbstsüchtige auffassen.

„Die reine Liebe", meditirt Friedrich Ancillon[199]) „kann nur im Gegensatze zur sinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer inneren Natur aufgefasst werden,... Die sinnliche Liebe strebt nur nach sinnlichem Genuss, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Wesen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit, die äussere Gestalt mehr als die innere Harmonie, wilde Hingebung mehr als Anmuth und Liebe. Mit dem Genusse verfliegt das Bedürfniss, mit dem Bedürfniss das Sehnen nach dem ausschliesslichen Besitze des geliebten Gegenstandes. Die wahre Liebe will vor allen Dingen sich von der Innigkeit der gegenseitigen Gefühle überzeugen. Auf diese allein legt sie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles Andere, was für die sinnliche Liebe zur Hauptsache wird, ist für die wahre Liebe nur Nebensache und erregt nur ihre Sehnsucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier verwandten Seelen. Vollkommene Durchdringung und Verschmelzung derselben ist das Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückseligkeit gewähren. Ein jeder Schritt,

welcher sie diesem Ideale näher bringt, sei er auch dem Scheine nach noch so unbedeutend, gibt den Liebenden mehr Freude, als der Besitz ihres Gegenstandes der sinnlichen Liebe geben und verschaffen kann. Vor allen Dingen wollen sich die Liebenden wechselseitig geistig besitzen und finden sich beiderseits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung selig".

„Während die eigennützige Liebe", entwickelt Ancillon weiter, „Alles auf sich selbst bezieht, und in den Anderen nur das schätzt und sucht, was ihr nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuss verspricht, bezieht sich das edlere, reiner liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus sich selbst heraus". —

Menschen, deren Geist und Gemüth harmonisch entwickelt, deren Triebe (so weit dies überhaupt möglich) unter die Herrschaft eines wohl erzogenen Willens gestellt sind, beschränken sich nicht auf die sinnliche Liebe, gehen nicht auf in jener Selbstsucht, die zu den Erscheinungen eines nackten Zeugungstriebes gehört, sondern sind fähig, aus sich selbst heraus zu treten und relativ uneigennützig zu lieben. Bei solchen Wesen mit ausgebildetem Gefühlsleben und Anlage zur Tugend verbinden sich die Regungen des Fortpflanzungstriebes, die lange unbewusst bleiben, mit den Regungen aller edlen Gefühle, und so erklärt es sich, dass bei veredelten Persönlichkeiten die Liebe etwas Umfassendes ist, etwas Ideales, welches das geistig-sittliche Zusammenpassen der beiderseitigen Organisationen erzielt.

§. 274.

Die edle, umfassende Liebe der beiden Geschlechter wird durch ein Moment ganz besonders gestört: durch den praktischen Materialismus der Bank und des Wirthshauses. Wenn wir nur einiger Maassen uns vergegenwärtigen, wie unheilvoll Habsucht und Trunksucht auf die ganze Constitution des Menschen wirken, wie sie die poëtischen Elemente des Lebens vergiften und die Pilzvegetationen der Gemeinheit wuchern machen, so begreifen wir leicht, dass der menschlichen Wohlfahrt nichts verderblicher werden müsse, als der Geist des Banken- und des Wirthshausthums.

Immerwährende Beschäftigung mit Geld und Geldeswerth, Messung aller Menschen und Dinge mit dem Maasstsabe des Kaufmannsthums, Verderbung der Ideale durch den Cultus des Mammon: dies vergiftet das weibliche Gemüth vollständig, zerstört alle edlen Seiten der Liebe, und gestattet nur dem reinanimalischen Wollusttriebe Entwickelung, ja begünstigt diesen auf das Mächtigste.

Wenn Väter, Brüder und Gatten im Wirthshause dem Bacchus dienen, anstatt in der Familie am Webestuhle des Geistes und Gemüthes thätig zu sein, bleiben die weiblichen Wesen des Hauses sich selbst überlassen, werden einseitig, entwickeln sich in falscher Richtung, weil der corrigirende und befruchtende geistige Einfluss edler Männlichkeit ihnen abgeht, und werden auch in Angelegenheit der Liebe prosaïsch.

Eine Gesellschaft, deren Männer den Kaufmanns- und Wirthshausgeist pflegen, ist der Boden für die Entartung der Frauen, für die Verderbung der Liebe, für das Wuchern der Gemeinheit.

§. 275.

Bei aller Poësie, auf deren Fundament wir die Liebe der Geschlechter stellen, muss es uns aber ferne liegen, die Phantasie der Frauen zu erhitzen und selbe mit Bildern zu erfüllen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen. Täuschung wie Enttäuschung ist nirgends so gefährlich, als in Liebessachen, und bringt nirgends unglücklichere Wirkungen hervor, als bei einem sich selbst überlassenen Weibe. In einem Zeitalter, wo die Männer Sklaven des Wirthshauses und der Börsengeschäfte sind, wo die Kunst Routine wird, und alles Ideale in die Schablone sich gepresst und mit dem Kaufmannsmaasse sich gemessen sieht, wo nicht die Weisen, sondern die Menschenschlächter die Obersten sind, und der Mann nicht in seiner moralischen Qualität, sondern nur in seiner pecuniären oder kriegerisch-raufboldischen Leistungsfähigkeit in Betrachtung kommt: in einem solchen Zeitalter ist Allzuviel des Romanelesens wegen der bitteren Täuschungen und schmerzhaften Enttäuschungen für Frauen besonders gefährlich.

Die anderen Leidenschaften.

§. 276.

Man kann die Leidenschaften abseitens der Liebe in weltliche und religiöse unterscheiden, und kann sagen, dass, wenn die ersteren bei beiden Geschlechtern ziemlich gleichmässig vorkommen, die letzteren mehr bei den Frauen angetroffen werden. Zu den weltlichen Leidenschaften zähle ich hier den Hass, den Geiz, den Neid, die Zornmüthigkeit, die Trägheit, die Ehrsucht, u. s. w. Die politischen Leidenschaften, welche eine besondere Kategorie der weltlichen ausmachen, werden weit mehr von den Männern, als von den Frauen gehegt, ausgenommen bei sehr exaltirten Nationen, wo zuweilen die Frauenzimmer weit toller in der Eselei politischer Leidenschaften wühlen, als die Männer.

§. 277.

Wenn aus der Sorge für das eigene Selbst eine Sucht, eine Leidenschaft geworden ist, wenn Selbstsucht den Charakter des Menschen ausmacht, so ist das Dasein des Unglückseligen für diesen selbst eine Plage, für den Menschenfreund etwas Trauriges, für den normalen Alltagsmenschen etwas Widerliches. Einem Schmarotzer gleich, absorbirt die Selbstsucht das Beste in ihrem Träger, verdirbt das Gemüth, schädigt in gewisser Weise den Geist, und zerstört die Blüthen der Glückseligkeit, der eigenen wie der fremden. Niemand gewinnt durch die Selbstsucht: Alle verlieren durch dieses Scheusal, und am meisten werden dadurch geschädigt die Frauen, im Alter der Entwickelung, zu allen Zeiten des Lebens.

Selbstsüchtige Weiber üben auf ihre Umgebung einen sehr nachtheiligen Einfluss aus, zertreten die Blüthen aller edlen Gefühle, fördern den Cynismus und den Kaufmannsgeist, und tragen wesentlich dazu bei, die Nützlichkeit populär zu machen und damit die höhere moralische Civilisation zu verhindern.

§. 278.

Wie verhält es sich mit den Leidenschaften des Hasses, des Geizes, des Neides, des Zornes, der Trägheit, der Ehrsucht, des Spieles, u. s. w., bei den Frauen? Offenbaren diese Passionen und Laster bei dem weiblichen Geschlechte sich anders, vielleicht auch intensiver, als bei dem männlichen, oder greifen sie dort weniger tief, als hier? Hass, Geiz, Neid, und wie diese Erbärmlichkeiten sonst heissen mögen, werden im Ganzen durch den Geschlechtsunterschied wenig beeinflusst, weil sie mehr mit der menschlichen Natur im Allgemeinen in Beziehung stehen. Man hat zwar oft beobachtet, dass die Frauen im Spiele, im Hasse, im Neide, etc., Grossartiges leisten; wer aber wollte behaupten, dass die Laster des männlichen Geschlechtes geringer wären? Die Gesellschaft wird durch die Laster der Frauen in heftigere Bewegung versetzt, als durch die Laster der Männer, weil sie an jene nicht so gewöhnt ist, als an diese.

§. 279.

Immanuel Kant[200]) hat sehr trefflich den Hochmuth charakterisirt; sehen wir zu, ob vielleicht diese Charakteristik eine Handhabe bietet, zu beurtheilen, welches der beiden Geschlechter mehr zu derartigem Laster disponirt sei. „Dass der Hochmuth“, sagt Kant, „welcher gleichsam eine Bewerbung des Ehrsüchtigen um Nachtreter ist, und denen verächtlich zu begegnen er sich berechtigt glaubt, ungerecht und der schuldigen Achtung für Menschen überhaupt widerstreitend sei: dass er Thorheit, das ist Eitelkeit im Gebrauche der Mittel zu etwas, was in einem gewissen Verhältnisse gar nicht den Werth hat, um Zweck zu sein, ja dass er sogar Narrheit, das ist ein beleidigender Unverstand sei, sich solcher Mittel, die an Anderen gerade das Widerspiel seines Zweckes hervorbringen müssen, zu bedienen, (denn dem Hochmüthigen weigert ein Jeder um desto mehr seine Achtung, je bestrebter er sich darnach bezeigt) — dies Alles ist für sich klar“.

Wenn wir diese Begriffsbestimmung des Hochmuths betrachten und deren Inhalt mit dem Wesen des Weibes in Parallele setzen,

so kommt es uns vor, als ob der weibliche Mensch von Natur aus mehr dem Hochmuthe sich zuneigte, als der männliche, und als ob die ganze gegenwärtige Erziehung diesen Fehler nur begünstigte. Die Frau, und besonders die nach den Schablonen des Geldwechsler-, Hof- und Offiziersgeistes erzogene, bewirbt sich um Nachtreter, will gelobt und bewundert sein, und sehr häufig die Stauner, Schmeichler, Anbeter geringschätzen, verachten, mit ihnen spielen. Sind die äusseren Verhältnisse dieser nichtswürdigen Posse günstig, so entwickelt der Hochmuth der Weiber zuweilen sich zu einer äusserst gefährlichen Höhe und vermag das Wohl der Gesellschaft zu schädigen; weil ansteckender Natur, verbreitet dieses Laster sich über die Volksschichten, welche eigentlich den Kern der staatlichen Gemeinschaft repräsentiren, und löscht in dem Maasse seiner Entwickelung immer mehr die Sittlichkeit aus.

Der Hochmuth wird weit weniger bei den Frauen der eigentlichen Aristokratie, als vielmehr bei den Weibern der bürgerlichen hohen Beamten, Professoren und Millionäre angetroffen; ja, wahre Aristokratinnen, insbesondere bei den romanischen Völkern, sind sogar selten hochmüthig. Der Hochmuth jener bürgerlichen Frauen ist sehr ekelhaft, er ist vollendete Thorheit, und hat eine ebenso armselige Weltanschauung, wie verkehrte Erziehung, Eitelkeit und Neid zur Grundlage.

§. 280.

„Die verderblichsten Glück- und Freiheitsfeinde der Menschen“, bemerkt August Theodor Stamm[201]), „sind die Habsucht und der sich selber wollende Ehrgeiz. Sie constituiren den Lebensinhalt der reichthums- und herrschafts-süchtigen Pfaffen und Despoten, den Lebensinhalt der titel-, ordens- und adelssüchtigen Crapüle, den Lebensinhalt sich selbst überhebender, stolz aufgeblasener Weiber. Sie dienen nur der Aeusserlichkeit und unterwerfen das bessere Sein des Menschen verächtlichem Schein. Sie waren die Triebfedern für die Bedrückungen und ungerechten Besitzthumsverhältnisse der Vergangenheit; sie sind das Viehthum der vergangenen und gegenwärtigen Menschheit“. — So Stamm.

Man kann sagen, dass Habsucht und der auf das eigene Selbst sich beziehende Ehrgeiz dem weiblichen Geschlechte und durch dieses letztere den Nachkommen äusserst verderblich werden. Die Erziehung liegt hauptsächlich in den Händen der Mütter; die Grundsätze, welche die Mutter den Kindern einflösst, sind von Dauer. Werden die Kinder nach den Grundsätzen der Hab- und Ehrsucht erzogen, in Selbstüberhebung und Hoffarth, in Hochachtung des Flitters, im Cultus des äusseren Scheines und in Geringschätzung des inneren Wesens, so tritt das Bestialische hervor und die neue Generation wird cynisch, ganz geeignet, dem Geiste des Landsknecht- und Geldwechslerthums als dichtestes Behältniss zu dienen.

Wie gefährlich also Selbstsucht, Hochmuth und Habsucht bei den Frauen sind, geht aus dem Bisherigen zur Genüge hervor.

§. 281.

Dass die Leidenschaften alle ihre Wurzeln in der Selbstliebe haben, behauptet J. P. Marat [202]), und mit Recht.

Wenn also die Beziehungen des Menschen zu sich selbst die Quellen der Leidenschaften sind; wenn allzu grosse Selbstliebe dem Menschen überhaupt, den Frauen insbesondere gefährlich ist; wenn die aus übermässiger Selbstliebe der Frauen entspringenden Passionen die Nachkommenschaft so heftig bedrohen; — so ist es klar, dass alle jene gesellschaftlichen Zustände, welche darauf hinwirken, die Selbstliebe und weiter die Selbstsucht zu steigern, den Leidenschaften sehr förderlich und den Frauen hierdurch sehr bedrohlich sein werden.

Bei allzu intensiver Pflege der Selbstliebe wird die Eitelkeit und Alles, was damit zusammenhängt, auf das Aeusserste begünstigt. Es ist demnach in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes strenge darauf zu achten, dass der Eitelkeit unter keiner Bedingung Spielraum zugestanden werde.

§. 282.

Eine wahre Leidenschaft, ja ein erbärmlicher Zustand des Leidens, der besonders dem weiblichen Geschlechte in aller und

jeder Weise nachtheilig wird, ist die schlechte Laune. Dieser Jammer gründet sich auf eine Verfassung des Nervensystems, die als Unzufriedenheit mit Menschen und Dingen, vorzugsweise mit dem Ganzen der Lebenslage sich kennzeichnet und theilweise Folge eigentlicher Erkrankung, meistens aber das Resultat fehlerhafter Erziehung ist.

Mit Recht sagt P. Foissac[203]): „Wir kennen keinen schlimmeren Fehler des Charakters, kein weniger heilbares Leiden der Seele, als die schlechte Laune oder die ununterbrochene Unzufriedenheit mit Allem, was ist und geschieht. Diese Art sittlicher Erkrankung ist unangreifbar, hat nur ein eingebildetes Dasein, und ist der Vernunft wie der Philosophie unzugänglich. Ohne Zweifel ist die schlechte Laune eine bedauernswerthe Anlage des Geistes, welche man mit zur Welt bringt, und welche eine selbstsüchtige Persönlichkeit und eine missgünstige Eitelkeit zu erwirken scheint. Von Kindheit auf kündigt sie sich durch einen reizbaren und schwer zu befriedigenden Charakter an; sie übt auf die Familie despotische Herrschaft, begehrt alle Vorzüge und stört den Frieden des Hauses. Später erkennt man diesen mürrischen Geist noch daran, dass er von den Regeln der Wohlanständigkeit sich befreit, Alles auf sich bezieht, über eingebildete Ungerechtigkeiten sich beklagt und, missgünstig gegenüber dem den ersten Platz Behauptenden, nur sehr unwillig den zweiten Platz einnimmt. Neidisch auf die Erfolge Anderer, immer findend, dass man sein Verdienst nicht hoch genug anschlägt, gedrückt durch alle Fehler seines Ehrgeizes, wird der Schlechtgelaunte wild und menschenfeindlich". — So weit die sehr richtige Beurtheilung des Uebels durch Foissac.

§. 283.

Ein von dem Uebel der schlechten Laune befallenes Frauenzimmer hat sozusagen den Teufel im Leibe und ist häufig genug die Ursache des Unglücks einer ganzen Familie, die Veranlassung schlechter Pflege und Erziehung der Kinder, der Impuls für den nicht ganz charakterfesten, nicht ganz eisernen Mann, die Familie zu fliehen und das Glück ausserhalb des Hauses zu suchen.

Aeusserst selten ist es möglich, die schlechte Laune eines Weibes gründlich zu beseitigen. Da dieses Uebel in den Verhältnissen der Organisation wurzelt und diese selben von den Erzeugern auf die Erzeugten vererbt, durch Pflege und Erziehung entwickelt werden, so ist in der grössten Mehrzahl der Fälle Verminderung der Heftigkeit einzelner Symptome das einzig Erreichbare.

Was aber besser ist, als alles Heilen und Mildern, ist das Verhüten des Uebels. Und das vollzieht sich, indem Die, welche neuen Menschen das Leben geben, ihr ganzes Dasein nach der Hygieine und nach einer naturgemässen Moral einrichten, ihre Kinder sorgfältig pflegen und correct erziehen, und insbesondere vor Selbstüberhebung, Eitelkeit, Eigensinn, Unzufriedenheit, durch das gute Beispiel und durch strenge Zucht kräftigst bewahren. Leider aber sind die ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse in der grossen Zahl civilisirter Raubstaaten danach angethan, bei den von Skrophulose, Syphilis, Gicht, Bleichsucht und tausend anderen elenden Uebeln Zerfressenen und Gepeinigten die Unzufriedenheit zu nähren, die Selbstsucht, die Eitelkeit, den Eigensinn und andere aus pathologischer Beschaffenheit von Säften und Geweben quellende Ungereimtheiten zu begünstigen. Demnach bedarf das sociale Leben unmittelbar der Verbesserung, der Erfrischung und Salubrification, damit die schlechte Laune bei den Einzelnen nicht Wurzel fasse und der herrschende Zustand werde.

§. 284.

Wir haben bereits ausgesprochen, dass die sogenannten religiösen Leidenschaften im Allgemeinen bei dem weiblichen Geschlechte häufiger vorkommen, als bei dem männlichen. Es gründet dieser Ausspruch sich auf die Betrachtung und Auffassung ruhiger, wenigstens von religiösen Kämpfen freier Zeiten. Während religiös bewegter Epochen leisten Männer sehr viel in religiösen Leidenschaften, wenn auch hier die religiösen Elemente nicht rein, sondern meistens oder vielfach von politischen Elementen durchsetzt sind.

„Alle weltlichen Leidenschaften", sagt K. W. Ideler[204]),

„richten sich auf bestimmte Verhältnisse des äusseren socialen Lebens, welche sie ihrem Zwecke dienstbar zu machen streben; ihr dringendes Interesse erheischt es daher, dass sich Besonnenheit und Thatkraft in einem möglichst hohen Grade mit einander paaren, weil sie ausserdem ihr Ziel gänzlich verfehlen und sich in unfruchtbarer Sehnsucht bis zum Verschmachten abquälen würden. Die frommen Leidenschaften wenden sich dagegen ursprünglich von der Sinnenwelt ab, um sich ganz in die Ewigkeit und Unendlichkeit der unsichtbaren Welt zu vertiefen, daher sie denn im Gegensatz zu jenen einen contemplativen, sentimentalen Charakter annehmen, welcher in der religiösen Schwärmerei zur höchsten Entwickelung kommt. Am deutlichsten prägt sich derselbe natürlich aus, wenn die frommen Leidenschaften sich rein von jeder Verbindung mit dem Ehrgeiz und der Herrschsucht erhalten haben, dagegen sie durch die Verschmelzung mit letzteren mehr das Gepräge der weltlichen Begierden annehmen“.

Und weiter bemerkt Ideler: „Schon an sich ist eine lebendige Phantasie nur schwer der strengen Verstandesdisciplin zu unterwerfen, da sie, den Gemüthsinteressen schmeichelnd, in deren unablässiger Regung einen so mächtigen Beistand findet, mit welchem sie so oft den Sieg über die Besonnenheit davon trägt. Um so leichter unterjocht sie den durch falsche und widersprechende Begriffe geschwächten Kopf, welcher ihrer Gaukelei fast gar keinen Widerstand entgegensetzen kann, und erglüht sie gar in dem wilden Feuer der Leidenschaften, so waltet sie unbeschränkt im Bewusstsein, um kaum noch einen Rest von gesunden Begriffen übrig zu lassen. Zu diesen, ihrem zügellosen Wirken günstigen Bedingungen muss man bei der frommen Schwärmerei noch hinzurechnen, dass letztere den Blick von der wirklichen Welt ab- und der unsichtbaren zuwendet, deren Verhältnisse sich nur ahnen, aber nicht in bestimmten Begriffen auffassen lassen. Da es nun der frommen Schwärmerei ein dringendes Bedürfniss ist, sich diese Verhältnisse möglichst lebendig zu vergegenwärtigen, um sich ganz in sie hineinzuleben, und aus ihnen Nahrung für ihre Hoffnungen, Wünsche oder auch Befürchtungen zu schöpfen, so ruft sie die Phantasie zur Hülfe,

um jene in Bilder einzukleiden und dadurch dem gläubigen Verlangen anschaulich zu machen. Wenn die Kunst im Dienste der Religion ihre erhabensten und vollendetsten Gebilde hervorgebracht hat, so muss die Phantasie dagegen in die fratzenhafteste Unnatur ausarten, wenn sie die Herzensbedürfnisse der Schwärmerei dolmetschen soll". — In welcher Beziehung steht dies Alles zu dem weiblichen Geschlechte?

§. 285.

Das ganze Leben des Mannes ist nach Aussen hin ein unmittelbares; die Sinne werden hier in- und extensiv stark und unmittelbar in Anspruch genommen; das Gefühl tritt gegen den Verstand zurück; die ganze Thätigkeit des Mannes und der Kampf um das Leben sind rege, energisch; — aus diesen und anderen Gründen kommen bei dem männlichen Geschlechte religiöse Leidenschaften äusserst selten rein zur Entwickelung, überhaupt ungleich seltener vor, als bei den Frauen.

Unter gewissen leiblichen Verhältnissen, unter dem Einflusse einer bestimmten Erziehung, und bei Anwesenheit kirchlicher Zustände, welche als eine in den Mantel des Glaubens und Aberglaubens gehüllte Pfaffenherrschaft sich bekunden, entwickeln sich bei Frauen mit sehr lebhafter Phantasie, beschränktem Verstande und falscher Unterrichtung religiöse Leidenschaften, die auf dem Wege der sogenannten psychischen Ansteckung sich verbreiten, und um so gefährlicher werden, je stärker hierarchische Interessen walten und je mehr das Licht der Vernunft erstickt wird.

Dort, wo die Frauen heftiger Exaltation fähig sind, begegnen uns auch (unter entsprechenden Verhältnissen) heftigere religiöse Leidenschaften. Die Personen, in deren Interesse solche Leidenschaften sind, nisten am liebsten in Ländern sich ein, wo die Frauen exaltirt sind, und suchen dort mit dem grössten Nachdrucke alle und jede Geistesregung zu verhindern, der Phantasie ihren natürlichen Corrector zu nehmen.

§. 286.

Grad und Art der religiösen Leidenschaften sind bei den Frauen je nach Civilstand, Alter, Constitution und Temperament, Beschäftigung, etc., verschieden. Unverheirathete und kinderlose Frauen, die nichts weiter zu thun haben, als ihre Rente zu verzehren, denen der Spiegel sagt, dass die Jugend längst hinter ihnen ist, und deren Verstand so beschaffen ist, dass sie davon weiter nicht belästigt werden, haben bei melancholischem Temperamente, armseliger Constitution und reizbarem Nervensysteme am meisten Anlage zu den religiösen Leidenschaften. Auf derartige Individuen speculieren auch die religiösen Furcht- und Hoffnungverkäufer, Weltbeherrscher und Unfehlbaren, und sie speculiren richtig.

Frauen, die in ihrer Jugend in Liebessachen des Guten zu viel thaten, reich an Phantasie, arm an Verstand, und über die Maassen nervös sind, befreunden sich ganz besonders mit den religiösen Leidenschaften. Ueberhaupt stehen diese letzteren zu gewissen Zuständen der Zeugungsapparate in innigster Beziehung, — ein Punkt, der so allgemein bekannt ist, dass jede weitere Erörterung überflüssig uns erscheint.

Der Charakter.

§. 287.

Nationalität und Volksschichte geben dem Charakter der Frauen zunächst sein Gepräge; weiter kommen hierin die individuellen und die Lebensverhältnisse in Betrachtung, der Zustand der allgemeinen Gesundheit und der Sittlichkeit.

Bei allen Nationen und Volksschichten unterscheidet der Charakter der Frauen sich von dem der Männer durch grössere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Vergleicht man die Frauen unter einander, so zeigen sich grosse Differenzen in Bezug auf den ganzen Charakter und das Verhältniss von dessen Bestandtheilen bei den verschiedenen Rassen und Bevölkerungsschichten. Da jede Volksschichte anders sich nährt, anders erzogen wird,

kurzum in anderer Atmosphaere und unter anderen Bedingungen aufwächst, so müssen auch die Organisationen und damit die Charaktere sich unterscheiden; eine Differenz, die bei den Frauen vielleicht noch deutlicher sich offenbart, als bei den Männern. Was hier von Volksschichten gesagt wurde, gilt von Nationen in noch höherem Maasse.

Auf die öffentlichen Zustände in einem Lande hat der Charakter der Frauen den grössten Einfluss, und umgekehrt sind es wieder die öffentlichen Zustände, welche den Charakter der Frauen bestimmen, oder doch zum grössten Theile bestimmen helfen. Abscheulich wird der Charakter der Frauen überall, wo die Leidenschaft des Börsenspieles alle edlen Strebungen und humanen Regungen verdrängt, oder wo unvernünftige Despoten hausen, die ihre Herrschaft auf die niedrigen Begierden, auf die rein-animalischen Triebe ihrer Sklaven gründen. Vortrefflich wird der Charakter der Frauen, wenn eine schöne und beglückende Religion die Keime der Nächstenliebe in alle Herzen legt, wenn die Hervorragenden und Mächtigen die edlen Triebe des Gemüthes entwickeln und Alles pflegen, was das Leben verschönert, verbessert und versüsst.

§. 288.

Voltaire[205]) macht mehrere anziehende Bemerkungen über den Charakter; so unter Anderem: „Kann man den Charakter ändern? Ja, wenn man den Körper ändert. Es kann sich ereignen, dass ein unruhiger, unbeugsamer, gewaltthätiger Mensch, der im Alter vom Schlagflusse befallen wurde, gleichsam in ein albernes, weinendes, furchtsames und friedliches Kind sich verwandelt. Sein Körper ist nicht mehr derselbe. Aber, sowie seine Nerven, sein Blut und sein verlängertes Mark in diesem Zustande sich befinden, wird sein Naturel, als den Instinct eines Wolfes und eines Marders, nichts mehr verändern“.

„Der Charakter“, sagt Voltaire weiter, „wird gebildet von unseren Ideen und unseren Gefühlen; nun steht es sicher, dass man weder seine Gefühle noch seine Ideen sich selbst gibt: demnach kann unser Charakter nicht von uns abhängen“.

Und endlich bemerkt Voltaire: „Das Alter schwächt den Charakter ab; es ist dasselbe gleichsam ein Baum, welcher nichts hervorbringt, als einige entartete Früchte, die jedoch immer von derselben Natur sind; der Baum bedeckt sich mit Knoten und Moos, und wird wurmstichig: aber er ist immer Eiche oder Birnbaum". —

§. 289.

Weil der Charakter eine der Offenbarungen der körperlichen Gesammtverfassung ist, modificiren Pflege und Erziehung denselben, und entscheiden die leiblichen Verhältnisse der Erzeuger über den moralischen Charakter der Erzeugten. Das weibliche Geschlecht bleibt mit Denen, welchen das Leben es verdankt, länger in familiärem Verkehre, ist länger, als der männliche Theil der Nachkommen, von den Besonderheiten der Pflege und Erziehung im Elternhause abhängig; daher wird der Charakter des Weibes in weit höherem Grade ein Spiegelbild des Familiencharakters, als der Charakter des Mannes. Diese Thatsache erklärt es, warum bei dem Abschluss einer Ehe so häufig der allgemeine Charakter der Familie der Braut erforscht wird und warum in Ostindien die Brahmanen auf diesen Punkt so grosses Gewicht legen; man vergleiche das Gesetz des Manu[205*]).

Zuweilen bemerken wir, dass in der Ehe der Charakter des Weibes sich ändert, manchmal nach jenem des Mannes sich gestaltet. In dem letzteren Falle sehen wir auch äusserliche Aehnlichkeiten bei den Gatten immer mehr sich ausbilden, und im ersteren so gut wie im letzteren Falle erleidet die Organisation durch den Einfluss der neuen Lebensverhältnisse die tiefstgreifenden Veränderungen.

Wenn auch im Alter der Charakter sich schwächt (bei den Frauen oft genug weniger, als bei den Männern), so bleibt doch abseitens krankhafter Zustände die Art des Charakters immer die nämliche: nur quantitativ ist hier die Abnahme, die Qualität erhält sich. Indessen gibt es bei den Frauen Charaktereigenschaften, die mit den Jahren immer intensiver sich geltend machen, somit quantitativ zunehmen; besonders wird Der-

artiges bei verschiedenen melancholisch-cholerischen Weibern wahrgenommen.

§. 290.

Alles Naturwüchsige, Unmittelbare, Edle, Reine, Gediegene im Charakter der Frauen wird in kleinen Residenzen und in Städten, wo der Geldsack die herrschende Macht ist, zu Grunde gerichtet. An allen solchen Orten findet man meistens nur verfälschte Frauencharaktere, entartete Complexionen, Tünche, Katzengold, Jämmerlichkeit, feige Hinterlist oder dicke Protzigkeit, Nervosität, wüthende Leidenschaften unter dem Deckmantel der Nächstenliebe, infernalische Verfolgungswuth unter der Maske liberalster Duldung, eine Sprache der Blumen und Süssigkeiten, die mit frevelhaftem Hohne oder mit den giftigsten Pfeilen und Nadeln imprägnirt ist, einen Menschenhass oder eine Menschenverachtung, die grossartig genannt werden könnten, wenn sie nicht so grausam wären. So sind es die äusseren Verhältnisse, welche den Charakter der Frauen auf das Mächtigste beeinflussen, beziehungsweise verderben.

Von der Fortpflanzung.

§. 291.

Einweiberei und Vielweiberei, Keuschheit der Frauen, Fruchtbarkeit, diese und andere Momente pflegen dem ganzen socialen Leben das bestimmteste Gepräge aufzudrücken. Zu allem gesellschaftlichen Leben gehören in vorderster Reihe zwei Theile: Männer und Frauen; in weiterer Folge die Verhältnisse, welche die äussere Welt bietet. Da nun die gegenseitige Beziehung der beiden Geschlechter in sehr bedeutendem Grade von der Fruchtbarkeit, von der Keuschheit und von der Zahl der an einen Mann gebundenen Frauen abhängt, so ist es klar, dass dies Alles auf das Zusammenleben der Menschen, auf deren staatliche, kirchliche und andere Umstände den grössten Einfluss ausüben müsse, weil es eben die Stellung der Ehegatten zu einander, die

wirthschaftlichen und moralischen Begriffe der Männer, und das Lebensglück von Frauen und Männern bestimmen hilft.

§. 292.

Der Werth der Frauen richtet sich in der grössten Mehrzahl der von Menschen bewohnten Gegenden nach den Entäusserungen des Fortpflanzungslebens; nur die höchst civilisirten Völker sehen über dieses Moment hinweg und suchen in der moralischen Seite des Weibes Anhaltepunkte für dessen Werthschätzung. Doch bietet gerade bei den höchst civilisirten Nationen das Fortpflanzungsleben der Frau die Eigenthümlichkeit dar, am längsten zu dauern, am meisten mit Keuschheit sich zu paaren, und in Bezug auf Fruchtbarkeit ein gewisses mittleres Maass einzuhalten. Wäre dem nicht so, so hätte das weibliche Geschlecht bei diesen Nationen seinen hohen Werth nicht erlangt, und die Völker hätten nicht es vermocht, zu der Höhe der Cultur emporzusteigen.

Je länger das Weib im Alter der Blüthe und Fruchtbarkeit verharrt, desto grösser ist der Reiz, den es auf den Mann ausübt, und desto grösser ist seine gesellschaftliche Bedeutung. Ein verlängertes Gattungsleben hat demnach immer Erhöhung des Werthes der Frauen in der civilisirten Gesellschaft zur Folge. Die Mittel, das Gattungsleben der Frauen naturgemäss zu gestalten und zu verlängern, werden von der Gesundheitspflege, Erziehungskunst, Moral und einer versittlichten Volkswirthschaft geboten.

Einweiberei und Vielweiberei.

§. 293.

Die thatsächliche (nicht die formelle) Vielweiberei macht aus der Frau eine Sklavin des Mannes; die thatsächliche (nicht die formelle) Einweiberei macht aus der Frau eine Gefährtin des Mannes. Um das Weib zu heben, muss also auch die Polygamie der Monogamie den Platz einräumen.

Wie verhält sich die Einweiberei, wie verhält sich die Vielweiberei zu den beiden Geschlechtern?

Eduard von Hartmann[206]) denkt über diese Frage also: „Mir scheint sich dies Räthsel*) so zu lösen, dass der Instinct des Mannes Polygamie, der des Weibes Monogamie fordert, dass daher überall, wo der Mann ausschliesslich dominirt, rechtlich Polygamie herrscht, hingegen da, wo der Mann durch höhere Bildung dem Weibe eine würdigere Stellung eingeräumt hat, auch die Monogamie zur gesetzlich allein gültigen Form geworden ist, während sie von Seiten der Männer factisch in keinem Theile der Welt strenge innegehalten wird. Dass die Monogamie die Form sei, welche in der Menschheit für die längste Zeit ihres Bestehens factisch herrschen wird, ist schon in der Gleichzahl der Individuen beider Geschlechter angezeigt. Wenn für den Mann die Ehebruchsgelüste so schwer zu besiegen sind, so ist dies nur eine Wirkung seines Instinctes zur Polygamie; wenn aber ein Weib, das an seinem Manne einen ganzen Mann hat, Ehebruchsgelüste hat, so ist dies entweder eine Folge völliger Entartung oder der leidenschaftlichen Liebe". — So Hartmann.

§. 294.

Naturgemässe Verhältnisse angenommen, zeigt sich nur dort Neigung des Mannes zur Vielweiberei, wo die Frauen rasch verblühen und zugleich keine höhere geistig-sittliche Anlage bekunden, wo die Nahrung nicht durch mühselige Arbeit erworben zu werden braucht, und wo der Respect vor dem Starken bis in das Aeusserste geht. Lange Dauer der Blüthe und Fruchtbarkeit bei dem Weibe, Sittenreinheit seitens beider Geschlechter, fleissige Arbeit, dies Alles fördert Einweiberei und lässt Polygamie verächtlich werden, tilgt jeden etwaigen Instinct zu Vielweiberei bei dem Manne, und lässt überhaupt solches Verlangen gar nicht zur Geltung kommen. Nicht höhere Bildung an sich befördert Monogamie; die Dauer der weiblichen Blüthe und die hiermit zusammenhängenden socialen Umstände erwirken die Einweiberei in erster Reihe.

*) „ob Polygamie oder Monogamie die dem Menschen natürliche Form ist"?

Die Neigung zur Vielweiberei scheint bei dem Manne und in Ländern, wo das Geschlechtsleben der Frauen relativ lange dauert, erst eigentlich unter pathologischen Verhältnissen sich zu entwickeln; so unter dem Einflusse der Ueppigkeit, der Sittenlosigkeit, des schlechten Beispiels, des Börsenspieles, etc. Leute, die ernten ohne zu säen, die ohne geistige Interessen ihre Tage in üppigem Wohlleben verbringen, keine richtigen Begriffe von Sittlichkeit haben, und bewusst oder unbewusst zum Cynismus sich bekennen: solche Wichte üben Polygamie und geben durch dieselbe öffentlich Aergerniss. Unter den nämlichen Verhältnissen entsteht aber auch bei dem Weibe der Trieb, mit mehr als einem Manne zu scherzen, die Neigung zu Vielmännerei, Polyandrie; eine Erscheinung, welcher man weit weniger bei einzelnen Stämmen wilder Menschen, als vielmehr im höchst raffinirten Theile der gesitteten Welt begegnet.

§. 295.

Liebe umfassender Art, nicht als blosser Trieb zu geschlechtlicher Vereinigung, verhindert unter sonst normalen Verhältnissen Polygamie und Polyandrie. Wo Liebe unmöglich ist, einerlei ob bei wirklichen oder bei civilisirten Wilden, kann Monogamie nur durch das Gesetz erzwungen werden, und die Frauen erweisen sich als unfähig, richtiges Verständniss für den moralischen Theil der Einweiberei zu fassen.

John Lubbock [207]), der die Ursache der in heissen Ländern so oft vorkommenden Polygamie in dem raschen Verblühen der dortigen Frauen sucht, bemerkt unter Anderem: „Wenn Liebe nicht von Uebereinstimmung der Ansichten, Strebungen und Sympathieen abhängt, sondern lediglich nur von äusserer Anziehung, dürfen wir uns nicht wundern, dass jeder Mann, welcher es zu thun im Stande ist, mit einer Reihe von Beischläferinnen sich versorgt“... — Auch dies weiset deutlich auf den (wenn man so sagen soll) poëtischen Theil der Liebe als Verhinderungsmittel der Vielweiberei hin. Demnach ist in civilisirten Ländern edle Liebe zwischen Frauen und Männern die mächtigste Schutzmauer gegen die Unsittlichkeit und die festeste Grundlage alles Gedeihens für das Weib und die Nachkommenschaft.

§. 296.

Montesquieu[208]) kommt bei Betrachtung der Vielweiberei aus einem allgemeinen Gesichtspunkte zu dem Schlusse, dass dieselbe weder dem Menschengeschlechte im Ganzen, noch einem der beiden Geschlechter irgendwie nütze, und auch den Kindern gar keinen Vortheil bringe. — In der That lässt kein einziger moralischer Vortheil der Polygamie sich entdecken.

Für das weibliche Geschlecht im Besonderen wird die thatsächliche Polygamie ein Hemmniss der Entwickelung aller moralischen Eigenschaften und, in Ländern europäischer Gesittung, auch ein Mittel zur Beförderung von Unsittlichkeit und Familienunglück. Wo ein Mann neben seiner Frau Beischläferinnen unterhält, wird die Sittlichkeit aller Theile geschädigt, die Frau wird unglücklich, und die Erziehung der Kinder mehr oder minder verfehlt, gestört, beeinträchtigt. Wo die Frau neben ihrem Manne Anbeter empfängt, werden ihre eigenen sittlichen Interressen, Familie, Gatte und Hauswesen im höchsten Grade geschädigt. Für europäisch-civilisirte Länder ist demnach die Vielweiberei das grösste Gift.

Keuschheit.

§. 297.

Zu den festesten Grundlagen alles gesunden gesellschaftlichen Lebens gehört Keuschheit, zunächst bei dem weiblichen Geschlechte. Ich verstehe durch das Wort Keuschheit aber nicht jene einsiedlerische Enthaltung von allen Genüssen und Lebensfreuden, nicht jene Kasteiung und Weltentsagung, welche das Leben verrückter Büsser kennzeichnet, sondern begreife unter Keuschheit die Ehrbarkeit der Menschen in Gedanken, Worten und Handlungen, die naturgemässe und einfache Vollziehung der Geschlechtsfunction als Ausdruck wirklicher Liebe der beiden Geschlechter, und die Enthaltung vom Beilager bis zum Abschlusse der gesetzmässigen Ehe.

Je mehr solcher naturgemässen Keuschheit waltet, desto

natur- und gesundheitsgemässer ist das ganze sittliche Leben, desto grösser das leibliche Wohlsein der Staatsbürger.

Werden Ueberspanntheiten in den Begriff der Keuschheit gebracht, so tritt ohne Weiteres die Gefahr der Verderbung desselben ein, und Heuchelei verbreitet sich wie eine ansteckende Krankheit. In diesem Falle wird das weibliche Geschlecht stärker von dem Hebel ergriffen, und durch die Frauen erfährt die neue Generation die schlimmsten, die unheilvollsten Impulse.

§. 298.

Wirklich naturgemässe Keuschheit des weiblichen Geschlechtes gründet vor Allem sich auf körperliches Wohlsein. Eine Gesellschaft von siechen Creaturen, mögen solche noch so gesund zu sein scheinen, wird entweder durch Unkeuschheit oder durch überspannte Begriffe von Keuschheit, meistens durch beiderlei sich auszeichnen, und die Frauenzimmer werden in beiden Extremen Matadoren sein.

Zu Erzielung naturgemässer Keuschheit gehört also zunächst Erwirkung guter und dauerhafter Gesundheit des ganzen physischen und moralischen Menschen, Tilgung erblicher Krankheiten, und Entfernung von Elend und Ueppigkeit. In den Volksklassen, welche von Elend heimgesucht oder von Ueppigkeit umgarnt sind, kommt niemals naturgemässe Keuschheit zur Vorstellung, weil niemals die volle Gesundheit waltet. Wie können in einem von krankem Blute durchdrungenen Gehirne correcte Begriffe von Keuschheit sich bilden? Und ist das Blut der Sklaven des Elends und der Lasterknechte der Ueppigkeit vielleicht gesund?

§. 299.

Das Fortpflanzungsleben überhaupt, das der Frauen insbesondere, soll stets unter dem intensivsten Einflusse der Züchtigkeit seinen Verlauf nehmen. Nichts schadet dem Charakter, dem ganzen moralischen Wesen des Weibes mehr, als ein Gattungsleben ohne den Corrector der Züchtigkeit, als Beischlaf ohne die sorgfältigste Fernehaltung unkeuscher Gedanken und Worte.

Mit Recht erkennt Franz Volkmar Reinhard[209]) in allen Entäusserungen der Unkeuschheit den Ausdruck heftigen Geschlechtstriebes; so fasst er auf: „alle unreinen Bilder und Vorstellungen der Phantasie"; „alle unreinen Wünsche, Begierden und Lüste"; „alle verliebte Schwärmerei, wenn sie sich der ganzen Seele bemächtigt, in müssige Empfindelei ausartet"; „Hang zu einem wollüstigen Müssiggange"; „alle unzüchtigen Blicke und Geberden"; „alle Reden, welche die Wirkungen und Ausschweifungen des Geschlechtstriebes in Scherz verwandeln"; „Mangel der nöthigen Schamhaftigkeit"; „die Buhlerei, oder das Bestreben, wo man den Geschlechtstrieb Anderer durch allerlei Künste auf sich zu lenken, und zu reizen sucht".

Wenn also Unkeuschheit auf heftigen Geschlechtstrieb und, wie hinzugesetzt werden muss, auf Mangel an Erziehung und Selbstbeherrschung sich gründet, so wird es darauf ankommen, die Heftigkeit des Zeugungstriebes zu mässigen. Dies geschieht durch strenges Leben nach den Grundsätzen der Gesundheitspflege, durch eine das Gemüth veredelnde und den Willen lenkende private und öffentliche Erziehung, wie endlich durch kräftige Anregung aller höheren Interessen.

Weil grösserer Luxus und alle anderen die Sinne stark reizenden Einflüsse den Zeugungstrieb vermehren, die Selbstbeherrschung vermindern und das Feuer des Geistes schwächen: darum ist ein luxuriöses, ein vorwiegend sinnliches Leben bei beiden Geschlechtern ein Mittel zu Vermehrung und Verstärkung der Unkeuschheit, und dem weiblichen Geschlechte besonders gefährlich.

§. 300.

Ueberall, wo die Unkeuschheit in Gedanken, Worten und Handlungen bei den Frauen sehr allgemein ist, sind auch die Krankheiten der inneren Geschlechtsorgane sehr häufig. Wenn wir die von August Hirsch[210]) gebrachten und auf die Krankheiten der weiblichen Genitalien (mit Ausnahme des Kindbettfiebers) bezüglichen Zahlen in das Auge fassen, glauben wir darin nur Belege für die Richtigkeit unseres Ausspruches zu finden.

„Innerhalb der gemässigten und kalten Breiten", sagt Hirsch, „lassen sich alle Unterschiede, welche die Krankheitsfrequenz hier überhaupt zeigt, in der That lediglich auf den Einfluss socialer Verhältnisse zurückführen; überall und zu allen Zeiten haben vorwiegend Städte den Sitz jener Leiden des weiblichen Geschlechtes gebildet, die, namentlich unter dem Einflusse einer modernen Civilisation, ebenso in den vielfach verkehrten und verderblichen Sitten der höheren Gesellschaft, wie in dem mangelhaften, kümmerlichen und mühseligen Leben des Proletariats, eine üppige Quelle ihrer Genese gefunden haben, während sich andererseits die weibliche Bevölkerung des flachen Landes immer und überall einer gewissen Exemption von denselben erfreut hat".

Die socialen Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, verderben Leib und Sitten, und erzeugen Krankheiten der inneren Zeugungsorgane bei den Frauen, — zugleich Alles, was Unsittlichkeit, Unkeuschheit ist, auf das Mächtigste nährend. Daher finden wir überall dort jene Krankheiten häufig, wo die Unkeuschheit häufig ist; denn beide Uebel, wenn auch nicht immer in einem Individuum gemeinsam vorkommend, entspringen aus der nämlichen Hauptquelle.

§. 301.

Ueberfüllung der bewohnten Orte mit Menschen verschlechtert Gesundheit und Sitte: in den Regionen des Elends, wo jeder kleinste Raum fast mehr Menschen bergen muss, als er nur aufzunehmen vermag, herrscht Siechthum, Unkeuschheit, und findet jeder böse Keim den fruchtbarsten Boden. Wo Unkeuschheit das Kennzeichen des öffentlichen Geistes ist, kann man ohne Weiteres annehmen, dass ein guter Theil des Volkes in überfüllten Löchern wohne und grossem Elende verfallen sei; dass Prostitution zahllosen Frauen den Lebensunterhalt gewähre, und dass niederträchtige Blutsauger die Massenarmuth vermehren und das Volk in Pesthöhlen immer mehr verdichten.

Grosse Extreme des Besitzes fördern immer die Unkeuschheit, machen dieses Uebel allgemein, verderben die Frauen, und zwar am meisten, wo Entartung als Folge auftritt und wo der

Uebermuth auf Kosten der dem Elende Verfallenen sich entwickelt.

Fruchtbarkeit.

§. 302.

Auf die moralische Gesammtverfassung des Weibes haben Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit den grössten Einfluss. Der Himmel unfruchtbarer Frauen ist immer umwölkt, von Zufriedenheit und wirklichem Lebensglück bei diesen Wesen niemals die Rede, und Gesundheit, Wohlbefinden selten mehr, als ein frommer Wunsch. Fruchtbarkeit, wenn mit Wohlbefinden gepaart, gehört zu den Bedingungen voller Zufriedenheit und wahren Lebensglückes, trägt viel dazu bei, das Gemüth zu erheitern und den Organismus vor Erkrankungen zu bewahren.

Zu Befestigung glücklicher Verhältnisse in Gesellschaft und Familie, zu Wahrung gesunden Lebens der Frauen gehört es, auch Unfruchtbarkeit zu verhüten. Damit dies gelinge, ist es nöthig, über die Veranlassungen der Unfruchtbarkeit nachzudenken.

§. 303.

In manchen Familien vermindert sich die Fruchtbarkeit immer mehr, und die Geschlechter sterben aus. Diese Erscheinung wird entweder dadurch verursacht, dass wegen beständigen Heirathens im Kreise der Blutsverwandtschaft die nothwendige Auffrischung des Blutes nicht erfolgte, oder aber dadurch, dass die Stammhalter von Leidenschaften, Ausschweifungen und Krankheiten geschwächt wurden, die Frauen verkehrter Erziehung und unpassender Pflege genossen, und unter Verhältnissen aufwuchsen, welche geeignet waren, alles Naturfrische zu unterdrücken, zu veröden und zu verkümmern.

Wo die Unfruchtbarkeit nicht auf die Familie, sondern nur auf das Individuum sich bezieht, wird dieselbe durch alle Momente verschuldet, welche die Thätigkeit der inneren Geschlechtsapparate krankhaft verändern, es möge dies mittelbar oder unmittelbar geschehen.

§. 304.

Menville de Ponsan[211]) bringt höhere Grade von Beleibtheit und andererseits auch höhere Grade von Magerkeit in sehr enge Beziehung zu dem Unvermögen der Frauen, ihrerseits zur Vermehrung des Menschengeschlechtes mitzuwirken; die sehr mageren Frauen seien indessen immer noch fruchtbarer, als die sehr fetten. Häufige Fehlgeburten, sehr oft wiederholter Beischlaf, ein glühendes oder ein schwaches, erschlafftes Temperament, traurige Bewegungen des Gemüthes, Mangelhaftigkeit der sittlichen und leiblichen Beziehungen zwischen Mann und Weib, Gestank aus Nase und Mund, Krankheiten, welche gewisse Theile des Gesichtes betreffen, dies Alles helfe Unfruchtbarkeit einer Frau erwirken.

Menville de Ponsan macht ferner darauf aufmerksam, dass manche Frauen, die durch eine lange Reihe von Jahren unfruchtbar waren, mit Aenderung ihres Temperamentes fruchtbar wurden, und dass Weiber von wenig Leidenschaftlichkeit in Sachen der Liebe die fruchtbarsten oft seien, die mit glühendem Temperamente oft die unfruchtbarsten. —

Sehr beleibte Frauen charakterisirt jene Art des thierischen Haushaltes, welche mit massenhafter Ablagerung von Fett einhergeht. Ein jedes solche Individuum verwendet im Stoffwechsel die ihm gebotenen Nährstoffe unverhältnissmässig mehr nach der Richtung des eigenen Selbst, als nach Richtung der Abkömmlinge. Es ist demnach hier die Ernährung unverhältnissmässig intensiver, als die Thätigkeit der Fortpflanzung.

Bei den allzu mageren Frauen scheint der Stoffwechsel relativ zu rasch sich zu vollziehen; diejenigen Ueberschüsse, welche sonst dem Aufbaue neuer Wesen sich zuwenden, fehlen hier mehr oder weniger. Demnach haben allzu magere Frauen weit mehr mit sich selbst, als mit der Gattung zu thun, und sind aus diesem Grunde minder fruchtbar.

§. 305.

Häufige Fehlgeburten, allzu oft wiederholter Beischlaf, heftige Leidenschaften, dies Alles setzt die Function der Fort-

pflanzung, das Gattungsleben herab, weil es die inneren Zeugungsorgane des Weibes krank macht und dadurch bewirkt, dass der Process der Eibildung mehr oder minder tiefe Störungen erleidet.

Leibliche und sittliche Disharmonie zwischen Mann und Frau stört mittelbar und unmittelbar die Thätigkeit der Fortpflanzung, setzt mittelbar und unmittelbar die Fruchtbarkeit herab. Wo an physischer Uebereinstimmung es fehlt, werden die inneren Genitalien entweder nicht genügend, oder in allzu hohem Maasse gereizt. Wo moralische Uebereinstimmung nicht vorhanden ist, kann von ebenmässiger Erregung der genannten Apparate keine Rede sein. Dasselbe kann man sagen, wenn ekelhafte Krankheiten das Gesicht des einen der beiden Gatten, und in unserem Falle der Frau, entstellen und wenn irgend ein Theil des Leibes widerlichen oder abscheulichen Geruch verursacht.

Eine selten beachtete, indessen sehr gewichtige Ursache der Unfruchtbarkeit der Frauen hat L. F. E. Bergeret[212]) des Genaueren bezeichnet; es besteht dieselbe in dem Betruge, welcher bei Vollziehung des Beischlafes von dem Manne an der Frau hier und da ausgeübt wird, um die Entstehung von Nachkommen zu verhindern. In Folge dieses Betruges werden die Weiber meistens von schleichenden Entzündungen der Gebärmutter, der Eierstöcke u. s. w. befallen, und es ist mit der Bildung von Eiern, die der Befruchtung fähig sind, zu Ende.

§. 306.

Ueber die Ursachen der Unfruchtbarkeit der Frauen haben J. Matthews Duncan[213]) und Charles Darwin[214]) interessante Betrachtungen angestellt. Duncan legt auf das Alter der Eheschliessung das grösste Gewicht, und weist nach, dass von den Frauen, welche zwischen dem funfzehnten und neunzehnten Jahre in die Ehe traten, etwa sieben Procent unfruchtbar blieben, wogegen von den zwischen dem zwanzigsten und vierundzwanzigsten Lebensjahre in die Ehe getretenen Frauen fast alle Kinder zur Welt brachten.

Darwin macht darauf aufmerksam, dass Unfruchtbarkeit

in Familien des hohen Adels häufig eine Folge unpassender Auswahl der Gatten sei, ungeeigneter Zuchtwahl, wenn man richtig es sagen soll.

Die oberste Bedingung einer fruchtbaren Ehe ist, abgesehen von Gesundheit, das Zusammenpassen der beiden Zeugenden. Zunächst bezieht dies sich auf das Alter: weder zu jung noch zu alt dürfen die Gatten sein, und die Altersverschiedenheit beider soll das Maass des Möglichen niemals überschreiten. Stets soll die Frau jünger sein, als der Mann; Frauen sollen nicht vor dem zwanzigsten und nicht mehr nach dem vierzigsten, Männer nicht vor dem vierundzwanzigsten und nicht mehr nach dem fünfundfunfzigsten Lebensjahre in die Ehe treten; die Frau soll vom Manne im höchsten Falle um funfzehn Jahre an Alter übertroffen werden.

Aber diese obersten Voraussetzungen der Auswahl und auch der Fruchtbarkeit werden in einer Gesellschaft, deren ganzes Interesse um Geld und Geldeswerth sich dreht, im Allgemeinen nicht beachtet, und sie werden auch dort nicht wahrgenommen, wo starre Familiengesetze die Auffrischung des Blutes durch geeignete Fremde und niedriger auf der Sprossenleiter des Zweihänderstalles Stehende nicht erlauben.

§. 307.

Francis Galton[215]) kam bei seinen Studien über die Verhältnisse der Nachkommenschaft bei den Peers von England zu äusserst interessanten Ergebnissen; so fand er, dass die Verheirathung des Stammhalters der Familie mit der einzigen Tochter einer anderen (im Range gleichen) Familie, welche zugleich dieser letzteren einziges Kind ist (also mit einer „Erbin“*), im Gegensatz zu Nichterbinnen), der Vermehrung des Menschengeschlechtes, der Fruchtbarkeit Abbruch thue. Galton stellt, nur die männlichen Nachkommen in das Auge fassend, folgende Tabelle zusammen:

*) heiress

Zahl der Söhne in jeder Ehe	Je hundert Ehen: Zahl der Fälle, wo die Mutter „Erbin“	Zahl der Fälle, wo die Mutter keine „Erbin“
0	22	2
1	16	10
2	22	14
3	22	34
4	10	20
5	6	8
6	2	8
7	0	4
	100	100

Ferner fand Galton, dass hundert Peers, welche Erbinnen geheirathet hatten, 208 Söhne und 206 Töchter zeugten, wogegen hundert Peers, welche mit anderen Frauen, die keine Erbinnen waren, sich verehelichten, 336 Söhne und 284 Töchter erzeugten. — Man sieht hier einen sehr bedeutenden Unterschied der Fruchtbarkeit und begreift ohne Weiteres, dass richtige Auswahl der Gatten, Mischung des Blutes durch Kreuzung der Rassen, auch bei dem menschlichen Weibe zu den Bedingungen der Fruchtbarkeit und des normalen Lebens gehöre.

Diese Auswahl wird erwirkt durch die unter gesunden Verhältnissen erwachende Liebe. Es ist eine natürliche Norm, dass nur die aus wirklicher Liebe geschlossenen Ehen der Menschheit zum Heile gereichen.

§. 308.

Familien, in denen männliche Erben nicht vorkommen, und insbesondere solche, wo die Eltern nur eine einzige Tochter erzeugten, sind in Sachen der Fortpflanzung schon weit hinter dem Punkte der Blüthe und Vollkraft, und Frauen aus solchen Familien erweisen in der Regel sich als wenig fruchtbar, zum Theile als ganz unfruchtbar, und können nur mit einem besonders kräftigen und gesunden Manne vereinigt auf genügend zahlreiche und lebenskräftige Nachkommenschaft rechnen.

Schon der alte indische Gesetzgeber Manu[216]) verbot den Brahmanen, aus Familien ohne männliche Nachkommen Frauen zu nehmen; denn er wusste Das aus der Erfahrung, was P. Foissac[217]) mit tiefer wissenschaftlicher Begründung aus-

spricht: „Die beschränkte Fruchtbarkeit und die Unfruchtbarkeit bei Individuen und in Familien sind Zeichen der Entartung oder der erfüllten Bestimmung“.

Wo die Fähigkeit der Fortpflanzung ungeschwächt ist, kommt bei beiden Geschlechtern leicht jene gesunde Sympathie und jene Uebereinstimmung zu Tage, welche, nach Walter Bagehot's[218]) sehr richtiger Bemerkung, die Ursache der Auswahl ist.

Von Leben und Tod.

§. 309.

Das leibliche und sittliche Dasein der Frauen durchläuft innerhalb der ihm gegebenen Zeit die Stadien der fortschreitenden Entwickelung, des scheinbaren Stillstandes und der Rückbildung. In einem jeden dieser Zustände zeigt das Weib ein anderes Gesammtbild, und in jeder Schichte der Gesellschaft ist dieses Gesammtbild ein anderes, nicht der Art, sondern der Menge seiner einzelnen Theile nach verschieden.

Zahlreiche Verhältnisse der Erblichkeit, der Erziehung und Bildung, des Wohlstandes, der Stellung und des Ranges, der Gesundheit und gesammten Leibesverfassung, sie beeinflussen den Verlauf der Lebenserscheinungen, und bewirken, dass eine jede Altersperiode bei den Frauen Eigenthümlichkeiten zeigt, welche je nach der Volksschichte, zu der die weiblichen Wesen gehören, dieses oder jenes Gepräge vorzugsweise annehmen.

Das Gattungsleben der Frauen tritt nicht bei allen Volksschichten zu der nämlichen Zeit ein und hört auch nicht zu der nämlichen Zeit auf; es tritt dasselbe nicht überall gleich schwer oder gleich leicht ein.

In jeder Schichte ist das Geistesleben der Frauen desselben Alters bezüglich seiner quantitativen Entäusserungen ein anderes, wenn auch überall dieselben Qualitäten zum Vorschein kommen. Dasselbe kann von dem Gemüths- und Gefühlsleben gesagt werden.

Auch der Tod zeigt in seinen Vorläufern und Erscheinungen Modificationen je nach der Volksklasse: jede Klasse hat ihre besondere Art zu sterben.

Altersverhältnisse.

§. 310.

Ein kleines Mädchen von zwei Jahren bekundet schon nach allen Richtungen hin, dass es zum weiblichen Geschlechte gehöre, und zwar so deutlich, dass ein Zweifel nicht übrig bleibt. Wer behauptet, es sei bis in das siebente, oder gar bis in das zehnte Lebensjahr hinein gar kein weiterer Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern, als der auf die Zeugungsorgane bezügliche, beweist, dass er Kinder noch niemals genauer beobachtete.

Von der zartesten Kindheit bis zum höchsten Alter geht durch alle Mitglieder des weiblichen Geschlechts ein charakteristischer Grundzug, der im Laufe der fortschreitenden Entwickelung immer mehr hervortritt, während der Zeit der höchsten Entfaltung seine Culmination erreicht, und im Laufe der rückschreitenden Metamorphose an Intensität abnimmt: die Weiblichkeit; ein Merkmal, welches auch dem weibischesten Manne und dem entmannten Vertreter des starken Geschlechtes fehlt, und wiederum selbst dem ärgsten Mannweibe eigen ist. Weiblichkeit ist der psycho-physische Gesammtausdruck des schönen Geschlechts, der Organisation der Frau. Weiblichkeit ist in der Jugend ein glänzender Stern, im Alter ein wärmendes Kaminfeuer, immer die Quelle der Aesthetik und Poësie, und der Heiligenschein auf dem Haupte ebenso der idealen Frau, wie der Erbgesessenen des Obstmarktes.

§. 311.

J. Michelet[219]) macht folgende sehr richtige Bemerkung: „Die Bewegungsnerven sind*) entwickelt und thätig vor den Kräften des Gleichgewichts, welche die Gegenschwere ausmachen. Diese beständige Thätigkeit belästigt uns und erregt uns zuweilen; wir bedenken nicht, dass dieses Alter das Leben selbst ist. Andererseits sind die Empfindungsnerven vollkommen und damit die Fähigkeit zu beiden vorhanden, und auch die Fähigkeit zu lieben, in einem höheren Grade, als gewöhnlich geglaubt wird.

*) bei Mädchen von vier Jahren

Man sieht dies an den Findelkindern*): viele von diesen Geschöpfen, welche man bis zu vier oder fünf Jahren bringt, sind untröstlich und sterben dahin. Merkwürdiger Weise drückt in diesem so zarten Alter die Empfindlichkeit in Sachen der Liebe stärker durch die Nerventhätigkeit sich aus, als bei der erwachsenen Frau. Ich bin darüber erschrocken. Die Liebe, in den Geschlechtswerkzeugen noch schlummernd, scheint in jenen Punkten des Rückenmarkes, welche dem Gattungsleben vorstehen, schon gänzlich erwacht zu sein. Kein Zweifel, dass unter geringfügigen Veranlassungen schon Vorempfindungen, Ahnungen sich zeigen". — Es sollen diese Worte Michelet's genügen, um unsere Aufmerksamkeit einer gewichtigen Sache zuzulenken.

Der grosse Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern schon in dem frühesten Alter wird durch das Bisherige in unzweideutiger Art bewiesen. Wo wäre bei einem Knaben in der Zeit des vierten und fünften Lebensjahres eine so bedeutende Ausbildung des feineren Bewegungs-, Empfindungs- und Gefühlsvermögens wahrzunehmen? Das Naturell des männlichen Kindes ist dem des weiblichen in vielen Stücken fast ganz entgegengesetzt, und Alles läuft darauf hinaus, bei dem Knaben mehr den Verstand, bei dem Mädchen mehr das Gefühl und Gemüth zu vertiefen.

§. 312.

Weil Liebe und Alles, was darauf sich bezieht, bei dem weiblichen Kinde schon sich regt, durch Koketterie und viele andere Erscheinungen sich offenbart, während das männliche Kind in dieser Beziehung so gut wie gar nicht in Betrachtung kommt, sind Mädchen der Verderbung mehr preisgegeben, als Knaben, und erfordern daher einer weit strengeren Erziehung und Obhut, als ihre Brüder. Ein Mädchen fasst rascher auf, urtheilt schneller, ist handfertiger, schlauer, als eine Knabe, bedarf daher auch der grössten Sorgsamkeit, die jedoch niemals in Verzärtelung ausarten soll. Leider thut sie dies recht häufig,

*) weiblichen Geschlechts

weil die feinere Organisation des weiblichen Kindes, trotz aller ihr eigenen Zähigkeit, zu vielen falschen Folgerungen und verkehrten Maassnahmen Anlass gibt.

Es kann nichts Gefährlicheres geben, als Phantasie und Leidenschaften schon bei kleinen Mädchen anzufachen. Die Folgen solchen Beginnens sind äusserst verhängnissvoll für die Zeit der Jugend und für das ganze Leben; denn es tritt unter diesen Umständen die Thätigkeit der Zeugungsorgane weit vor der entsprechenden Periode ein, und diese Verfrühung erschüttert meistens die ganze Organisation in ihren Grundfesten und schadet dadurch dem Wohle der Nachkommenschaft auf das Beträchtlichste.

§. 313.

Von dem Beginne des eigentlichen Mädchenalters an wird das schöne Geschlecht in den höheren Klassen der Gesellschaft vorzugsweise psychisch, in den niederen Klassen physisch gequält, oder doch vielfach gequält, selten ganz normal behandelt. Dort sind es allzu frühe Anstrengung des Geistes und Einimpfung von allerhand grossen Eseleien, auch giftigen Potenzen; hier ist es zunächst Ueberbürdung durch Arbeit und weiter gar oft das schlechte Beispiel, was die natur- und gesundheitsgemässe Entwickelung des Mädchens beeinträchtigt.

„Mädchen", sagt Oskar Heyfelder[220]), „leiden meist unter dem Unfug, dass man sie in einem Alter, wo sie selbst noch wachsen, schwach und unentwickelt sind, zu Kindermädchen macht und viele Stunden lang unverhältnissmässig schwere Kinder herumtragen lässt, eine Unsitte, die meist die älteren Geschwister in recht armen Familien, verwaiste, um Gottes Willen angenommene Kinder, oder junge Dienstmädchen, an denen man Lohn ersparen will, betrifft. Solch' vielstündiges Tragen von verhältnissmässig zu schweren Kindern ist eine der häufigsten Ursachen zu Rückgratsverkrümmungen".

„Was den Inhalt des Lernens betrifft", bemerkt Heyfelder, nachdem er über die allzu frühe Geistesanstrengung den Stab gebrochen, „so ist derselbe durchgängig, und zwar vom Beginne

der Schule an, nicht einfach genug. Neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen, den sogenannten Elementarfächern, lässt man Knaben und Mädchen noch alles mögliche Andere treiben, Sprachen und Künste, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten".

Noch viel schlimmer kommt jener Theil der Mädchen weg, der den Proletariern der Fabriken und der oberen Klassen angehört.

§. 314.

Die an den Frauen begangenen Sünden rächen sich an den Nachkommen, am Menschengeschlechte. Zahllose Leiden der Kinder und die oft genug so beträchtliche Sterblichkeit in der Jugend, sie lassen vielfach auf leibliche oder geistige Ueberbürdung, Misshandlung der Mütter in den Mädchenjahren sich zurückführen. Jede Mutter, die einem gesunden, kräftigen Kinde das Leben geben soll, muss selbst wohl sein. Ueberbürdung lähmt die Kräfte und verhindert ebenso das Wohlsein, wie der Mangel an Thätigkeit in seiner Art dies thut.

Am meisten werden die den Kreisen der Massenarmuth entsprossenen Mädchen geschädigt, und zwar körperlich durch Zuviel, geistig durch Zuwenig von Thätigkeit, körperlich durch erbärmliche Pflege, geistig durch Vernachlässigung der intellectuellen Cultur und durch Einimpfung moralischen Giftes. Bei den Mädchen aus höheren Ständen arbeiten in der Regel die Muskeln zu wenig, Nerven und Gehirn zu viel, zu gutem Theile auch in falscher Richtung. Nicht zu geringem Theile aus diesen Ursachen kommt es, dass dort die Nachkommenschaft elend, hier spärlicher und, ohne Auffrischung des Blutes durch Fremde, wenig fortpflanzungfähig ist.

§. 315.

In den Fabriken wird die kleine Arbeiterin zunächst in ihrer körperlichen Entwickelung gehemmt. Diese Thatsache, welche jedem Beobachter des Fabrikslebens sich aufdrängt, ist von S. Sr. Coronel[221]) durch Zahlen ausgedrückt worden. Coronel fand bei den arbeitenden Kindern des Proletariats und bei den nicht arbeitenden Kindern von Berufsgenossen, die ausser-

halb der Fabriken thätig waren, zu Hilversum in Holland folgende Maasse:

Alter	Körperhöhe der Kinder von Fabrikarbeitern	
	Knaben	Mädchen
6 Jahre	0,965 Meter	0,918 Meter
7 „	1,057 „	1,097 „
8 „	1,199 „	1,131 „
9 „	1,118 „	1,154 „
10 „	1,199 „	1,198 „
11 „	1,299 „	1,191 „
12 „	1,201 „	1,238 „
13 „	1,294 „	1,278 „
14 „	1,371 „	1,359 „

Alter	Körperhöhe der Kinder von anderen Berufsgenossen	
	Knaben	Mädchen
6 Jahre	1,055 Meter	1,092 Meter
7 „	1,109 „	1,178 „
8 „	1,284 „	1,210 „
9 „	1,166 „	1,197 „
10 „	1,266 „	1,231 „
11 „	1,318 „	1,214 „
12 „	1,367 „	1,345 „
13 „	1,269 „	1,421 „
14 „	1,403 „	1,410 „

Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die Fabrikarbeit und die damit verbundenen Misshelligkeiten nicht nur sehr nachtheiligen Einfluss auf die Kinder üben, sondern den Mädchen noch schlimmer bekommen, als den Knaben. Nun bleibt der Organismus nicht nur so im Wachsthume zurück, ohne zugleich nicht auch krank zu; die Hemmnisse des Wachsthums entspringen aus einem krankhaften Zustande, welcher wieder die Folge des ganzen, die Eltern und die Kinder betreffenden Elends ist.

Es wird begreiflich, dass, weil Mädchen durch die Fabrikarbeit noch mehr geschädigt werden, als Knaben, die leibliche Verfassung der in den Fabriken arbeitenden Bevölkerungen um so mehr ruinirt werden müsse, je mehr und je früher das weibliche Geschlecht genöthigt ist, in den höllischen Pestanstalten, welche den Namen der Fabriken führen, zu sein.

Benjamin Phillips[222]), einer der besten Erforscher der

Skrophelkrankheit, prüfte auch das Verhältniss der Nahrungsweise zu diesem Leiden und kam zu dem Ergebnisse, dass überall, wo die Nahrung spärlich ist und die Alimente schlecht sind, und zugleich sonst ungünstige Beziehungen der Pflege, Beschäftigung u. s. w. walten, die Skrophelkrankheit hervortritt. —

In der grossen Mehrzahl der Fabriken und in der ganzen Fabriksarbeit sind nun die Bedingungen der Skrophulose massenhaft gegeben. Diese Krankheit beeinträchtigt, wie kaum ein anderes Leiden, die Entwickelung der Organisation, und wir sehen an Orten, wo Skropheln endemisch sind, mangelhaft entwickelte Menschen. Leben nun solche Generationen in den bezeichneten jämmerlichen Umständen weiter, so verewigt sich das Siechthum und die kommenden Geschlechter überbieten die vorhergehenden an leiblichem und dadurch zuletzt auch an sittlichem Elend. Dies ist in um so höherem Maasse der Fall, je mehr das weibliche Geschlecht an einer die Kräfte erschöpfenden und die Moral vergiftenden Fabrikarbeit activ Antheil nehmen muss, und in je früherem Lebensalter die Qual beginnt.

§. 316.

Alle sittlichen Leiden bedürfen einer rein-körperlichen Vorbereitung. Diese letztere ist bei den unteren Klassen der Gesellschaft durch die Störungen gegeben, welche das Elend im thierischen Haushalte hervorbringt. Kommt nun der Mangel an Erziehung und der ebenso allzu frühe, wie allzu freie Verkehr mit dem anderen Geschlechte in den Fabriken und in den mit Menschen überfüllten Wohnsitzen hinzu, so wird es begreiflich, dass junge Mädchen weit vor der naturgemässen Zeit in das Gattungsleben treten und moralisch erkranken oder entarten, Dienerinnen des Lasters werden.

Eugen Buret[223]) bemerkt mit Recht: „Das Elend und die grosse Industrie, welche alle Lebensalter und beide Geschlechter bunt durcheinander werfen, jene in den engen Wohnungen und selbst in dem nämlichen Bette, diese in den Werkstätten, sie führen unmittelbar zu einer unerlaubten und allzu frühen Annäherung der Geschlechter“. Und weiter sagt Buret: „Man wird uns der Uebertreibung anschuldigen, wenn

wir erklären, dass ein gewisser Grad des Elends und gewisse Professionen das junge arme Mädchen mit Nothwendigkeit und unvermeidlich der Prostitution zutreiben, und dass dasselbe nicht blos menschlichen Willen, sondern geradezu Heroïsmus besitzen müsse, um den Verführungen zu widerstehen"... So Buret.

Der vor Verderbniss schützende Damm bei einem jungen Mädchen ist die Schamhaftigkeit. Wird dieser Damm durchbrochen, so verliert das ganze leibliche und sittliche Leben seinen natürlichen Stütz- und Schwerpunkt, und es treten krankhafte Zustände ein, welche alles Böse auf das Mächtigste befördern, dem Dasein des Weibes eine falsche Richtung und einen verhängnissvollen Inhalt geben, und dadurch die Wohlfahrt der zukünftigen Geschlechter erschüttern. Man sorgt für die Menschheit, wenn man das weibliche Geschlecht vor der Fabrikarbeit und natürlich auch vor dem Elende bewahrt.

§. 317.

Man kann sagen, dass alle civilisirten Völker das nämliche Ideal der Jungfräulichkeit bewahren, und dass bei allen die Jungfrau das schönste und blühendste Geschöpf sei. Die Zahl der Jungfrauen, welche diesem Ideale nahe stehen, ist je nach dem Zustande der allgemeinen Sittlichkeit verschieden, in verderbten Ländern und Gesellschaften weit kleiner, als in unverdorbenen. Aber auch der allgemeine Gesundheitszustand ist hier maassgebend: wo Siechthum herrscht, stehen nur wenig, wo Gesundheit waltet, stehen viele Jungfrauen jenem Ideale näher.

Aufrechterhaltung des Ideales der Jungfräulichkeit ist im Interesse eines gesundheitsgemässen und sittlichen Lebens dringend geboten; denn wenn wir das junge Mädchen bis zum Eintritte in die Ehe vor jeder zweideutigen Berührung sorgsam wahren und auch die geistige Jungfrauschaft bis dahin vor Verletzung schützen, begründen wir gesunde und sittliche Ehebündnisse und solche Kindererziehung, halten das Laster von dem Leibe der Gesellschaft ferne, versittlichen indirect die männliche Jugend und erhalten deren Wohlsein.

§. 318.

Jungfrauen, aus denen gute, sorgsame und gesunde Gattinnen und Mütter werden sollen, dürfen nicht allein gesund und sittlich, sie müssen auch geistig angemessen entwickelt und im Besitze der nöthigen Fertigkeiten sein. Nun fragt es sich, bis zu welchem Punkte die geistige Entwickelung der Jungfrau zu gehen habe, und bis zu welchem Punkte sie gesteigert werden könne, ohne der Gesundheit und dem Gemüthsleben Eintrag zu thun.

Heutzutage werden die Mädchen mit wissenschaftlichen Einzelnheiten fast erdrückt; man fordert von den unglücklichen Wesen eine Masse von Kenntnissen, die zu grossem Theile nicht einmal geeignet sind, den Geist wahrhaft zu civilisiren, und noch weniger dazu beitragen, das Gemüth zu veredeln und die Wohlfahrt zu vermehren. Dieses Uebermaass grossentheils werthloser Kenntnisse beeinträchtigt die Weiblichkeit, erzeugt Unzufriedenheit mit der Lebenslage, und führt infolge dessen zu allerhand Tollheiten, welche ihren schreiendsten Ausdruck in dem Erstreben von Emancipation der Frauen finden.

Treibhauspflanzen sind bleich und gebrechlich. In so vielen Theilen der gesitteten Welt sind die Jungfrauen, besonders aus den gebildeteren Ständen, solche verblasste Treibhauspflanzen ohne Originalität, geschaffen so zu sagen, um nach Schablonen gepflegt, numerirt, an ein Rad in der grossen Maschinenfabrik, genannt Gesellschaft, gesetzt und da zu ewiger Langeweile verurtheilt zu werden. Diese übergelehrte, kalte, saft- und kraftlose Weibererziehung rächt sich fürchterlich am ganzen Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft durch sehr lästige Uebel, von denen Nervosität und herzlose Vielwisserei die augenfälligsten sind.

§. 319.

Alle Geistesbildung der Frau muss auf Tugend hinauslaufen und darf Weisheit nicht erzielen wollen. So wie die Frau nicht zur Vermehrung der Tugend, sondern um Weisheit zu erlangen

unterrichtet wird, verfehlt sie ihre Bestimmung und verletzt die durch die Organisation gegebenen Verhältnisse.

„In Bezug auf die Intelligenz", sagt G. Spurzheim [224]), „befindet sich das Uebergewicht entschieden auf Seite der Männer. Ich bin weit davon entfernt, zu begehren, dass die Frauen bestimmt sein sollten, einfache Werkzeuge nur abzugeben, und ich wünschte, man wäre mehr als bisher*) für die Pflege ihres Verstandes besorgt. Indessen haben Diejenigen, welche mit der Erziehung der Frauen sich beschäftigen, beobachtet, dass der Geist der letzteren geeignet sei, viele Begriffe von individuellen Dingen zu erlangen, dass die Frauen im Briefstyle einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, dass sie gut erzählen und gelungene Beschreibungen von Sitten und Gebräuchen liefern, dass ihre Bemerkungen über Einzelnheiten bewunderungswürdig sind, aber dass der weibliche Geist viel mehr mit den Entäusserungen, als mit den Ursachen sich beschäftigt. In den Künsten und in den Wissenschaften erheben die Frauen sich äusserst selten zur Stufe der Meisterschaft. Im Allgemeinen beobachtet man, dass stets, wenn von tiefen Betrachtungen**), grossen Nebeneinanderstellungen***), oder von Allgemeinheiten und Gedankensonderungen†) es sich handelt, oder wenn darauf es ankommt, Grundsätze††) oder Gesetze festzustellen, die Frauen als unter den Männern stehend befunden werden".

„Diejenigen Frauen", entwickelt Spurzheim weiter, „welche ihr Geschlecht damit entschuldigen, dass dessen Erziehung vernachlässigt werde, dürften sich erinnern, dass Musik, Malerei und Zeichenkunst weit mehr und weit allgemeiner Theil der Erziehung der Mädchen, als der Knaben ausmachen, und dass viele Frauen ausschliesslich mit diesen Künsten sich beschäftigen. Warum aber gleichen ihre Werke niemals denen der Männer?"

„Die Frauen", bemerkt Spurzheim endlich, „sind nicht

*) 1822
**) réflexions
***) combinaisons
†) abstractions
††) principes

zu Sklaven der Männer geschaffen, und auch nicht zu deren Werkzeugen. Sie [die Frauen] tragen wesentlich zur Wohlfahrt der Familie bei; die Leitung des Inneren des Hauses, der Hauswirthschaft, und besonders die erste Erziehung der Knaben und die ganze Erziehung der Mädchen, dies Alles fällt in das Gebiet weiblicher Thätigkeit. Mit Verstand ihre Pflichten erfüllend, machen die Frauen sich angenehm, anziehend und schätzbar". — Es sollen diese Worte unseren obigen Ausspruch erhärten helfen.

§. 320.

Man kann zweierlei Wissen unterscheiden, ernstes nämlich und heiteres, und man darf mit Fug und Recht jenes dem Manne, dieses dem Weibe zuerkennen. Das heitere, leichte, ungelehrte, nicht zu philosophischer Erkenntniss leitende, häusliche und gesellige Tugend fördernde, die Sittlichkeit nicht beeinträchtigende Wissen ist für den Geist der Frauen das höchste Endziel. Dieses Wissen, der heranwachsenden weiblichen Jugend so leicht übermittelbar und so selten in Wirklichkeit übermittelt, beglückt die Frau, hilft die Fehler ihres Temperamentes beseitigen, erheitert das Gemüth, und wird so eine Quelle von Glück und Segen für den Mann auch und für die Familie.

Anders das ernste, schwere, gelehrte, die philosophische Erkenntniss vorbereitende, den Tugenden gegenüber so ziemlich indifferente Wissen. Dieses verdaut und verträgt der eigens dazu organsirte Mann höherer Art, aber nicht die Frau, und sei diese von der merkwürdigsten, von der vielseitigsten Complexion. Ein Weib, welches die Kühnheit hat, solche ernste Wissenschaft zu erstreben, erreicht das Ziel nicht nur nicht, sondern pflegt die charakteristischen Merkmale der Grazie, der häuslichen Tugend, des Aufschwunges der Gefühle und der Innigkeit der Liebe zu verlieren.

Hieraus ergibt sich ein nicht misszuverstehender Wink für die Cultur des weiblichen Geistes: man quäle die Frauen nicht mit ernster und schwerer Wissenschaft, sondern erfülle sie mit leichtem, mit heiterem Wissen, und dies mit Maass und Ziel. Die heitere Wissenschaft entspricht der weiblichen Orga-

sation, befruchtet die natürlichen Anlagen, gibt dem Gemüthe entsprechend Spielraum, und ist eine treue Begleiterin und solide Freundin auf allen Lebenswegen.

§. 321.

Jungfrauen in der Zeit des Ueberganges zu dem Frauenalter und junge Frauen in der vollen Blüthe des Daseins, diese beiden Kategorieen kann man als die Axen betrachten, um welche alle männliche Welt, die für Liebe, Schönheit, Anmuth, Entzücken, Bewunderung, Erstaunen, Täuschung, Enttäuschung, Bezaubertsein, Den-kopf-verlieren, Das-herz-gewinnen u. dgl. Sinn, Verständniss und Interesse hat, sich dreht. Es gibt in der That keine herzerfrischendere Erscheinung, als ein edel geformtes, wohl gebildetes, gutes und graziöses junges Weib; es gibt keine Potenz, welche, wie ein solches olympische Weib, dem armen Sterblichen das Leben mehr zu verschönern und zu versüssen vermag.

Aber, diese Ideale von Frauen, wie selten kommen sie vor; wie viel kalte Prosa findet man unter dem schönen Geschlechte, wie viel ungraziöses Wesen, wie viel Rheumatismus, Gicht, Skropheln, Rhachitis, Nervosität, wie viel Selbstsucht und Berechnung! Eine grössere Verbreitung von Idealweibern innerhalb der civilisirten Menschheit brächte das Himmelreich auf Erden immer näher, tilgte die Mehrzahl der Uebel, und erweckte einen Geist der Ritterlichkeit und Poësie, der alles Schöne förderte und die geselligen Tugenden begünstigte.

§. 322.

Frauen in dem Alter, welches der letzte Paragraph bezeichnete, leisten als darstellende Künstlerinnen am meisten. Eine Schauspielerin unter, so gut wie über diesem Alter wird im Allgemeinen nicht den Erfolg haben, als eine solche, welcher das passende Lebensalter den Nimbus sichern hilft.

Es seien einige Bemerkungen über die Frauen des Theaters uns gestattet. Was treibt die Frau zur Bühne? In welchem Verhältniss steht das Lebensalter zur darstellenden Kunst? Welches Verhältniss besteht zwischen dem Vorurtheile der Ge-

sellschaft gegen die Schauspielerinnen, und zwischen den Schauspielerinnen und der Liebe zur Kunst?

Die Veranlassungen, welche das Weib bestimmen, dem Theater sich zu widmen, sind die Liebe zur Kunst und der Trieb der Selbsterhaltung, also: die Liebe und der Hunger. Ehrgeiz und Eitelkeit sind untergeordnete, aber darum nicht unmächtige Beweggründe. Liebe zur Kunst, Ehrgeiz und Eitelkeit kommen in den Jahren der Blüthe am meisten zur Geltung, der Hunger aber kann zu allen Zeiten des Lebens die schrecklichsten Entschlüsse veranlassen und auch Frauen, die schon über das Alter hinaus sind, zwingen, Comödiantinnen zu werden.

Nur sehr wenige Frauen gehen aus reiner Begeisterung für die Kunst und in dem Gefühle wirklichen Berufes zum Theater. Diese Wenigen, immer die Hauptpfeiler von Thalia's Tempel, nur getrieben von jenem Ehrgeize, der an die Verfolgung der höchsten Ziele sich knüpft, diese Wenigen, sage ich, sind Organisationen von höherer Art, charakteristisch in allen Theilen, kaum anders, als specifisch weiblich: wirkliche Frauen, aber heroïschen Stammes. Bei diesen bewunderungswürdigen Wesen erwacht der Drang zu dem Berufe meistens in der zweiten Hälfte des Jungfrauenalters.

§. 323.

Ein heroïsches Frauenzimmer widersteht in dem Eifer wahren Berufes den Vorurtheilen der Gesellschaft gegen den Schauspielerstand, auch ohne emancipirt zu sein, ja, ohne Emancipation noch viel besser, kräftiger und glänzender.

Die Vorurtheile des gemeinen und höheren Pöbels gegen Schauspieler, und besonders gegen Schauspielerinnen, schreiben nicht davon sich her, dass diese Künstler heute da, morgen dort athmen und wirken, sondern hauptsächlich davon, dass diese so unentbehrlichen Mitmenschen nicht auf Geldsäcken sitzen und somit dem Philister keinen Respect einflössen. Eine edel geartete Schauspielerin von wahrem Berufe setzt mit Grazie über den thierischen Standpunkt des Philisters sich hinweg, und arbeitet unbeirrt an der Erziehung und Veredelung des Menschengeschlechtes weiter.

Und das Theater soll ein Erziehungs-, ein Besserungsmittel sein. Dieser Charakter wird dem Theater nur gesichert durch edle Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts, welche demselben aus wirklichem Berufe sich widmen und heroïscher Natur sind.

Vom Theater sprechend, bemerkt Ferdinand Walter[225]) unter Anderem: „Dieses Erheiterungsmittel ist nach unseren Sitten so sehr gesellschaftliches Bedürfniss geworden, es übt auf die Sittlichkeit und auf die öffentliche Meinung einen so grossen Einfluss aus, dass es, zumal in den Hauptstädten, eine politische Bedeutung erlangt hat, und als ein wichtiger Gegenstand der Staatsfürsorge angesehen werden muss. Ein grosser Fehler ist jedoch, dass es insgemein nur als Mittel des Vergnügens und Zeitvertreibes, oder gar des Sinnenreizes, nicht aber als Kunst behandelt, und dass der grosse Einfluss, den es als solche auf die Bildung und Veredelung des Volkes ausüben könnte, nicht in Betracht gezogen wird".

Ob das Theater die Cultur von Geist und Gemüth befördert, oder ob selbiges blos ein sinnliches Unterhaltungsmittel ist, hängt von mancherlei Umständen, insbesondere aber von dem Charakter des öffentlichen Geistes und von der fachlichen sowie sittlichen Gediegenheit der Künstler und Künstlerinnen ab.

§. 324.

Fassen wir hier nur allein die darstellenden Künstlerinnen in das Auge, so können wir sagen, dass diejenigen von ihnen, welche nur durch höheren Beruf zu ihrem Amte getrieben wurden, und ihr privates Leben bei aller Heiterkeit nach den Regeln einer naturgemässen Sittlichkeit gestalten, dem Theater den Charakter des vortrefflichsten Erziehungsmittels verleihen und bewahren. Wo aber Eitelkeit, gemeiner Ehrgeiz, Noth und Elend die Beweggründe der Wahl des Schauspielerstandes waren, wo das Theater also für die darstellenden Künstler nur ein pures Mittel zu niedrigem Erwerbe ist, da begünstigt dasselbe nicht nur Ausschweifungen, sondern wird für das Publicum häufiger ein gemeiner Sinnenreiz, ein Gegengift der Langweile, eine Schule der Thorheit und Verbildung, als das Gegentheil.

Sittliche Schauspielerinnen der echten Art können sehr

wesentlich zu Verbesserung des Geschmackes, zu Reinigung des öffentlichen Geistes, zu Moralisirung der ganzen Gesellschaft beitragen, besonders an Orten, wo das Theater überhaupt Einfluss auf das Publicum nimmt. Die sittlichen, die idealistischen Elemente des Volkes betrachten Theater mit fachlich und moralisch gediegenen Künstlern als Versammlungspunkte, und dadurch werden solche Theater Centren, von denen aus höhere Güter über die ganze Bevölkerung ausstrahlen.

§. 325.

Das eigentliche Frauenalter, welches in mittleren Breiten ungefähr mit dem vierundzwanzigsten Lebensjahre beginnt, tritt das Weib entweder als Gattin und Mutter, oder mit der Hoffnung, dies zu werden, oder aber als angehende alte Jungfer an. In beiden Fällen ist der Inhalt des Daseins vielfach ein anderer; denn im ersteren Falle vollziehen sich Ernährung und Fortpflanzung, wogegen im zweiten Falle nur die Ernährung zu Recht besteht und die Fortpflanzung gewaltsam unterdrückt zu werden pflegt. Die Gattin und Mutter ist eine volle Frau, die blosse Gattin ohne das Glück der Mutterschaft eine Dreiviertheilsfrau, und die angehende oder wirkliche alte Jungfer nur ein halbes Weib.

Bei allen diesen Geschöpfen wirkt der Fortschritt des Alters verschieden auf Geist und Gemüth. Wir haben alle Tage Gelegenheit, wahrzunehmen, dass Frauen ohne Familie, auch bei vorzüglichster Complexion, eine Lücke bekunden, und dass diese Lücke um so grösser ist, je mehr das Gattungsleben hervortritt und je weniger dasselbe seine Rechnung findet. Der normale Zustand des Menschen ist Ernährung und Fortpflanzung, naturgemäss befriedigt. Bei unterdrücktem Gattungsleben, oder bei Unvollständigkeit dieser Function, eröffnen viele Gesichtspunkte sich nicht, und die Entwickelung des Menschen wird einseitig, ungleichmässig; er bekommt keine richtige Vorstellung von sich selbst und von den Beziehungen der Aussenwelt; sein Urtheil wird schief, und seinen Handlungen pflegt der Charakter des Unharmonischen sich aufzuprägen.

Zunahme der Zahl der alten Jungfern und kinderlosen Ehen

ist, wie wir schon früher zu zeigen versuchten, ein Zeichen von verhängnissvollen gesellschaftlichen Zuständen.

§. 326.

Wenn ein Weib ganz naturgemäss sich entwickeln, der eigenen Familie Glückseligkeit fördern und zu Versittlichung der bürgerlichen Gemeinschaft beitragen soll, so darf nicht von liebeloser, noch weniger von unglücklicher Ehe die Rede sein, das heisst: weder die Frau noch der Mann darf der Unglück oder Disharmonie veranlassende Theil sein; die Gatten müssen zusammen passen, durch Erziehung für die Ehe vorbereitet und durch Liebe vereinigt sein.

Der Verfasser des „Système social“ [226]) spricht Mancherlei aus, was für das Object gegenwärtiger Unterhaltung sehr belangreich ist; so sagt Holbach unter Anderem: „Die Religion verbietet der Tochter, die Welt zu lieben und sich zu bestreben, den Leuten zu gefallen; dagegen läuft auf der anderen Seite Alles, was die Eltern der Tochter beibringen, darauf hinaus, dass diese den Leuten gefalle. Man bemüht sich, dahin zu wirken, dass die Ehre der Jungfrau in Zurückhaltung, Schamhaftigkeit und Schicklichkeit bestehe, und besonders in der Bewahrung der Unschuld; während andererseits der Geist der Putzsucht und Gefallsucht, welchen man dem Fräulein einflösst, selbes anzuregen scheint, von jeder Zurückhaltung sich loszumachen und jener Unschuld zu entsagen, welche man vorher als den grössten Schatz bezeichnet, als die schönste Zierde des jugendlichen Alters“.

„In dieser Weise behandelt“, fährt Holbach fort, „wird eine Tochter ohne Erfahrung auf Veranlassung der Eltern, und ohne gefragt zu werden, leicht einem gänzlich unbekannten Manne in die Arme geworfen, einem Menschen, dessen Tyrannei, Gleichgültigkeit und schlimmes Betragen vielleicht baldigst sie veranlassen, durch Zerstreuung, Unklugheit und Laster über ihren beständigen Gram sich zu trösten“.

„Unmenschliche Eltern“, bemerkt Holbach schliesslich, „zwingen zuweilen eine Tochter zu einer Ehe, die ganz und gar dem Geschmack des Kindes entgegengesetzt ist; als Opfer wird

sie zum Altare geführt und gezwungen, einem Manne, für den sie nichts fühlt, den sie niemals sah, ja den sie selbst verabscheut, unverbrüchliche Liebe zu schwören. Sie ist der Gewalt eines Meisters überlassen, welcher, zufrieden für den Augenblick ihre Person zu besitzen und ihrer Mitgift zu geniessen, die Frau hindert, sie vernachlässigt und sehr häufig durch sein Beispiel und seine Härte zum Bösen treibt, welches letztere das Mittel der Rache an dem Despoten wird, der zum Gebieter ihres Geschickes wurde. Keine Süssigkeiten bietet ihr die Ehe; diese wird für das Weib vermöge der Religion zu einer unzerbrechlichen Kette"... — Mit diesen Worten möge es genügen; dieselben beweisen hinlänglich, wie viel Lieblosigkeit und Unvernunft, Habsucht und Ehrgeiz dazu beitragen, auch durch die Ehe das Menschengeschlecht zu schädigen.

§. 327.

Man kann sagen, dass der Geist, in welchem die beiden Geschlechter meistens erzogen werden, sehr viel zu Verderbung der Ehen beitrage, und besonders das junge Weib daran hindere, naturgemäss sich zu entwickeln. Die moderne Erziehung birgt grossartige Widersprüche, Widersprüche, welche entweder das Gefühl des Weibes in Aufruhr setzen, oder von der natürlichen Richtung ablenken, oder lähmen. Alle diese Wirkungen erzeugen Disharmonie, und Disharmonie ist besonders bei den Frauen die mächtigste Quelle von Unheil und Verderben, verdüstert die Jugend und macht das Alter zur Last.

Dass die Gemeinschaft aller Bürger niederträchtige Eltern nicht daran hindert, die Tochter als Waare zu behandeln und mir-nichts-dir-nichts zu verschachern, ist sehr bedauerlich und hat die gefährlichsten Folgen: Ehebruch, Laster und Verbrechen. Habsucht, falscher Ehrgeiz und Vorurtheil, Dummheit und Eigensinn, Gewissenlosigkeit und Herzenshärte, dies bestimmt viele Eltern, mit ihren armen Töchtern, denen das Gesetz gar nicht und die Sitte fast gar nicht zur Seite steht, Handel zu treiben.

Wenn eine Tochter die besten Anlagen und die vortrefflichste Erziehung genossen hat, aber einem Cyniker, einem Verruchten als Gattin, beziehungsweise Sklavin überantwortet wird, so wird

die arme Dulderin meistens so unglücklich, dass sie physisch herabkommt und schwächlichen, nervösen Sprösslingen das Leben gibt. Je reifer nun eine solche verrathene und verkaufte Tochter bei dem Eintritte in die Ehe ist, und je unwürdiger von dem Gatten sie behandelt wird, desto grösser der Kampf, desto mehr Schädigung der eigenen Organisation und der Organisation der Leibeserben.

§. 328.

Eintritt und Verlauf des Alters richten sich ganz nach dem Verlaufe der Jugend, nach dem Maasse der Gesundheit und Sittenreinheit, nach Erziehung und mancherlei Gewohnheit. Gesunde, sittenreine, wohlerzogene Frauen mit heiterem Temperamente und frei von den Sklavenketten schädlicher Gewohnheiten, werden später alt, bleiben länger jugendlich, als weibliche Wesen entgegengesetzter Art. Was auch in sehr hohem Maasse dazu beiträgt, die Jugend bei dem Menschen überhaupt, bei der Frau insbesondere zu verlängern, ist das Vermögen, Leidenschaften zu beherrschen und das Aufkeimen der unedlen Passionen ganz zu verhindern.

Jedes alte Weib mit heftigen Leidenschaften, schädlichen Gewohnheiten und gefährlichem Temperamente ist eine Vogelscheuche, der selbst der beste Menschenfreund nur mit grosser Vorsicht sich nähern darf. Solcher alten Beisszangen gibt es leider sehr viele und in allen Schichten der Gesellschaft, und es lässt unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht sich absehen, wann diese Legion sich vermindern werde.

Bei Völkern mit heftigen Leidenschaften, vielen socialen Uebelständen und schlechter Erziehung, elender Unterrichtung und falscher Religion, findet man weit mehr böse, gefährliche alte Weiber, als bei Völkern, die unter entgegengesetzten Verhältnissen exsistiren und erwuchsen. Wenn es von Verminderung der Zahl der Xantippen und Teufelsgrossmütter sich handelt, ist es nöthig, nur die allgemeinen Umstände zu verbessern; die bösen Stücke selbst zu reformiren, dies dürfte in der grössten Mehrzahl der Fälle ganz vergebliche Bemühung sein.

§. 329.

Sehr richtig und für die grosse Mehrheit geltend bemerkt J. H. Reveillé-Parise[227]): „Im Allgemeinen ist das Alter der Frau viel länger und unangenehmer, als das des Mannes, wenn ihre Jugend kurz und glänzend war".

Leider ereignet es sich sehr häufig, dass Frauen, die in ihrer Jugend den Namen von Schönheiten ersten Ranges mit Fug und Recht verdienten, im Alter grundhässlich werden, und schon frühzeitig altern. Wesen dieser Art sind in der Regel äusserst nervös und leidenschaftlich, von unglücklichem Temperament, geringem Widerstandsvermögen und schwankender Gesundheit. Wir wissen, dass bei allen Nationen und Volksstämmen, die zu den sehr leidenschaftlichen gehören, eine verhältnissmässig grosse Zahl von Frauen durch Schönheit sich auszeichne, aber bald verblühe und zu einer Lebenszeit, wo die Frauen anderer Nationen und Stämme noch voll von Anmuth und Frische sind, durch ganz verzerrte Gesichtszüge unangenehme Empfindungen in dem fremden Beobachter veranlasse.

Jedes Frauenzimmer mit heftigen Leidenschaften entwickelt sich frühzeitig und verblüht auch demgemäss frühzeitig. Jedes solche Frauenzimmer kennzeichnet sich durch scharf hervortretende Gesichtszüge, lebhaften Blick und meistens auch beträchtliche Mimik. So lange ein solches Geschöpf zu den Knospen und aufbrechenden Rosen gehört, geben seine Gesichtszüge, sein Blick, sein Mienenspiel ein Bild, welches dem allgemeinen Schönheitsbegriffe entsprechend ist. Nun aber bleiben die Leidenschaften nicht in dem ersten Viertheil ihrer Entwickelung stehen; sie entpuppen sich und nehmen immer grössere Dimensionen an. Die Folge davon ist, dass die Gesichtszüge in ein Verhältniss treten, welches dem Bereiche der Aesthetik nicht mehr angehört, dass der Blick nicht mehr erwärmt und entzückt, sondern brennt und ängstigt, dass endlich die Mimik nicht mehr den Himmel verheisst, sondern zuweilen die Hölle ankündigt.

§. 330.

Einige Frauen bewahren im Alter die volle Frische der Jugend, wogegen die grössere Zahl im Herbste des Lebens alt

im wahren Sinne des Wortes ist. Das Verhältniss der festen Theile zu den flüssigen entscheidet über die Frische des Organismus während des Alters: je mehr vorherrschend die festen Bestandtheile, je mehr steif und verknöchert Gelenke, Knorpel, Gewebe, desto mehr Hinfälligkeit, Greisenhaftigkeit, desto weniger jugendliche Frische.

Menschen, deren Gesundheit kräftig ist, behalten in ihren Säften und Geweben mehr Wasser, die Häute der Gefässe bleiben elastischer, und von Aussonderung fester Bestandtheile in den Organen ist nicht die Rede; daher bewahren solche Individuen bis in das hohe Alter die Fülle der Jugend. Jugendfrische Greise, und für unseren Fall jugendfrische Matronen, sind das Ergebniss einer ganz nach den Normen der Hygieine eingerichteten Gesammtlebensweise.

„Der Greis", sagt P. Foissac[228]) soll alle seine Sorgen, Bemühungen und Opfer dahin richten, in dem Zustande guter Gesundheit sich zu erhalten, welcher ihm gestattet, noch nützlich sich zu machen und das Gute zu thun, um nicht in einer undankbaren, nur verzehrenden, nicht schaffenden Gesellschaft sagen zu hören, er sei ein Verschwender, ein Selbstsüchtiger, welcher auf verlorenen Capitalien steht". — Dies Alles soll mutatis mutandis auch die Matrone, weil nur auf diese Art es möglich ist, selbst im Alter glücklich zu sein und Andere glücklich zu machen.

Die guten alten Frauen sind die gesunden und lebensfrischen, die von Nervosität und Leberbeschwerden, von Hämorrhoiden und Gicht freien; ein Glück, solche Frauen zu Grossmüttern, Müttern, Gattinnen, Töchtern, Enkelinnen oder auch Urenkelinnen zu haben! (Letzteres, wenn man das Alter des indischen Elephanten erreicht.)

Die Auflösung.

§. 331.

Ueberall ist Tod dasselbe; aber überall, in jedem Falle, bei beiden Geschlechtern, bei allen Klassen, Stämmen, Nationen hat die Auflösung irgend eine Besonderheit. Der Tod

ist der Abschluss einer Kette von Begebenheiten; seine Besonderheiten müssen von der Natur dieser Begebenheiten abhängen. Der Tod ist das Verlöschen der Lampe, dem ein letztes Aufblitzen der Flamme vorangeht; Tod und Aufblitzen müssen von Lampe, Oel und Docht ihr eigenthümliches Gepräge bekommen.

Jedes weibliche Wesen hört unter anderen Umständen und Erscheinungen auf, zu bestehen. Tausend Verhältnisse nehmen hierauf Einfluss, individuelle und äussere Beziehungen, sogar Klima, Jahreszeit und Witterung; Religion und Glaube sind von sehr grosser Wirkung, und das Maass von erlebtem Glück und Unglück sehr entscheidend.

§. 332.

„Im Allgemeinen", sagt H. Lauvergne[229]), „wissen die Frauen besser zu sterben, als die Männer; ohne Zweifel, weil ihre geistigen Fähigkeiten insofern unvollständiger sind, als ihnen das Vermögen abgeht, so wie wir trostlose Theorieen über die Zerstörung des menschlichen Organismus auszuspinnen. Die Erziehung, welche unser Verhältniss zur Welt mehr oder weniger erweitert, das Studium der Philosophie, welches uns den frommen Kinderglauben raubt, und eine mehr oder weniger verführerische Theorie von der Allmacht Gottes oder der Allgenugsamkeit der Materie an seine Stelle setzt, die stärkere Lebensthätigkeit unserer Organe, und endlich eine Menge von Genüssen, die den Frauen versagt sind, bringen es mit sich, das wir einen grösseren Werth auf das Leben legen".

Von den vortrefflichen Gattinnen und Müttern sprechend, fährt Lauvergne fort: „Solcher Frauen nun habe ich viele, sehr viele sterben sehen, und ich gestehe, dass die letzten Stunden und der Tod der meisten mir wie die erhabensten Offenbarungen der Mutterliebe und der Religion erschienen sind. Hier ist nichts Düsteres, nichts, was an das Grab mahnt, und nichts von erheucheltem Schmerz wahrzunehmen; nicht gierige Erben umstehen mit gezwungener Theilnahme das Sterbelager; hier ist jeder Anwesende von frommen Gefühlen ergriffen; der Mann, der die erstarrte Hand seines Weibes drückt, die schluchzenden Kinder"...

Ueber das Ende der sogenannten philosophischen Frau äussert Lauvergne unter Anderem das Folgende: „Sie stirbt mit den Formeln der Zerknirschung auf den Lippen, aber der Stachel des Zweifels ist ihr doch im Grunde ihres Herzens zurückgeblieben. Noch auf dem Antlitz der Todten malen sich manchmal diese inneren Kämpfe und die erschreckenden Bilder der letzten Stunde. Gehörte die philosophische Frau aber vollends zu denen, die noch obendrein ihr Leben in den zerätzenden Wollüsten der Liebe, der Eitelkeit und in den Intriguen eines unsittlichen Ehrgeizes aufgezehrt haben, dann darf man nur auf die erzwungene und daher völlig werthlose Bekehrung eines Herzens rechnen“... „Unter den Frauen dieses Schlages und die noch jung sterben, gibt es welche, die eine solche Angst vor dem Tode haben, dass ihr Ende zwar nichts weniger als erbaulich, wohl aber bemitleidenswerth ist. Mit etwas mehr Vernunft, als andere begabt, haben sie darum nicht weniger Verirrungen begangen, sei es aus schamlosem Temperament, oder aus der Nachahmung eines Fehlers, der sehr oft die Gewissensbisse, die er verursacht, mit den Vorzügen beschwichtigt, womit so viele kokette und eitle Frauenzimmer prahlen. Der Tag nun, wo der Ausspruch des Arztes, dass keine Hoffnung mehr sei, ihnen in die Ohren dröhnt, gibt ihnen einen Vorgeschmack der Hölle. Ihre abgezehrte zitternde Gestalt, ihre hohlen, in Thränen schwimmenden Augen, die Unruhe, mit der sie sich auf ihrem Lager hin und her werfen, sind ein erbärmlicher Anblick eines Todeskampfes.... Waren indessen solche Frauen in ihrer Kindheit so glücklich, von guten Eltern sittlich und religiös erzogen zu werden, so sind sie nachmals doch selten so verhärtet, dass sie sich der in jener Zeit empfangenen Lehren gar nicht mehr erinnern sollten. Diese bieten sich vielmehr jetzt ihnen an wie ein alter treuer Freund, auf den man zählen kann. So kommen sie denn auch nach allem Seufzen und Weinen zu dem muthigen Entschlusse, zu sterben, der nun ihre Seele wie eine edle Leidenschaft erfüllt“.

Und weiter schildert Lauvergne: „Es gibt aber auch herz- und seelenlose Wesen, die nie ein anderes Bedürfniss kannten, als die hitzigsten Orgien, die allein der Gegenstand ihres Strebens und ihrer Befriedigung waren. Ohne Glauben

und ohne einen Funken sittlichen Gefühls, ihre ganze Bildung nur aus schlechten Romanen und von einer cynischen Denkweise empfangend, kann der Tod wohl ihren Ausschweifungen ein Ziel setzen, aber nicht eine unmögliche Reue in ihnen hervorrufen, oder ein religiöses Gefühl in ihnen wecken… Diese Gleichgültigkeit entspringt aus der ganz den Sinnen hingegebenen Selbstsucht und der schlaffen Moral, über die ein blos thierischer Instinct, der nichts verlangt, als Befriedigung seiner angeborenen Bedürfnisse, niemals hinaus kann". „Ich habe bei meinen Beobachtungen Sterbender aus dem weiblichen Geschlechte gefunden, dass die mancherlei auffälligen Sonderbarkeiten der üblen Laune, des Charakters und der religiösen Meinungen, die sie, wenn es zum Aeussersten kommt, kundgeben, vorzüglich an den beweglichen, schlanken und mit mancherlei Manieen behafteten Weibern zu bemerken waren".

Die Schilderungen Lauvergne's in Betreff des Todes der dem Laster verfallenen Frauenzimmer sind äussert interessant, und beweisen, dass Ausschweifungen geschlechtlicher Art sehr verschieden auf die letzten Stunden des Lebens bei den Frauen wirken, und dass Constitution, Temperament, Gesundheitszustand und Erziehung über den moralischen Charakter des Ablebens entscheiden.

§. 333.

Um wohl zu sterben, muss man wohl gelebt haben; das heisst: es ist ein Leben ganz nach den Normen der Gesundheits- und Sittenlehre die Voraussetzung normalen, also schmerzlosen, ruhigen, beziehungsweise heiteren Absterbens. Die Kunst glückseligen Verscheidens ist der Schlusspunkt der Kunst gesunden, tugendhaften und glückseligen Lebens.

Bevölkerungen, die auf gut beschaffenen Inseln oder in sehr gesundheitsgemässen Gebirgen wohnen, ferne von dem verderbten Treiben einer falschen und verpesteten Uebercivilisation, sind gesund und im Allgemeinen auch relativ tugendhaft und glückselig. Hier findet man langes Leben, Keuschheit, Rechtschaffenheit, und naturgemässen, sanften Tod. Hier bedarf es keines Trostes phantastischer Religionen, keiner Hoffnung auf die Himmel

des Propheten, um während der letzten Stunde das Gemüth zu beruhigen: die Moral, deren ewig grüner Baum in allen Herzen wurzelt und die als heilige Pflicht zum Ausdruck kommt, macht das Sterben leicht.

Bedarf die Frau, um ruhig sterben zu können, innerhalb des Lärmes einer falschen, die Sinne nur betäubenden, auf das physische und moralische Faustrecht gegründeten Civilisation des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele? Ja und Nein, je nach den Umständen. Für manche Organisationen ist dieser Glaube unter den gegenwärtigen Verhältnissen nöthig, für andere überflüssig. Die Belege für diesen Ausspruch dürfte der vorige Paragraph in unzweideutiger Weise darbieten.

Werden die Frauen in dem Unsterblichkeitsglauben und ohne den Heroïsmus der Moral der selbstlosen Liebe erzogen, dann bedürfen sie der Hinweisung auf eine vollkommene Welt jenseits des Grabes; werden sie aber in dem Heroïsmus der Moral der selbstlosen Liebe erzogen, ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, dann ist von Bedürfniss dieses poëtischen Mittels zu Erleichterung des Sterbens natürlich nicht die Rede.

§. 334.

Wenn eine Frau in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele erzogen wurde, möge man wohl sich hüten, denselben ihr zu entreissen und irgend eine Theorie wissenschaftlicher Art an dessen Stelle zu setzen. Der Unsterblichkeitsglaube ist poëtisch, Theorieen der zuletzt bezeichneten Art sind äusserst prosaïsch. Geist und Gemüth der Frauen stehen in ganz anderem Verhältnisse, als Geist und Gemüth der Männer; die Frau bedarf zu ihrer Glückseligkeit weit mehr der Poësie, ja es wird ihre Glückseligkeit durch allzuviel von Prosa geradezu vernichtet. Aus diesem Grunde also wird es sehr gefährlich, oder mindestens sehr bedenklich sein, eine Vorstellungsweise zu stören, bei welcher das Leben leichter durchkämpft, der Tod leichter ertragen werden kann.

Soll dem Weibe der Unsterblichkeitsglaube nicht überliefert werden, und an dessen Statt der Heroïsmus selbstloser Liebe treten, so muss dies gleich von Urbeginn der Erziehung an ge-

schehen, und zwar unter Verhältnissen, die mit dieser guten und wahrhaft erhabenen Moral nicht in zerstörenden Widerspruch treten.

Das Ende der sogenannten philosophischen Frau ist ebenso pathologisch, wie das ganze Wesen eines solchen Weibes, und bekundet uns deutlich, dass Philosophie und Weib die verschiedenartigsten Dinge der Welt sind. Auch die begabteste Frau kann kein eigentlicher Philosoph werden; sie kann nicht zu Philosophie, sondern nur zu Philosophheit gelangen. Diese letztere stimmt nicht die Saiten des weiblichen Lebens, sondern vertimmt sie, und verbittert, erschwert der Frau die Augenblicke des Verscheidens, anstatt Trost zu gewähren.

§. 335.

Wenn schon Philosophheit an sich ein fremdes Etwas im Leben der Frau ist und dem Weibe zuletzt das Sterben erschwert, so ist dieses Moment in Verbindung mit Unsittlichkeit von um so mehr verhängnissvoller Wirkung, je intensiver die Unsittlichkeit zur Ausbildung gelangte und je mehr dieselbe in genauer Beziehung mit körperlichen Leiden steht. Immer bedauerlicher gestalten sich die Dinge, wenn andere, jenseits der Geschlechtlichkeit liegende Triebe und Leidenschaften dazu kommen und mit Heftigkeit auftreten. Wie schlimm um das Ende solcher weiblichen Wesen es steht, ist jedem Arzte zur Genüge bekannt und erfüllt manchen Priester des Aeskulap mit Entsetzen, mit Abscheu, mit Wehmuth, mit Schmerz.

Eine gute, ganz und gar für das Weib berechnete Erziehung, in welcher der Verstand nicht zu kurz kommt, das Gemüth aber auf der breitesten Grundlage entwickelt und veredelt wird, ist das vortrefflichste Mittel glückseligen Lebens und das erquickendste Labsal in der Stunde des Todes für jede Frau.

§. 336.

Der Glaube an ein Leben jenseits des Grabes hat bei verschiedenen Völkern dem weiblichen Geschlechte in einer Beziehung sehr geschadet; denn die Wittwenermordung, welche eine Folge dieses Glaubens ist, löschte zahlreiche weibliche

Wesen in der Blüthe ihrer Jahre aus, und beraubte dadurch die Gesellschaft mancher Hoffnung.

Edward B. Tylor[230]) liefert den Nachweis, dass die Ursache der Hinopferung von Wittwen bei manchen barbarischen Nationen in dem Glauben liege, der verstorbene Mann wolle in der anderen Welt seine Weiber wieder haben und dieselben gleich auf die Reise dahin mitnehmen. — Man kann leicht ermessen, wie gross die Zahl der jährlich dem Aberglauben geopferten Frauen sei. Nach einer Angabe von Karl Friedrich Neumann[231]) verbrannte man allein in Ostindien ehedem ungefähr dreiunddreissigtausend Wittwen jährlich.

§. 337.

Es ist ein grosser Unterschied, ob wilde oder gesittete Nationen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an ein Reich der Geister nach dem dornenvollen Erdenwandeln hegen und Anwendungen daraus auf das zeitliche Bestehen machen. Bei Völkern europäischer Gesittung sind falsche und das Leben der Frauen unmittelbar bedrohende Folgerungen aus dem Unsterblichkeitsglauben nicht sehr zu befürchten; leider aber haben anderweitige sehr falsche Consequenzen aus diesem Glauben sich geltend gemacht, die unter mancherlei Umständen der Wohlfahrt der Frauen aus den armen Klassen mittelbar schaden.

Der Unsterblichkeitsglaube an sich ist schön, poëtisch, dem weiblichen Gemüthe zusagend, trostreich und die Hoffnung belebend; aber wird dieser Glaube missbraucht, um dem unglücklichen Weibe die von dem Habsuchtsdespoten auferlegten Qualen der Noth, des Elends, der übermenschlichen Arbeit und des Hungers zu beschönigen, dann wird solcher Glaube nur dazu beitragen, das Menschengeschlecht zu verderben, indem er den Elenden elender und den Gelddespoten grausamer macht.

§. 338.

Das ganze Dasein der Frauen wäre wohl geeignet, von einer Religion der selbstlosen Liebe, welcher die Poëme der Unsterblichkeit einer Seele und der Freuden eines Paradieses unbekannt sind, auf das Herrlichste und Glücklichste beeinflusst

zu werden, und es dürfte unter dem Walten einer solchen Religion der Tod ebenso ruhig und leicht erfolgen, als unter der Herrschaft glühenden Glaubens an ein ewiges Seelenleben. Aber dies Alles könnte nur dann der Fall sein, wenn die heroïsche Religion der selbstlosen Liebe schon von Kindesbeinen an, schon mit der Muttermilch dem Kinde eingeflösst worden wäre und das ganze Leben hindurch von allen Denen, welche den gewöhnlichen Sterblichen als Muster dienen, prakticirt würde.

Wenn, nach J. B. Salgues's [232]) richtiger Auffassung, die Frauen von Natur aus lebhaften Geistes, heftigen Begehrens und etwas halsstarrigen Willens sind, so hindern diese Eigenschaften keineswegs die Ausbreitung einer rein-moralischen Religion, welche, bei aller Poësie in zahlreichen Einzelnheiten, doch frei von dem Unsterblichkeitsglauben ist. Es ist also eine wahrhaft geläuterte Religion, unter sonst günstigen äusseren Verhältnissen und bei dem Walten allgemeiner Gesundheit, auch bei Frauen möglich, und ein vortreffliches Mittel, das Leben zu verschönern und den Kelch des Todes zu versüssen.

Die Frauen in der Socialwissenschaft und Hygieine.

§. 339.

Das Maass der allgemeinen Gesundheit und Sittlichkeit entscheidet über die Formen und Entäusserungen des gesellschaftlichen Lebens in sehr vielfacher Weise und hilft die Stellung der Frauen innerhalb des Gemeinwesens bestimmen. Der Zustand der Frauen entscheidet über die Formen und Entäusserungen des gesellschaftlichen Lebens und hilft das Maass allgemeiner Gesundheit und Sittlichkeit bestimmen. So findet denn ein sehr inniger Zusammenhang statt zwischen dem Zustande der Frauen und den meisten und gewichtigsten Lebensverhältnissen, und beide Momente bedingen sich gegenseitig in der mächtigsten Weise.

In einer gesunden und sittlichen Gesellschaft sind die Frauen naturfrisch und tugendhaft; in einer siechen, immoralischen Gesellschaft zeichnen die Frauen durch Ungesundheit und Pflege von kleineren oder grösseren Lastern sich aus. Naturfrische und sittliche Weiber geben nicht nur gesunden Kindern das Leben, und vermögen es, selbe wohl zu erziehen, sondern sie sind auch unzugänglich für alle diejenigen Einflüsse, welche die natürliche Frische tilgen und die guten Sitten zerstören. Sieche und immoralische Frauenzimmer vererben die Pest ihres physischen und moralischen Elends auf ihre Nachkommen, haben

nicht die Fähigkeit, die letzteren wohl zu erziehen, und sind in mehr oder minder bedeutender Weise zugänglich für alle Einflüsse, welche das Laster befördern, kräftigen und vermehren.

Der praktische Materialismus und die Frauen.

§. 340.

Man kann von zwei Arten des praktischen Materialismus sprechen. Die eine Art begreift das gemüth- und poësielose Erwerben relativer Werthe, die andere Art bezieht sich auf den Dienst des Bacchus und der Venus. Theoretischer Materialismus, eine Richtung der speculativen Philosophie, eine Art der Metaphysik, ist selbst in seinen Elementen bei den Frauen etwas so Seltenes, dass davon im Allgemeinen kaum die Rede sein kann.

Praktischer Materialismus im gewöhnlichen Verstande ist die Manie der Werthanhäufung bei relativer Nüchternheit und Herzenskälte, ist die vollendete Selbstsucht bei einseitigstem Vorherrschen des lediglich rechnenden Verstandes. L. Stein[233]) hat den Begriff dieser Art des praktischen Materialismus zuerst genauer festgestellt; gestatten wir ihm ein längeres Wort.

„Da die Verwaltung des gewonnenen Capitals selten höhere und edlere Kräfte im Menschen anregt, so werden die reineren, geistigeren Bedürfnisse des Menschen in ihm nicht geweckt. Das Einkommen aus dem Capitale, das arbeitslose so gut als das durch die Verwaltung des Capitals gewonnene, wird daher, da es doch seiner Natur nach Genuss bringen soll, zu einem den niederen Bedürfnissen entsprechenden Genusse verwandt. Diese Genüsse werden alsdann hochgeschätzt wie das, was sie allein befriedigt, das Capital; in ihnen beginnt die Gesellschaft den Gipfel menschlicher Vollendung zu suchen, und alle Radien menschlicher Entwickelung werden zusammengebrochen, um ihnen zu dienen, auch wenn sie ihrer reineren Natur nach sich ihnen abwenden. Die plumpe Pracht, die Nützlichkeit, die Abwesenheit aller Poësie beginnt heimisch zu werden; der Genuss wird nach seinem Preise, die Kunst nach ihrem Einkommen

berechnet; die Fähigkeiten werden nach dem Maasse geschätzt, in welchem sie dem Capitale dienen, die Lebensaufgaben, und ob sie auch nach den höchsten Gütern der Menschen ringen, nach dem Maasse gewürdigt, in welchem sie das Interesse des Capitals fördern. Die ganze ungeheuere Masse menschlicher Thatkraft, menschlicher Tüchtigkeit, ja menschlicher Hoffnungen und Träume wendet sich dem Capitale zu; es*) absorbirt die besten Kräfte, die edelsten Naturen, die grossartigsten Regungen. Fast unwillkürlich ordnen sich seinem Interesse die grössten menschlichen Interessen unter; weil das arbeitslose Geldeinkommen das Ziel des Lebens ist, fangen alle Forderungen an den Menschen an, dieser nachzustehen. Wer es nicht hat**), fühlt sich isolirt, abhängig, machtlos, ungeachtet, ohne Schutz; wer es hat, muss das Höchste erreicht glauben, weil es die Voraussetzung des Höchsten ist, was der Mensch vom materiellen Leben erreichen kann. Darum wird dann jede Anstrengung allmälig käuflich, und damit der Mensch selber am Ende verkäuflich. Und an wen? An Diejenigen, welche nur das kennen und schätzen, was das Geschäftsleben sie kennen und schätzen gelernt hat; an Diejenigen, welche von dem Interesse lebend, Alles auf das Interesse beziehen. Und nicht dabei allein bleibt jene mächtige***), alles absorbirende Gewalt des Capitals stehen. Sie drängt sie†) zurück in die engsten Kreise der Familie; sie gebietet der Zuneigung, der Liebe, der Geselligkeit; sie knüpft die Ehen der Jungen und löst die Freundschaft der Alten; sie wird das gemeinste Lebenselement aller geistigen wie materiellen Bewegung, und der freie, kühne, erwärmende Pulsschlag im Leben der Menschheit, das Bewusstsein der Möglichkeit freier und zukunftreicher persönlicher Entwickelung, die jugendliche Harmonie zwischen Streben und Erfolg, das erhebende Gefühl der Gemeinsamkeit des Besten in Schaffen und Hoffen, der Schwung der Poësie und die Freude der Kunst entfliehen, um

*) das Capital

**) nämlich das Geldeinkommen ohne die Nöthigung zur Arbeit

***) im Original heisst es, wahrscheinlich nur durch Druckfehler, „gewaltige“

†) wen?

der plumpen Herrschaft des Capitals und seiner erdrückenden Schwere Platz zu geben“.

„Dieser Zustand eines Volkslebens“, fährt Stein fort, „in dem das Capital die gesellschaftliche und gesellige Macht, sein Genuss der höchste Genuss der Gemeinsamkeiten, die Anerkennung seiner Wichtigkeit bis zur Hochachtung vor ihm, und das Streben nach ihm bis zur Käuflichkeit und Verkäuflichkeit gestiegen ist, ist der Materialismus der menschlichen Gesellschaft. Der Materialismus ist nicht die Achtung vor der erwerbenden Arbeit, nicht das Streben nach Erwerb, nicht der rohe materielle Genuss, nicht der Mangel an höheren Bedürfnissen und Bildungen; der Wilde, der Naturmensch, der Ungebildete, der emsig Betriebsame sind nicht materiell; der Materialismus ist ein ganz bestimmter Zustand des Geistes der menschlichen Gesellschaft, und unmittelbar verknüpft mit der Herrschaft des Capitals. Seine Symptome sind Geldstolz und Abwesenheit von Kunst und Poësie, nicht Schwelgerei und Barbarei, auch nicht die blosse Sparsamkeit, die Geschäftsthätigkeit oder die Gesinnungslosigkeit; erst die Herrschaft der grossen Capitalien macht aus allen diesen Elementen den Materialismus. Dies ist der wahre Sinn dieses so viel gebrauchten, so bedeutsamen Wortes“. — So weit Stein.

Suchen wir die Beziehungen zu ermitteln, welche zwischen dem geschilderten Materialismus und den Frauen obwalten.

§. 341.

In einer Gesellschaft, welche dem soeben definirten praktischen Materialismus verfallen ist, spielen die Frauen eine traurige, eine klägliche, ja unter Umständen auch eine sehr ekelhafte Rolle. Geschmacklosigkeit in aesthetischer Beziehung, Heuchelei, Gefühllosigkeit, Ueberbildung, Ueberspannung, bei dem grössten Mangel alles Wesentlichen, das echte Weib Kennzeichnenden, dies charakterisirt besonders jene Frauen, welche dem engeren Kreise der eigentlichen Träger und Beförderer des praktischen Materialismus angehören.

Der gesellschaftliche Ton derjenigen Menschenklasse, welche die Wissenschaft von Geld und Geldeswerth prakticirt, ist im

Ganzen genommen ein so unpoëtischer, gemüthloser, unwissenschaftlicher, unphilosophischer, so von allem Mangel wahren Kunstsinnes Zeugenschaft ablegender, so unechter, inhumaner, so jedes feinere Gefühl, jedes uneigennützige, begeisterte Gemüth verletzender, mit einem Worte ein so raffinirt-civilisirt-plebejischer, dass alles Naturfrische, welches in diesen Dunstkreis geräth, verdorren muss, dass Alles, was in die Breite wahrer Weiblichkeit fällt, in einer solchen Atmosphäre entweder vergiftet oder im Keime erstickt wird. Es ist demnach der gemeine praktische Materialismus nur ein Mittel zur Entartung des weiblichen Geschlechtes und zur Verzerrung des naturgemässen gesellschaftlichen Verhältnisses.

§. 342.

Es haben die gesitteten Menschen, zu grösserem Theile wenigstens, mehr oder minder stark sich kundgebende Bedürfnisse und Strebungen, welche über das Grobsinnliche hinausragen; sie wollen mehr, als blos für das materielle Dasein wirken und die Gattung vermehren; sie wollen auch etwas Poësie, etwas Kunst, Wissenschaft, Erbauung und Gemüthlichkeit, und zwar unabhängig von dem gemeinen Erwerbe und auch nicht blos dazu, damit es ein Dritter nur so wegschnappe und Capital des puren Eigennutzes daraus schlage. Besonders die Frauen haben das Bedürfniss, unter dem Einflusse von Poësie, Kunst etwas heiterer Wissenschaft, Erbauung und Gemüthlichkeit zu leben, und dadurch auch das Leben ihrer Männer und Kinder zu versüssen, zu erheitern, zu verzieren. Wie kann nun von alledem die Rede sein, wenn der Eigennutz bei den Männern so erschrecklich vorwaltet, und diese letzteren die ganze Welt des Denkens und des Fühlens mit dem Maassstabe von Geld und Geldeswerth messen, und alles Denken dem Capitale dienstbar machen, alles Fühlen dem Mammon opfern?

Solche Zustände, weit davon entfernt, normale zu sein, verdienen nicht nur den Namen von höchst krankhaften, sondern erweisen sich auch als die wahren Zerstörer aller höheren Gesittung und als der Wurm, welcher das Mark im Baume des weiblichen Lebens zernagt. Wundern wir uns nicht, wenn unter

solchen Verhältnissen der Verzerrung und Entartung der Pilz der Frauenemancipation emporschiesst und üppig wuchert, über das Maass und Ziel des Menschenmöglichen hinaustreibt und die Köpfe der Mammonanbeter verwirrt.

Die Unpoësie und grausame Posse der utopischen Frauenemancipation ist eine Wirkung des praktischen Materialismus und kann nur mit diesem zugleich fallen.

§. 343.

Wenn die Frau Alles nach Geld und Geldeswerth schätzen lernt, nimmt sie das Gepräge und die Gemeinheit des reichen und protzigen Pöbels an. In dieser Verfassung unterdrückt sie fasst immer bei sich selbst und bei ihren Kindern alle edleren Regungen des Herzens, alle selbstlosen Strebungen des Geistes, und trägt so sehr viel und sehr wesentlich dazu bei, eine Generation von Materialisten gemeiner Art heranzuziehen. Die Söhne, die künftigen Mächer in der Welt, saugen in der Jugend weit mehr den Geist und die Grundsätze der Mutter ein, als des Vaters, und haben demnach in der grössten Mehrzahl der Fälle die gewisseste Aussicht, gemeine Materialisten zu werden, wenn die Mutter gemein materialistisch ist.

In der Gegenwart, wo der praktische Materialismus den herrschenden Zustand der Gesellschaft ausmacht, und die Weiber der Häupter des reichen und protzigen Pöbels den alten Familien die Aeusserlichkeiten oft genug sehr ungraziös, um nicht zu sagen sehr ungeschickt, nachmachen, ohne für deren thatsächlich feinere Organisation auch nur irgend welches Verständniss zu haben, in der Gegenwart, sage ich, ist das Klassische in der Poësie und Kunst fast ganz gewichen; der materialistische Kaufmanns- und Schablonengeist hat sich der Poëten und der Künstler bemächtigt; der edlen Freunde der Dichtwerke und schönen Künste gibt es sehr wenige, und diese wenigen, weil keine praktischen Materialisten, sind meistens sehr arm; die reichen Leute, welche Poësie und schöne Künste fördern könnten, sind von ihren Müttern zu protzigen Plebejern, von ihren Vätern zu übermüthigen Verstandesmenschen und Capitalerwerbern herangezogen worden. Dichter und Künstler nun accommodiren sich

immer mehr diesen letzteren Weltbeherrschern des Augenblicks, verlieren damit immer mehr an Originalität, und helfen in solcher dienstbaren Weise den Genius vollends zum Tempel hinaus jagen.

Solches schmachvolle Treiben zu verhüten, steht am meisten bei den Frauen, die ja stets die Axe sind, um welche alle Poësie und Kunst sich dreht.

§. 344.

Die Herrschaft der grossen Capitalien wirkt entsittlichend auf eine unabsehbare Zahl von Frauen und löscht die Moralität in der Gesellschaft hierdurch immer mehr und mehr aus. In vielfacher Weise kommt diese Entsittlichung zu Tage, und insbesondere tritt sie als geheime und öffentliche Prostitution auf, als Prostitution in allen Klassen der Gesellschaft.

Kein Mensch wird den Nutzen verkennen, welchen die grossen Capitalien der materiellen Civilisation bringen; kein Mensch wird läugnen, dass man das schnelle und billige Reisen und tausend kleine Bequemlichkeiten dem grossen Capital verdanke. Aber, es wird auch ein jeder Gerechte zugeben, dass alle diese wirklichen und eingebildeten Vortheile, alles das wirkliche und eingebildete Glück der Zeit des Dampfes und Telegraphen für einen sehr hohen Preis erkauft werden, nämlich in letzter Reihe für den Preis der Wohlfahrt der Frauen und Nachkommen.

Weil kein Einzelner im Stande ist, die gesellschaftlichen Zustände in ihrer Entwickelung aufzuhalten und auf frühere Standpunkte zurückzudrängen, und weil solches Beginnen, auch wenn möglich, gar nicht einmal von dem gewünschten Erfolge wäre; darum wird es erforderlich sich machen, nicht etwa die Inhaber der grossen Capitalien anzugreifen oder die Fabriken zu zerstören, sondern Capitalisten, Fabrikanten, Arbeiter zu versittlichen, zu vermenschlichen, feindliche Gegensätze auf moralischem Wege anfangen auszugleichen, auf allen Seiten Erkenntniss, Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu erwecken und zu fördern, durch intensive Anregung höherer Interessen die Habsucht, die Genussucht, die civilisirte Barbarei zu dämpfen, zu tilgen.

Vollzieht sich dies Alles, so sind die grossen Capitalien nicht mehr im Stande, Vergiftung der Weiber und Nachkommen zu veranlassen, sondern können im Gegentheile nur das ganze menschliche Wohlsein fördern; denn nicht das grosse Capital an sich, sondern die Menschen, welche dadurch sich verderben, verhärten, desorganisiren lassen, werden für sich, die Mitlebenden und Nachfolgenden zum Unheile. Unter dem Walten von Nächstenliebe, Barmherzigkeit und etwas Vernunft kann die Thatsache des grossen Capitals dem weiblichen Geschlechte keinen Eintrag thun, sondern wird eher der Frau gestatten, alle guten Anlagen zu pflegen und das Beste zu vollbringen. Es kommt also darauf an, jene Gesinnung, welche man den praktischen Materialismus nennt, durch Erziehung, Beispiel, gute Gesetze, Verhütung des Elends, und was sonst noch hierher gehört und schon so oft erwähnt wurde, zu bannen.

§. 345.

Was zu Verschlechterung aller Lebensverhältnisse und zu Vermehrung des praktischen Materialismus wesentlich beiträgt, ist die elende Erziehung einer grossen Zahl von Frauen zu dem unsinnigsten Luxus und zu einer Lebensweise, welche für das Individuum und dessen Nachkommen verhängnissvoll, für den Gesellschaftskreis ansteckend und verderblich wirkt. Ein gewisses Maass von Luxus gehört mit zu dem Begriffe des normalen gesitteten Lebens und ist weit davon entfernt, den praktischen Materialismus zu begünstigen; der übermässige und krankhafte Luxus aber entsittlicht und degenerirt das Weib.

Alban de Villeneuve-Bargemont[234]), der einen trefflichen Ausspruch von Saint-Roman citirt*), macht über den Luxus unter Anderem folgende Bemerkungen: „Das Wort Luxus drückt gewöhnlich die Idee des Missbrauchs der Reichthümer, der Prahlerei, der Verschwendung aus. Indessen nennt man auch Luxus die Bequemlichkeiten des Lebens, den Ge-

*) „Tel que l'astre brillant qui sort du sein de l'onde
Pour enrichir chaque saison,
Tel le luxe embellit le monde
Quand il est dirigé par la saine raison".

schmack der Künste, den Fortschritt in Wohlstand und Gesittung". „Nicht in der Form der Regierung", fährt Villeneuve-Bargemont fort, „sondern in der Natur des Menschen möge man den Ursprung und die Gefahren der Ausschreitungen des Luxus suchen".

Auch gedenkt Villeneuve-Bargemont folgender Worte des Abtes Bergier: „Aber die Gewohnheit des ausschreitenden Luxus erstickt die Barmherzigkeit und macht die Reichen unempfindlich für die Leiden der Menschen. Ein Glücksumstand, welcher hinreichte, alle Lebensbedürfnisse zu befriedigen, reicht nicht hin, den eigensinnigen Lüsten, welche der Luxus veranlasst, Genugthuung zu verschaffen. Die künstlichen Bedürfnisse wachsen mit dem Ueberflusse"... „Diejenigen selbst, welche den Luxus verherrlichen wollen, sind genöthigt, zuzugeben, dass derselbe die Menschen verweichlicht, den Muth bricht, die Ideen verkehrt und die Gefühle der Ehre und der Rechtschaffenheit auslöscht; er erstickt die nützlichen Künste, um die eitlen, nichtssagenden Talente zu nähren; er trocknet die wahre Quelle der Reichthümer aus, indem er die Landstriche entvölkert; er bringt in die Glücksgüter eine entsetzliche Ungleichheit, und macht eine kleine Zahl von Menschen glücklich auf Kosten von Millionen anderer; er gestaltet die ehelichen Verbindungen zu kostspielig wegen des übertriebenen Aufwandes der Frauen, und vermehrt die Zahl der lüsternen und unsittlichen Junggesellen. Indem er den Reichthümern einen Werth verleiht, welchen dieselben gar nicht haben, lenkt er alle Andacht von der Rechtschaffenheit und Tugend ab; er nöthigt die Hälfte einer Nation der andern Hälfte zu dienen, und ruft fast die nämlichen Störungen in das Leben, wie die Sklaverei bei den alten Völkern". — Diese Aussprüche zeichnen durch den höchsten Grad von Wahrheit sich aus und geben vielen Gedanken Raum.

§. 346.

Wenn wir in einer Gesellschaft übermässigen Luxus bei den Frauen sehen, können wir auf elende Erziehung des weiblichen Geschlechtes und auf das Walten des praktischen Materialismus bei den Männern schliessen. Materialistische Männer und schlecht

erzogene Weiber sind zusammengenommen ein ganz niederträchtiges Gesindel, welches alle höheren Interessen schändet und zu Grunde richtet, nur Sinn und Verständniss für das Aeusserliche hat, den nicht durch den Glanz des Reichthums imponirenden Menschen unterdrückt, aussaugt, verachtet, verhöhnt, und schlimmer in der Welt hauset, als der grimmigste Despot.

Wehe dem Künstler, dem Förderer der Wissenschaft, dem Philosophen, der das Unglück hat, zwischen diese Sorte zu kommen! Kunst, Wissenschaft und Philosophie werden innerhalb materialistisch gesinnter, dem Luxus als Krankheit verfallener Cultur-Barbaren auf das Schauderhafteste malträtirt und mit jener Elle gemessen, die auf dem Verkaufstische liegt und dazu bestimmt ist, Länge und Breite der Manufacturwaaren zu ergründen.

§. 347.

Es frägt ein Literaturkaufmann den andern, bei wem er arbeiten lasse? — worauf denn der Gefragte eine Zahl von Namen berühmter und unberühmter Gelehrten nennt und selbe als seine Arbeiter, Fabrikarbeiter auffasst. Die Theorie der gewöhnlichen Buchkaufleute ist etwa folgende: Sie sind die Inhaber des Capitals; sie speculiren mit dem Capital, indem sie Geisteswerke kaufen (oder auch sich schenken lassen), dieselben durch den Druck vervielfältigen und verkaufen. Wegen der zum Theile sehr traurigen gesellschaftlichen Verhältnisse, des allzugrossen Luxus, der allzu theueren Lebensmittel und der allzu niedrigen Löhne für die dem Staate geleistete Arbeit u. s. w., wird dem Kaufmann die Literatur angeboten, anstatt dass selbiger, durch grosse Nachfrage seitens des Publicums hierzu bestimmt, den Gelehrten aufsuchen müsste, um die gewünschte Literatur zu erhalten. Der Gelehrte steht finanziell schlecht, verdient nicht allein wenig Geld, sondern muss auch den dummen Anforderungen zeitgemässen Aufwandes genügen, oder, wenn er dies nicht kann, in ein Mauseloch kriechen; denn die Grösse eines Mannes ist heutzutage von der Grösse der Tafeln, welche er gibt, abhängig, — und wer keine Gelage abhält, wird von dem hohen und gemeinen Pöbel als Null geachtet, verachtet. Ist nun

der Kaufmann nicht zugleich Philosoph und Humanist, so wird er immer mehr und mehr zum Verächter der Gelehrten und Künstler, schätzt natürlich auch die Erzeugnisse dieser von ihm abhängigen Personen gering, und kommt immer mehr dazu, alle Wissenschaft als Druckpapier in Buchform zu betrachten, mit welchem er Handel treibt. Jeder Handelsmann muss wünschen, dass die von ihm verkauften Producte in dem richtigen Verhältniss zu Geist und Geschmack des Publicums stehen, dass somit auch der Handel einträglich sei. Demnach bestimmt der Händler die von ihm abhängigen Arbeiter, in einer seinen Interessen angemessenen Weise zu produciren; er lässt bei dem Geheime Rath X., bei dem Professor Y., bei dem Doctor Z. so oder so arbeiten, er bestellt dies oder jenes.

Unter solchen Verhältnissen tritt der Geist in das Joch der materiellen Werthe, wird commandirt und verschachert, ein Sklave des Geldes; die Wissenschaft, die Kunst geht des Selbstzweckes verlustig, verflacht sich, dient dem erbärmlichen Geschmack einer kleinlichen, in alle Arten des gemeinen Materialismus versunkenen Gesellschaft; die Literatur des Volkes, weil in aller und jeder Beziehung von dem Stande der Wissenschaft abhängig, verliert den wahren Kern, richtet sich nach dem jämmerlichen, selbstsüchtigen Publicum (anstatt umgekehrt), und trägt damit noch zu Verflachung, Verderbung, ja Vergiftung des Menschen bei. Und wer zieht hier den Kürzesten; wer wird am meisten von dem Unheil betroffen; wer muss das Bad ausgiessen? Die Frauen und der arme Sündenbock, die zukünftigen Geschlechter!

§. 348.

Um aus all' diesem, dem ganzen Menschengeschlechte gefährlichen, alle höheren Interessen vernichtenden, und alle wahre Weiblichkeit grausam zerstörenden Treiben herauszukommen, ist unmittelbare, wie mittelbare Bekämpfung des übermässigen Luxus und intensive Pflege der Einfachheit, der reinen sittlichen Gefühle und der Bescheidenheit dringend geboten, und im Staate eine bessere Oekonomie erforderlich, welche die gewonnenen Werthe nicht schmarotzenden und die Künste des Friedens

lähmenden Institutionen opfert, sondern lediglich dem Gemeinwohle widmet, der Förderung von Wissenschaft, Kunst, Moral, Volksbildung und Gewerbe, durch Ermöglichung anständigen, aber dabei einfachen und bescheidenen Daseins der den höheren Interessen dienenden Personen.

Die Anforderungen, welche an das Gewand der Menschen gestellt werden, sind zu gross. Die Spitzen der Gesellschaft, anstatt mit dem guten Beispiel der Mindestforderung voranzugehen, machen zuweilen die unverschämteste Meistforderung geltend, und veranlassen Alle, auf die sie Einfluss haben und die, indem sie sich wohlgefällig zeigen, emporzukommen und ausgezeichnet zu werden suchen, unsinnige Ausgaben für lächerlichen Aufwand an Kleidungsstücken und Putzgegenständen, an Leckerbissen und Prachtmöbeln, und wie diese Eseleien alle noch heissen mögen, zu veranstalten. Jeder soll gross zu sein scheinen, Jeder hoffähig sein, aber Keiner soll Mittel genug dazu bekommen. Es wird ein glänzendes Elend erwirkt, welches himmelschreiend ist, ein Luxus, der auf blut- und schweissgedüngtem Felde, zum Theile auf Kosten der Ehre und Reinheit der Frauen erwächst, für alle Fälle aber mittelbar und unmittelbar die Frauen in ihrem leiblichen und sittlichen Dasein gefährdet.

§. 349.

Alle Achtung vor dem Eigenthum, ja vor dem massenhaften Besitze und dem richtigen Gebrauche desselben! Missbrauch der Güter, wie solcher unter Anderem in dem übermässigen Luxus sich ausdrückt, und in weiterer Folge zu dem Verlöschen wahrer Wissenschaft und Kunst, wahrer Philosophie und Moral führt, und mit der völligen Entartung der Frauen in ganzen Gesellschaftsklassen durch den praktischen Materialismus schliesst, ist höchst naturwidrig und ruft Erscheinungen in das Leben, welche in inniger Beziehung zu den schlimmen Leidenschaften und einem von diesen unterjochten Verstande stehen. Hierher gehört nicht nur die excessive Frauenemancipation, sondern auch eine Zahl von Utopien, welche, nicht selten den besten und edelsten Absichten entsprungen, doch bei dem Versuche der Durchführung nur zum Umsturze oder doch zu grösster Ver-

wirrung leiten. Die Weltgeschichte ist reich an Thatsachen dieser Art.

Der praktische Materialismus ist dem richtigen Gebrauche des massenhaften Besitzes, wie des Besitzes überhaupt, vollständig entgegen; denn der richtige Gebrauch bezieht sich nicht auf unsinnige Vermehrung der Capitalien und betäubende sinnliche Genüsse, sondern auf Vollbringung oder Förderung der Werke des Genius und der Nächstenliebe, auf Verschönerung und sittlichen Genuss des Daseins, auf Erzielung von Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit.

„Das Eigenthum", sagt Ch. Le Hardy de Beaulieu[235]), „hat die Wirkung, das menschliche Leben über seine natürlichen Grenzen hinaus zu verlängern, selbes gewisser Maassen in seinen Werken zu verewigen und auch in nützlicher Weise an das Leben der künftigen Geschlechter zu knüpfen". — Dies Alles kann aber nur der Fall sein, wenn die Menschen es verstehen, den richtigen Gebrauch vom Eigenthume zu machen, und wenn die Frauen nicht durch den Geist des praktischen Materialismus entartet sind.

§. 350.

Wir wollen nun das Verhältniss des auf den Cultus des Bauchgottes bezüglichen Materialismus zu den Frauen prüfen. Im Allgemeinen sind die Frauen absolut und relativ mässiger, als die Männer; vergessen sie sich aber, degeneriren sie, so bringen sie es zu den beträchtlichsten Graden der Unmässigkeit und stehen schwelgenden Männern kaum an Unfläthigkeit nach. Indessen kommen diese Fälle seltener vor, weil die Erziehung fast immer selbst auf Vermeidung des Scheines hinarbeitet und auch gesunkene Frauenzimmer möglichst vor den Augen der Welt ihre Blösse und Schwachheit zu verbergen suchen.

Das Alterthum weiset uns Beispiele von Staaten auf, in welchen den Frauen das Trinken des Weines verboten war; so z. B. erzählt dies Cl. Aelianus[236]) von den Massiliern und, nach Theophrastus, von den Milesiern. Alle solche Verbote sind nutzlos, wenn die Sitten schlecht sind, und sie machen vollständig sich überflüssig, wenn die Sitten gut sind.

Wo Tugend und Sittlichkeit bei den Männern herrschen, findet man dieselben auch bei den Frauen; wo die Männer durch Unfläthigkeit und Laster sich auszeichnen, erweisen die Frauen sich als Theilnehmerinnen an diesen Uebeln. Wie der Mann, so das Weib. — Dies ist das Ganze vom kauenden und dauenden Materialismus des schönen Geschlechtes im Allgemeinen.

§. 351.

Manche Weiber sind mehr geneigt, den gemeinen praktischen Materialismus zu üben, andere werden mehr vom Gotte Bacchus angezogen. Constitution und Temperament, Erziehung und Lebensverhältnisse entscheiden hier über das Betreten der beiden Wege. Frauen des sanguinischen und phlegmatischen Temperaments thuen eher den Sinnen etwas zu Liebe, als dem rechnenden Verstande, während Frauen des cholerischen und melancholischen Temperaments unter Umständen sehr viel in Bank- und Börsenmaterialismus leisten. Das Fieber dieses letzteren richtet auch innerhalb des weiblichen Geschlechts, indem es von einzelnen Vertreterinnen desselben ausgeht, grossen Schaden an; aber es kann immer und überall beobachtet werden, dass Frauen voll von echter Weiblichkeit und mit gutem Temperamente auch unter ungünstigen Verhältnissen diesem Fieber niemals zum Opfer fallen.

§. 352.

Wenn Frauen grossen Reichthum oder grosse Armuth ohne Schaden für ihre sittliche Wohlfahrt ertragen, oder wenn reiche Frauen mittelst ihres Besitzes höhere Interessen fördern sollen, müssen sie gewapnet sein und jene Festigkeit besitzen, welche Tugend ist und den Menschen sich selber erhält; müssen sie vortrefflich erzogen sein und jene Begeisterung fühlen, welche über das Kleinliche der gesellschaftlichen Uebereinkunft sich hinwegsetzt und Grossherzigkeit ist. Unter solchen Voraussetzungen wird kein Weib zum Opfer des praktischen Materialismus, und diesem selbst wird in der beträchtlichsten Weise Einhalt gethan.

Auf welche Weise aber kommen Frauen, die von entarteter

Ueppigkeit oder von Leib und Sitten degenerirendem Elend umgeben sind, zu Tugend und Grossherzigkeit? Bei glücklichem Temperamente und guter Erziehung durch eigenes Zuthun; bei unglücklichem Temperamente und schlechter Erziehung ist an eigenes Zuthun gar nicht zu denken, und auf Tugend kann dann ebensowenig gehofft werden, als auf Grossherzigkeit.

§. 353.

Bei den Volksschichten, welche Sklaven des Elends sind, wird das Temperament sehr oft krankhaft, und erfolgreiche Erziehung ist mehr oder weniger unmöglich. Somit muss der Widerstand, welcher dem Geiste des praktischen Materialismus auf Seite der grossen Armuth sich entgegensetzt, im Laufe der Zeit und mit Zunahme des Elends immer kleiner werden. Diese Ueberzeugung wird immer fester, je mehr man Beobachtungen und Erfahrungen macht, welche den Angaben von Victor Modeste[237]) über das traurige Schicksal eines so beträchtlichen Theiles der arbeitenden Frauen von ihrer Geburt an entsprechen.

Die arme Arbeiterin ist weit mehr Gefahren für das leibliche und sittliche Wohl ausgesetzt, als der arme Arbeiter, ja sie ist geradezu den grössten Gefahren preisgegeben. „Entbehrung", sagt Modeste von diesen unglücklichen Frauen, „ist die Schule ihres Lebens, und übermässige Arbeit ihr Erbtheil. Aber, für sie ist weit mehr, als für das andere Geschlecht, diese Arbeit voll von Mühseligkeiten und Gefahren. Genöthigt, für den grossen Zweck der Mutterschaft sich zu gestalten, bildet und vollendet sich die Organisation zu diesem Behufe mit sehr grossen Schwierigkeiten. Zugleich schwächlicher, auch von Gefahren mehr bedroht, bedarf es für sie eines geringfügigen Anstosses, um gebeugt zu werden und zu wanken. Bei diesen Frauen begegnet man auch sehr vielen Fällen von Verkrümmung der Glieder oder der Wirbelsäule, von Skropheln und Rhachitis; traurige Gebrechen, welche für sie zu gleicher Zeit und bis zu Ende die Verhältnisse der Gesundheit, der Intelligenz und der Arbeit beeinflussen". — Wie kann unter solchen Constellationen jener heroïsche Muth der Tugend und jene Herzens-

grösse erwachen, welche die Ueberwinder der erschrecklichen Zustände sind, die der praktische Materialismus in das Dasein ruft!

Die Frauen im öffentlichen Leben, in Wissenschaft und Kunst.

§. 354.

Wir können den Frauen nur einen mittelbaren Einfluss auf das öffentliche Leben zugestehen, durch ihre Liebe, durch ihre Grazie, durch ihre Barmherzigkeit; unmittelbar im öffentlichen Leben wirkend, werden die Weiber zu Zerrbildern leicht, zu Wesen, welche den Kreis der Weiblichkeit verlassen, ohne jemals den der Männlichkeit betreten zu können.

Die Politik und die Frauen sind im Grunde genommen zwei heterogene Dinge, und alle Frauen, welche mit höherer oder niederer Politik sich beschäftigen, werden mit Nothwendigkeit aus dem Geleise fruchtbringenden Wirkens getrieben. In der höheren Staatspolitik dienen die Frauen meistens den Intriguen der Höflinge und, selbst an der Spitze der öffentlichen Geschäfte, führen sie bei nur etwas wirklicher Machtvollkommenheit ein rein persönliches Regiment, welches dem Gemeinwesen in neun Fällen schadet und in einem Falle zweifelhaften Nutzen bringt. Nur auf dem Throne solcher Länder wie Grossbritannien kann ebenso wohl eine Frau wie ein Mann sitzen, weil daselbst der Herrscher so sehr durch die Gesetze beschränkt ist, dass der Einfluss seines Geschlechtes in gar keiner Weise zur Geltung kommt.

§. 355.

Man kann in sogenannten freien Staaten häufig die Beobachtung machen, dass Frauen das Wahlgeschäft der Männer beeinflussen, ihre Gatten, Väter, Brüder, Liebhaber bestimmen, diesem oder jenem Candidaten die Stimme zu geben. Manchmal ist solche Beeinflussung gut, manchmal von schlimmen Folgen, ganz je nach den obwaltenden Verhältnissen; doch kann

man derlei Treiben immer nur als ganz unbeträchtliches und nebensächliches auffassen und glauben, dass selbiges nur stattfinde, weil die Frauen einen Spass sich machen wollen.

Anders, wenn die Frauen selbst das Wahlrecht besitzen und Vertreterinnen ihres eigenen Geschlechtes in gesetzgebende oder vollziehende Körperschaften spediren. Hier geht der Spass denn doch „über das Bohnenlied“, und die Verzerrung ist bewerkstelligt: politische Leidenschaften toben in dem weiblichen Herzen, die Nervosität entwickelt sich riesenhaft und wird durch Vererbung bald Gemeingut der ganzen Gesellschaft, der Wahnsinn und der Selbstmord fordern zahllose Opfer unter den Frauen, und alles gemüthliche Zusammenleben wird vor ein grosses Fragezeichen gestellt. Wo die Frauen praktische Politik treiben, kann es Heroïsmus neben Possenspiel, Exaltion neben Verbrechen, Geist neben Leidenschaft, aber keinen gemüthlichen häuslichen Herd, kein inneres Glück, keine ursprüngliche Bescheidenheit, keine rechte Musse, keine wahre Philosophie und keinen Boden für klassische Künste geben.

§. 356.

Die politische Thätigkeit beansprucht verschiedene Eigenschaften, die zwar den Frauen nicht ganz fremd, doch in weit geringerem Maasse eigen sind, als den Männern, und bei den Frauen mit anderen Eigenthümlichkeiten sich mischen und davon so verdeckt werden, dass von wirklich correcter öffentlicher Wirksamkeit nicht die Rede sein kann. Der Geist der Frauen ist nicht genug allgemein, um die Zielpunkte einer auf die grossen und hohen Interessen der Gesammtheit sich richtenden Politik zu erfassen; nicht genug tief, um bis zu den äussersten Enden der Grundsäulen höherer Politik vorzudringen und die letzten Beweggründe zu ermitteln; nicht genug frei, um von dem Individuellen sich loszumachen und das Ganze ohne Vermittelung des Persönlichen, ohne vorgefasste Meinung und ohne Einmischung der Leidenschaft zu verstehen. Mit einem Worte: die Frau ist nicht für die eigentliche Politik geschaffen, und jede Beschäftigung damit ist für das Weib Unheil.

§. 357.

Philarète Chasles[238]) sagt von den Weibern Nordamerika's unter Anderem: „Die amerikanische Frau befestigt sich an nichts, sie hat nicht Haus zu halten, niemand veranlasst sie zu etwas, und ihre Ansprüche auf Ursprünglichkeit des Denkens sind weit mehr ein Gegenstand der Erregung und des Verdrusses ihrer Mitbürger, als eine Ehre für sie selbst. In den Häusern, welche ihre eigene Wirthschaft haben, ist es der Mann, welcher zu Markte geht"... „die amerikanischen Frauen, welche nichts zu thun haben, lesen viel und überlegen wenig. Sie verstehen meistens mehrere Sprachen, aber die Activität des Denkens fehlt ihnen; die einzige Fähigkeit, welche sie pflegen, die niedrigste von allen, ist das Gedächtniss. Niedlich, in der ersten Jugend von einer zarten und blendenden Frische, begabt mit aller Feinheit, aller Schönheit und aller Grazie, welche die Natur ihrem Geschlechte verlieh, im Besitze der Musse zur Pflege ihres Geistes und zur Erhebung ihrer Seele, im Besitze der Mittel, um mit den Annehmlichkeiten des Lebens sich umgeben zu können, was fehlt den amerikanischen Frauen? Eine Gesellschaft, weniger aufgesaugt vom Handel, mehr ritterlich, mehr stürmisch, mehr strebend nach Idealen, weniger concentrirt in Interessen. Es fehlt ihnen an urtheilsberechtigten Persönlichkeiten, welche sie anregen und belohnen".

Und Moritz Wagner[239]) bemerkt über die Nordamerikaner unter Anderem: „Es sind sonderbare Käuze diese Yankees mit ihrer sächsisch-gälischen Blutmischung! Wir begreifen vollkommen, dass ehrliche und enthusiastische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden Wie sie dasitzen in ihren Stores*) und Geschäftsstuben, in den Salons der Steamers**) und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — nichts als Business***)-

*) Vorrathshäusern
**) Saalräumen der Dampfboote
***) Geschäfts-

Gedanken und Dollar-Trachten in den Köpfen, keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an dem Edelsten, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann! An den Wissenschaften kann sich der Amerikaner noch allenfalls betheiligen, besonders an solchen Zweigen, die in das praktische Leben einschlagen. Aber für Poësie, schöne Künste, selbst für den reinen Naturgenuss fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel sind selten".

Diese Entäusserungen charakterisiren die Gesellschaft der Vereinigten Staaten und erlauben uns Schlussfolgerungen auf das Verhältniss der Frauen jenes Landes zu dem öffentlichen Leben, zu Wissenschaft und Kunst.

§. 358.

Die Eigenthümlichkeiten, welche das Weib in Nordamerika darbietet, leiten zum Theile von den Eigenthümlichkeiten des Mannes sich ab. Die in jeder Frau mehr oder weniger zur Geltung kommenden poëtischen Bedürfnisse werden von dem Manne Nordamerika's nicht gepflegt, und das Weib ist genöthigt, seinen eigenen Weg zu gehen. So entbehrt denn die fühlende Frau vollständig des Regulators; denn der Mann, der doch mitfühlen und das Weib leiten sollte, ist unsympathisch, äusserst prosaïsch, und überlässt in allen Angelegenheiten des Geistes und Gemüthes die Frau sich selbst. Lägen dem Weibe die Sorgen der Haushaltung ob, so wäre hierdurch der Reiz, in das öffentliche Leben sich zu mischen und nach öffentlicher Wirksamkeit zu streben, schon um ein Bedeutendes abgekühlt. Beständen neben den Handelsinteressen der Männer noch höhere Strebungen, gäbe es Ideale und Verständniss für die wirklichen Feinheiten des gesellschaftlichen Daseins, so fände der aesthetische Drang der Frauen seine Befriedigung, und es wäre damit die Möglichkeit eines ebenso schönen wie gemüthlichen Daseins gegeben, und auf der anderen Seite die kräftigste Ablenkung von den die Frauen nur verzerrenden und krankmachenden Interessen der Politik.

Ich wünsche nicht, dass die Frauen in den Dingen des öffentlichen Lebens gänzlich unwissend bleiben sollen; es kommt

mir nicht in den Sinn, zu behaupten, dass die ausschliessliche Thätigkeit des fein angelegten und fein gebildeten Weibes das Stricken von Strümpfen und das Kochen von Bohnen sei; — aber ich halte mich für berechtigt, aus der Natur und den Bedürfnissen der Frau die Meinung abzuleiten, dass nicht auf dem Kampfplatze des öffentlichen Lebens das Weib sich bethätigen, zur Geltung kommen könne; dass politische Exaltation und das Streben der Emancipation aus Missverhältnissen entspringen, deren Beseitigung und Verhütung der Mann in seiner Gewalt hat; dass überall, wo der Mann praktisch-materialistisch ist, das Weib die Richtung nach öffentlicher Wirksamkeit nehme, und dieses widernatürlichen Strebens Quellen nur versiegen, wenn der praktische Materialismus den edleren Beweggründen eines schönen und gemüthlichen Daseins weicht.

§. 359.

Fein gebildete Frauen haben die Fähigkeit, bis zu einem bestimmten Punkte hin äussere und auch innere Eigenschaften der Menschen instinctiv und dabei sehr genau zu beurtheilen; häufig genug entscheiden sie durch das blosse Gefühl, ob der Gegenstand ihrer Beobachtung von edlen Trieben oder nur von gemeinen Begehrungen erfüllt, ob er seiner Sache gewachsen, ob er stark, ausdauernd, ruhig oder im Verborgenen leidenschaftlich sei. Diese Fähigkeit des Weibes kann nicht genug geschätzt, sie darf aber auch nicht überschätzt werden, darf nicht zu falschen und für das Frauengeschlecht unheilbringenden Folgerungen Veranlassung geben.

Bei politischen Wahlacten kann solches Vermögen der Frauen den wählenden Männern wohl zu Statten kommen, diese und jene Lücke in dem Bilde, welches der Wähler von dem zu Kürenden sich macht, ausfüllen; denn um einen ganz genauen Begriff von Persönlichkeiten zu bekommen, müssen wir auch deren geringfügige und scheinbar ganz nebensächliche Entäusserungen in das Auge fassen. Hierzu sind die Frauen meistens weit besser befähigt, als die Männer, und können somit diesen letzteren, die immer mehr nach dem Grossen und Ganzen urtheilen, manchen guten Dienst leisten.

Sind nun aber die Frauen deshalb schon geeignet, handelnd auf der Bühne des politischen Lebens aufzutreten, weil die bezeichnete Fähigkeit ihnen eigen ist? Durchaus nicht; denn zu politischem Handeln gehören männlicher Geist und männliche Kraft, nur mittelbar beeinflusst durch weiblichen Scharfsinn und weibliche Milde.

§. 360.

Das Verhältniss der Frauen zur Staatsverwaltung dürfte wohl schon aus dem Bisherigen sich ergeben. Mögen einzelne Weiber immerhin zum Copiren von Acten geschickt sein, zu Verwaltungsbeamten eignen sie im Allgemeinen sich nicht, zu Verwaltern von Justiz und Polizei sind sie auch im Speziellen nicht geeignet; denn zu den Verrichtungen, welche den Besorgern der Justiz- und Polizeiverwaltung zukommen, bedarf es eines Organismus, welcher weder durch Menstruation, noch durch Schwangerschaft, Wochenbett, Säugen, oder durch Altjungfernthum behelligt wird, bedarf es eines Organismus mit ausgesprochen männlichem Geiste und männlicher Thatkraft. Auch das resoluteste Weib könnte nur einen falschen Justiz- oder Polizeimann abgeben.

Ich kann mir keine ärgere Verzerrung menschlicher Angelegenheiten denken, als wenn ein Weib die Rolle eines Polizeicommissars oder eines Richters spielte. Abgesehen davon, dass es in solchem Falle sehr fraglich um den „Respect vor der Obrigkeit" stände, wäre es denn doch ganz allen Vorstellungen des Wesens der Weiblichkeit entgegen und zerstörte auf das Schauderhafteste alle Ideale, sähe man ein weibliches Wesen Leute verurtheilen, verdächtige Personen verhaften, und was dergleichen unpoëtische Handlungen mehr sind.

Man kann sagen, dass die Begriffe von Frau und Staatsverwaltung vollkommen einander ausschliessen.

§. 361.

Sind Frauen dazu geeignet, das Amt der Seelsorge auszuüben? Nein. Sie können den Seelsorger in seiner Thätigkeit sehr wesentlich unterstützen, aber sind vermöge ihrer Organi-

sation nicht dazu berufen, zu predigen und dem Cultus gesitteter Nationen vorzustehen. Der Priester ist das in der Gemeinde, was der Vater in der Familie ist. Es gibt kein Ersatzmittel des Vaters; die Mutter kann niemals ganz an dessen Stelle treten. Es gibt kein Ersatzmittel des Vaters der Gemeinde; das Weib kann nicht Priester sein, weil es Weib ist.

Das Priesterthum in der Auffassung der civilisirten Völker ist eine Institution, welche so bestimmt das Gepräge der Männlichkeit bekundet, dass Einsetzung von Weibern in das Priesteramt mit vollständiger Profanirung der ganzen Institution gleichbedeutend wäre. Die christlichen Kirchen asiatischen Geistes haben Nonnen, aber sie kennen keine mit der Vollkommenheit des Priesters ausgestattete Frauen. Die Priesterinnen des Alterthums können gewisser Maassen nur mit den Nonnen der griechischen und römischen Kirche, nicht mit den Pastoren verglichen werden.

§. 362.

Ein Weib als Professor an der Universität? Beschäftigen wir uns mit dieser Frage einige Augenblicke.

Die Frau kann als Lehrerin der Jugend Vortreffliches leisten, keinem Menschen aber die höhere Weihe des Geistes geben; sie wird Wesen, die unter ihr stehen, mit nützlichen Kenntnissen versehen, fühlen lernen, zu Gutem anleiten, aber nicht im Stande sein, den stärkeren Geist in die Tiefen der strengen Wissenschaft und zu den Höhen der speculativen Philosophie zu führen: das Weib kann geistig nicht aus sich selbst heraustreten.

Aber auch noch äussere Gründe sind es, welche die Besetzung von Lehrstühlen durch Frauen als gänzlich unstatthaft erscheinen lassen: abgesehen von dem Widerwillen, der uns erfüllt, wenn wir etwas Naturwidriges sehen, wollen wir auf einem Lehrstuhle, ebenso wie auf einer Kanzel, die väterliche Würde, welche das Imponirende an einem jeden Lehrer der Wissenschaft, Verkündiger der Weltweisheit und Sachwalter der Moral sein soll, nicht vermissen, weil in ihr gerade der Nachdruck liegt, der in so einziger Weise das lebendige Wort als Samen in den fruchtbaren Boden unseres Geistes pflanzt. Das Weib kann

natürlich nicht väterliche Würde, nicht männliche Kraft bekunden, somit auch auf einem Lehrstuhle, auf einer Kanzel, nicht die rechte Figur spielen. Darum wird man zu allen Zeiten, so lange die Menschen noch halbwegs geistesgesund sind, Männer auf die Lehrstühle der hohen Schulen und auf die Kanzeln der Kirchen setzen müssen.

In Akademieen der Künste ist das Auftreten von Frauen als Lehrerinnen, als Meisterinnen, weniger naturwidrig, denn in Hochschulen und gelehrten Akademieen; aber auch der Kunst gegenüber wird Vorsicht in Betreff der Frauen geboten, und selbe werden nicht mit Präsidenten- und eigentlichen Lehrstühlen zu betrauen sein.

Noch ein Punkt. Gesetzt, man machte eine Frau zum Professor; nun sässe sie da auf dem Katheder und bekäme inmitten des Vortrages Geburtswehen —. Nein! Dieser Skandal wäre denn doch zu arg und profanirte alle Wissenschaft unerhört! Darum möge das Weib in der Küche, im Familienzimmer und im Gesellschaftssaale Mann und Kinder beglücken, aber aus dem Hörsaale fort bleiben.

§. 363.

Strenge wissenschaftliches Studium der Frauen ist durchaus verwerflich, weil das Weib von Natur aus gar nicht zur Gelehrtenprofession disponirt ist. Gegen tüchtige und auf die Praxis abzielende Bildung der Frauen ist, so lange selbe das weibliche Gemüth nicht erkältet, nichts einzuwenden.

Diese letztere Bildung dürfte bei guter Anwendung auf die geeignete Individualität das Weib in dem eigentlichen häuslichen Berufe kaum beeinträchtigen, sondern im Gegentheile demselben noch förderlich sein. Ich protestire nur gegen das strenge wissenschaftliche Studium bei den Frauen, rede aber einer guten und auch gründlichen, dem Gemüthe jedoch genügend Spielraum lassenden, allgemeinen Bildung des Weibes sehr das Wort. Ich protestire gegen Ausübung strenge gelehrter Professionen durch Frauen, erkenne aber den grossen Nutzen an, den das Weib als Erzieherin, Kinderlehrerin, Kindergärtnerin der Menschheit zu leisten vermag.

§. 364.

In einem, manche gute Gedanken enthaltenden, volksfasslichen Artikel über die Frauenfrage bemerkt S. Junghans[240]) unter Anderem: „Nein, es ist nicht wahr, dass eine tüchtige geistige Disciplin, und wäre Mathematik und lateinische Grammatik darin begriffen, ein Mädchen untüchtig mache für irgend eine jener so hoch gehaltenen, im Grunde doch aber sämmtlich mechanischen und sehr leicht gelernten häuslichen Arbeiten. Es ist nicht wahr, dass die zeitweilig mit ernster Lectüre, auf dem Katheder oder gar mit der Feder beschäftigte Frau dadurch irgendwie gehindert werde, zu anderen Zeiten ordentlich Strümpfe zu stopfen, eine gute Suppe zu kochen, oder das Obst für den Winter einzumachen, immer vorausgesetzt natürlich, dass es ihre Mittel erlauben, die Zeit, welche ihr in Ausübung ihres Berufes so und so viel Geld repräsentirt, auf Beschäftigungen zu verwenden, die durch mässig dafür bezahlte Dienstboten eben so gut verrichtet werden können. Ganz im Gegentheil, die durch und durch gebildete, meinethalben sogar gelehrte Frau wird in den meisten Fällen besser kochen, ihren Haushalt praktischer einzurichten verstehen, als diejenige, deren Gedankenkreis durch das Kochen, Waschen, Bügeln und Flicken ganz eingenommen wird, deren grösster Stolz die blankgescheuerten Dielen und die gestickte Kinderwäsche sind. Es ist natürlich genug, jene bringt einen geschärften, geordneten Verstand, einen heiteren guten Willen zu den erwähnten Arbeiten heran; diese nur zu oft einen leichtfertigen oder beschränkten, daher pedantisch eigensinnigen oder kindisch unruhigen Kopf; die Hände mögen beide zu regen verstehen; es wird niemand im Ernst behaupten wollen, dass eine tüchtige Geschichtskenntniss oder ein Interesse an der Politik des Tages die Finger zum Erbsenlesen, zum Anrühren des Pfannkuchenteiges oder zum Säumenähen ungeschickt mache. In hundert Fällen bewährt sich die Ueberlegenheit der höher gebildeten Frau auch im praktischen Leben. Schon durch ihre geistige Ueberlegenheit steht sie den Dienstboten gegenüber als Herrin da, während das ungebildete Frauenzimmer nur zu oft als willige Empfängerin der Klatschereien ihrer Magd mit dieser

auf eine Stufe sinkt, oder zur Aufrechterhaltung ihrer Autorität nach und nach in die Rolle der keifenden Xantippe hineingetrieben wird".

Und weiter sagt Junghans: „Mag es immerhin die deutsche Frau nöthig haben, domesticated... verhäuslicht zu sein, mag es immerhin, wie die Sachen jetzt stehen, zur Aufrechterhaltung häuslicher Behaglichkeit unerlässlich sein, dass sie koche, wasche, kehre, oder der kochenden, waschenden, kehrenden Magd beständig auf die Finger sehe, weil diese allerdings nothwendigen Verrichtungen ohne sie mangelhaft oder gar nicht ausgeführt werden würden — ein Jammer bleibt es deshalb doch, wenn eine bildungsfähige Frau in diesen Beschäftigungen, welche, man sage was man wolle, für eine Magd am angemessensten sind, aufgehen muss. Ein Jammer, weil die Frau ihre eigentliche Bestimmung, die heitere, verständnissvolle Gefährtin ihres Gatten, die weise Erzieherin ihrer Kinder, die freundliche Gesellschafterin der heranblühenden Töchter, die verehrte Rathgeberin der erwachsenen Söhne zu sein, in unendlich vielen Fällen darüber ganz verfehlt".

Sehen wir zu, ob die hier namhaft gemachten Vortheile mehr auf Seite der fein gebildeten oder der sogenannten gelehrten Frau sich finden.

§. 365.

Feine Bildung ist den Frauen wohlthuend; Gelehrsamkeit aber macht weibliche Wesen krank. Feine Bildung ist in der That allen häuslichen Arbeiten der Frauen förderlich; Gelehrsamkeit, weil bei dem Weibe immer nur halb oder falsch, gehört zu den Hemmnissen der Häuslichkeit. Wir haben schon gezeigt, dass die Wissenschaft der Frauen eine heitere sein müsse, keine ernste sein dürfe; denn die heitere Wissenschaft erhebt das weibliche Wesen, die ernste aber presst dasselbe zusammen. Die strenge Wissenschaft vollzieht sich durch strenge und ausschliessliche Verstandesthätigkeit, welche gegen die Natur des Weibes streitet; die heitere Wissenschaft findet im Gemüthe Wiederhall und ist so recht der Tummelplatz des verfeinerten weiblichen Geistes.

Mit dieser lebendigen und gemüthvollen, wärmenden und perlenden Wissenschaft erfüllt, werden die Frauen allen Geschäften des Hauses und der Familie mit freudiger Aufopferung und aller Genialität sich widmen; sie werden dadurch praktischer, unverdrossener, ausdauernder und selbständiger werden, und in solchem Wissen eine Spirale mit ununterbrochener Triebkraft finden.

§. 366.

Wir wollen speciell ein Studium in das Auge fassen, dem heutzutage sehr viele Frauen sich zuwenden: das Studium der Heilkunst. Es entsteht zunächst die Frage, ob das Weib zu diesem Unternehmen sich eigne, ob die Frau die zu Ausübung ärztlicher Praxis erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten habe? Ja und nein, wie man es nimmt und gegen welche Art von Heilverständigen man die Vertreterinnen des schönen Geschlechts in Vergleich stellt. Gemeine Receptschreiber, die Leberentzündung mit Fussverrenkung für gleichbedeutend halten und beiderlei Art von Krankheit mit grossen Bullen voll niederträchtiger Mixturen und ganzen grossen Schachteln voll scheusslicher Pillen curiren, stehen weit unter jeder Hebeamme; mit solchen Korporalstöcken der Kehrseite der Menschheit wollen wir strebsame Frauen keinen Augenblick vergleichen. Wir müssen andere Objecte uns suchen.

Jene hochgebildeten und humanen Aerzte, die ein wahrer Segen für die Menschheit, aber leider sehr selten sind; die mit dem höchsten Grade von Wissen und Humanität Alles, was man Genie, männliche Kraft und correctes Handeln nennt, im Momente verbinden; — diese Auserwählten stehen über allen strebsamen, wissenden und könnenden Frauen.

Die gewöhnliche, von mittelmässigen Kräften geübte ärztliche Praxis kann jede geistig feiner angelegte und geschickte Frau erlernen; derjenige Theil der Praxis aber, welche das Aufgebot der höchsten Geistesthätigkeit und der höchsten Potenz von Männlichkeit erfordert, wie z. B. die Irrenheilkunst, ist auch für die besten Frauen unzugänglich.

Medicinische Studien, so lange dieselben nur Einzelnheiten

und nicht das Grosse und Ganze betreffen, können von Frauen mit Erfolg betrieben werden; dort aber, wo Philosophie der Charakter des Gegenstandes ist und die sogenannten unerbittlichen Normen beginnen, hat das Studium der Frauen seine Grenze gefunden.

Weibliche Hülfe ist dem Arzte äusserst willkommen; Krankenpflege durch Frauen zeigt immer und überall sich erspriesslicher, als Krankenpflege durch Männer; — aber ein eigentlich weiblicher Arzt, von dem endgültige Entscheidung zu erwarten, ist ein Nonsens: der rationelle männliche Arzt kann niemals durch ein Weib ersetzt werden.

§. 367.

Soll man Frauen den Zutritt zu den Vorlesungen über medicinische Wissenschaften und zu den praktischen Uebungen gestatten? Unbedingt; denn ich bin dafür, jedem Menschen ohne Unterschied des Geschlrchtes und Standes das höchste Maass geistiger Freiheit zu gewähren und alle Vorlesungen und Uebungen allen Menschen gratis zugänglich zu machen. Warum will man die Frauen ausschliessen von dem Zuhören und Zusehen? Es kann ja nichts Unschuldigeres geben, als Hören und Sehen! Und ob im chemischen Laboratorium ein Jüngling oder eine Jungfrau in die Retorte ein Loch schlägt, oder Spiritus anzündet, um Schwefel zu schmelzen, dies stört den Gang der Weltgeschichte nicht im Geringsten, und beeinträchtigt auch keinen Dritten, so lange das Laboratorium nicht in die Luft fliegt oder die Crinoline nicht Feuer fängt.

Soll man Frauen aus demjenigen Theile der Heilkunst, der über Entbindung und Krankenpflege hinausgeht, examiniren? Unter keiner Bedingung; denn eigentliche weibliche Aerzte sind polizeiwidrige Geschöpfe und der Begriff derselben widerstreitet allen Begriffen der Weiblichkeit. In verzerrten, prosaïschen Gesellschaften, wo das Geld die Natur unter seine eisernen Stiefel getreten hat, möge die Carricatur der weiblichen Aerzte für erspriesslich gehalten werden; naturfrische Gesellschaften, in denen es noch Aesthetik und Poësie gibt, werden von jenen Zerrbildern auch nicht träumen, geschweige denn an dieselben glauben.

§. 368.

Als Krankenpflegerinnen und Hebeammen haben die Frauen schon seit den ältesten Zeiten das Beste geleistet, wenn sie wirklich aus innerem Drange und nicht um des Lohnes Willen ihren Beruf erwählten. Im Interesse der leidenden Menschheit wäre es sehr zu wünschen, dass alle alleinstehenden und nicht durch irgend welche Rücksichten oder Pflichten gebundenen Frauen entweder der Kindererziehung als Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, oder der Krankenpflege freiwillig sich widmeten; denn zu allen diesen Thätigkeitsarten ist niemand geeigneter, als das Weib, und es findet in Uebung solcher Thätigkeiten niemand mehr innere Befriedigung, als das fühlende, alleinstehende oder völlig über die eigene Musse verfügende Weib.

Krankenpflege und Geburtshülfe erfordern Aufopferung und Geduld, Nächstenliebe und Geschicklichkeit. Dies Alles pflegt man bei guten und edelmüthigen Frauen in der schönsten harmonischesten Vereinigung zu finden, oder doch in erfreulicher Anlage, die durch weise Anregung sehr wohl ausgebildet werden kann. Bei der Krankenpflege so gut wie bei der Geburtshülfe kommt es darauf an, Kleinigkeiten sorgfältig wahrzunehmen. Dies ist der Frau stets viel leichter, als dem Manne, und deshalb ist das Weib gerade zu den beiden Arten der ausübenden Barmherzigkeit besonders berufen.

Dem Kranken, einerlei ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, wird weibliche Pflege in der grössten Mehrzahl der Fälle willkommener und erspriesslicher sein, als Pflege von männlicher Seite; denn die Krankenpflegerin ist zarter, williger, geduldiger und sympathischer, als der Krankenpfleger.

Die kleine Geburtshülfe, wie diese von den Hebeammen ausgeübt wird, könnte niemals mit Vortheil von Männern ausgeübt werden, weil sie etwas specifisch Weibliches ist, wozu der Mann weder Anlage noch Neigung hat.

Zu Erziehung kleiner Kinder beiderlei Geschlechts hat die Frau weit mehr Befähigung, als der Mann. Kinder stehen den Frauen weit näher, als den Männern, und darum wird auch stets das Weib der zarten Jugend der beste Führer sein.

Fassen wir Alles zusammen, so können wir aussprechen, dass jenen Frauen, welche nicht in die Ehe treten, oder kinderlos bleiben, oder Wittwen wurden, sehr zahlreiche Berufe sich öffnen, wo sie dem Menschenwohle im höchsten Grade nützen können, und dass kein Weib nöthig habe, eine Beschäftigung zu ergreifen, zu welcher es weder von Natur aus geeignet, noch durch Aesthetik und Moral berufen ist. Möge kein falscher Prophet den Frauen in den Kopf setzen, sie wären zu Aerzten, Richtern, Polizisten, Predigern, Gelehrten, Philosophen geeignet, sondern möge man immer und überall so die Verhältnisse gestalten und so normal erhalten, dass kein Weib versucht oder genöthigt werde, unmögliche Dinge sich zuzumuthen und an deren Durchführung zu denken!

Die Arbeit der Frauen.

§. 369.

Was vermag eine Frau an ausserhäuslicher Arbeit zu leisten? Soll das Weib überhaupt ausserhalb des naturgemässen Berufskreises thätig sein? Ist Fabrikarbeit eine Beschäftigung, bei welcher das leibliche und sittliche Wohl der Frauen bestehen kann?

Mit dem Versuche, diese Fragen zu beantworten, beginnen wir unsere Betrachtungen über die Arbeit der Frauen.

Ein Weib vermag an ausserhäuslicher Arbeit viel mehr oder viel weniger zu leisten, als geglaubt wird, ganz nach Umständen und Verhältnissen.

Die Frau soll eigentlich nur innerhalb ihres naturgemässen Berufskreises thätig sein; alle Thätigkeit ausserhalb desselben bringt mehr oder weniger Unheil.

Fabrikarbeit stellt meistens das leibliche und sittliche Wohl der Frauen mehr oder weniger ernsthaft in Frage.

§. 370.

Ein edler Menschenfreund, De Gérando[241]), sagt unter Anderem: „Die Frau ist von Natur aus nicht zu vereinzeltem

Dasein bestimmt: Tochter, Schwester, Gattin, Mutter, Freundin, Mitglied irgend welcher Gemeinschaft, Werkzeug der Güte, ist sie bestimmt, für Andere zu leben; das Bedürfniss der Zuneigung, welches ihr Herz erfüllt, deutet im hohen Grade diese Sendung der Ergebenheit an. Sie macht innerhalb der Gemeinschaft oder innerhalb der Familie durch tausend einzelne Dienste sich nützlich, durch tausend zarte Sorgen, die man weiter nicht berechnet, und die nicht eine genaue Werthschätzung zulassen, sondern einen wirklichen Werth haben. Verdammt zu einsamem Leben, bleibt die ihr eigene Capacität unfruchtbar; es verliert die Frau nicht ihre Vorzüge, aber die Gesellschaft verliert die Früchte; die Dienste, welche die Frau gewährte, werden entweder nicht geleistet, oder nur durch grosse Geldkosten erwirkt".

„Die Frau ist zu einer mehr sitzenden Lebensweise berufen", bemerkt De Gérando weiter; „die Handarbeiten, zu denen sie insbesondere geeignet ist, verbinden sich mit den Sorgen, welche sie für Andere hegt, und mit jenen, welche eine Haushaltung erfordert. Die Frau auf Handarbeiten beschränken, eine einfache Arbeiterin aus ihr machen, ein Werkzeug der Manufactur oder der Fabrik, heisst: eines ihrer Vorzüge sie berauben. Sie hat Bedürfnisse, welche ihrem Geschlechte eigenthümlich sind; zum Theile werden dieselben durch Schwäche verursacht; ihre Gesundheit ist gebrechlicher (als die des Mannes)"... „Die Frau ist unfähig, Arbeiten zu unternehmen, welche viel Kraft erfordern. Eine grosse Zahl von Beschäftigungen ist für sie nicht statthaft, oder sie kann dieselben wenigstens nicht anders betreiben, als mit einer augenscheinlichen Inferiorität gegenüber dem anderen Geschlechte. Die Rolle der Tagelöhnerin sagt ihr nicht zu"... „Unter allen Umständen ist die Lage der Frau ihrer Natur nach weit ungünstiger, als die des Mannes"... — So sprach De Gérando und kennzeichnete damit in allgemeiner und sehr zutreffender Weise das Verhältniss des Weibes zu der Arbeit abseitens der Häuslichkeit.

§. 371.

Weil die Frau so innig mit Familie und Gesellschaft zusammenhängt und Vereinsamung beziehungsweise vieler Ver-

treterinnen des schönen Geschlechtes durch eine jenseits des weiblichen Berufes gelegene Arbeit die Interessen von Familie und Gesellschaft auf das Bedeutendste schädigt, darum hat man alle Ursache, die Fabrikarbeit der Frauen überall als ein nationales Unglück zu betrachten. Sind in einem Lande viele Frauen dazu verdammt, ihr Leben und ihre Kräfte den Fabriken zu opfern, so darf man die Zustände für traurige halten und annehmen, dass Gesundheit wie Sittlichkeit im Grossen und Ganzen immer mehr herabkommen, und dass das weibliche Geschlecht immer mehr von unnatürlichen Verhältnissen umfangen werde.

Fabrikarbeit ist in der grössten Mehrzahl der Fälle sehr einförmig und steht nur selten in Beziehung zu dem eigentlichen Berufe der Frau. Aus diesem Grunde kann man nur dringend wünschen, dass die Nothwendigkeit, in Fabriken arbeiten zu müssen, baldigst für das weibliche Geschlecht aufhöre. Die Fabrik zerreisst die Bande der Familie, isolirt das Weib in einer Beziehung, bringt selbes nach einem unheilvollen Gesellschaftskreise in anderer Beziehung, und zerstört Sinn wie Interesse für Häuslichkeit. Dies ist die Regel, von der es leider noch wenig Ausnahmen gibt.

§. 372.

Das Arbeiten in den Fabriken wird für die Frauen selbst zur Ursache vieler Leiden, schädigt die leibliche Constitution der Nachkommen, und zerstört die Sittlichkeit ganzer Volksschichten. Es findet dies Alles natürlich in um so grösserem Maasse statt, je grösser die Zahl der in den Fabriken wirkenden Frauen ist und je schlimmer die Lohn- und Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen sich gestalten.

Nach einer vergleichenden Zusammenstellung von S. Sr. Coronel[242]) hat in England die Zahl der in den Fabriken thätigen Frauen vom Jahre 1833 bis gegen Ende der funfziger Jahre um hundert und einunddreissig Procent zugenommen; im Jahre 1858 habe man im vereinigten Königreiche 409360 Frauen mit Fabrikarbeit beschäftigt gefunden, und um das Jahr 1860 seien in den Bergwerken Grossbritanniens elftausend Frauen in

Arbeit gewesen. Im Jahre 1840 schätzte die Untersuchungs-Commission die Anzahl der Arbeitsleute in den Kohlenminen von England, Wales und des östlichen und westlichen Theiles von Schottland auf 16000 erwachsene Männer, 2028 erwachsene Frauen, 4493 Jungen zwischen dreizehn und achtzehn Jahren, 1338 Mädchen in diesem Alter, 2665 Jungen unter dreizehn Jahren, und 591 Mädchen unter diesem Alter. In Belgien habe man im Jahre 1846 in den Fabriken und Werkstätten 40673 erwachsene Frauen und 30029 Mädchen unter sechszehn Jahren als Arbeiterinnen gezählt.

Fr. Oesterlen[243]) macht verschiedene interessante Angaben bezüglich der Betheiligung der Frauen an der Fabrikarbeit im Canton Zürich; wir theilen mehrere Einzelnheiten mit, die wir in Form nachstehender Tabelle betrachten:

Fabrikationszweig	Gesammtzahl der in der Fabrik selbst wirkenden Arbeiter	Davon sind erwachsen	
		männl.	weibl.
69 Baumwollenspinnereien	5805	2201	1923
6 Baumwollenwebereien	587	—	—
13 Kattundruckereien u. Rothfärbereien	1319	—	—
4 Wollenspinnereien u. Webereien	285	—	—
6 Papierfabriken u. Buchdruckereien	379	—	—
11 verschiedene Fabriken	367	—	—
30 verschiedene Fabriken	2596	—	—

Fabrikationszweig	und unter 16 Jahren		Zahl der Frauen, welche kleine Kinder zu Hause haben
	männl.	weibl.	
69 Baumwollenspinnereien	944	727	147
6 Baumwollenwebereien	21	76	36
13 Kattundruckereien u Rothfärbereien	243	182	101
4 Wollenspinnereien u. Webereien	46	30	6
6 Papierfabriken u. Buchdruckereien	18	15	24
11 verschiedene Fabriken	130	63	—
30 verschiedene Fabriken	232	417	—

Siehe, o Mensch, diesen Gräuel richtet deine Erbarmungslosigkeit und unersättliche Habgier an; so viele Mädchen werden im zarten Alter der Jugend schon physisch und moralisch durch die Fabrikspest vergiftet, und so viele Mütter müssen ihre lieben Kleinen zu Hause sich selbst überlassen, um in der Fabrik den Anstoss zu Siechthum und Leiden zu empfangen, zu Leiden,

von denen zu genesen die wenigsten dieser armen Frauen Hoffnung haben.

Doch fahren wir fort in den statistischen Angaben.

§. 373.

Nach Jules Simon[244]) ergab die statistische Erforschung vom Jahre 1851, dass zu Paris in diesem Jahre 204925 Arbeiter und 112891 Arbeiterinnen wirkten. Nach Paul Cère[245]) kommen in Frankreich innerhalb jener Professionen, welche für Luxus und Vergnügen schaffen, auf 100 arbeitende Männer 184 arbeitende Frauen.

Im dritten Bande der „Population Abstracts", welcher die Ergebnisse der Volkszählung von England und Wales im Jahre 1871 enthält [245*]), findet man die Angabe, dass in letzterem Jahre dort 2148 Männer und 255 Frauen als Schriftsteller, Zeitungsschreiber, Herausgeber u. s. w. wirkten, wogegen zehn Jahre früher nur 1528 Männer und 145 Frauen mit der Presse geistig in Beziehung standen. Im Jahre 1871 zählte man ferner in England und Wales 5005 Künstler und 799 Bildhauer männlichen, und 1069 Künstler weiblichen Geschlechts, 11575 Musiker männlichen und 7056 Musiker weiblichen Geschlechts. Während es im Jahre 1861 in ganz England 1311 Schauspieler und 891 Schauspielerinnen gab, fand der Census von 1871 in ganz England 1899 Schauspieler und 1693 Schauspielerinnen.

A. Legoyt[246]) hat in einer ziemlich umfassenden Arbeit genauere Nachweisungen über die Anzahl der in Fabriken und Handwerken, kurz abseitens des häuslichen Herdes, arbeitenden Frauen geliefert; so z. B. gibt Legoyt für England und Schottland auf Grund des Census von 1851 unter anderen folgende Zahlen:

	Unter zwanzig Jahren des Alters		Ueber zwanzig Jahren des Alters	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
Gelehrte Professionen	12451	53	98279	1410
Literatur, Wissensch. u. schöne Künste	4692	8318	41618	64336
Erzeugung von Kleidungstücken u. dgl.	120504	458168	512209	1329292
Handel und was dazu gehört . . .	20372	2690	130389	56010

*) Arznei- und Hebeammenkunst

	Unter zwanzig Jahren des Alters		Ueber zwanzig Jahren des Alters	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
Verkehrsunternehmungen	100345	5423	285686	7479
Landbau	385193	129600	1421354	454421
Mechanische Künste	121928	5288	624503	11617
Ausarbeitung u. Verkauf thier. Stoffe	91087	84383	293531	162862
„ „ „ pflanzl. „	192976	185229	654859	341950
„ „ „ mineral. „	209970	24428	677476	34330
Rentner u. Grundeigenthümer . . .	614	1868	33681	136536

Für das Königreich der Niederlande gibt Legoyt nach dem Census von 1850 unter anderen folgende Zahlen:

	Männlichen Geschlechts	Weiblichen Geschlechts
Landbautreibende	229422	95349 . .
Nahrungs-Industrie Treibende . .	52656	6413 . .
Bekleidungs- „ „	62803	52803 . .
Manufactur-Treibende	25026	13256 . .
Metallgewinnung-Treibende . . .	17749	272 . .
Künste und Gewerbe- „	18539	1530 . .
Andere Professionen „	208272	174188 . .
Handel-Treibende	107373	20239 . .
Oeffentliche Schulen Besuchende .	237056	150841 . .

Und für das Königreich Sachsen nach dem Census von 1849 verzeichnet Legoyt unter anderen folgende Ziffern:

	Männlichen Geschlechts	Weiblichen Geschlechts
Beschäftigt mit Feldbau und Waldcultur . . .	71657 . .	21499
„ „ Bekleidungs-Industrie	33613 . .	61612
„ „ kleiner Industrie	14029 . .	447
„ „ grosser Industrie	47825 . .	35201
„ „ Handarbeit und Tagelöhnerei .	27220 . .	7652
Kaufleute und Fabrikanten (und was dazu gehört)	207934 . .	14660
Dienende Klasse	70036 . .	130543
Künste und Wissenschaften (sammt Unterricht) .	16039 . .	2474
Rentner	18060 . .	21001
Pensionirte	1710 . .	2332
Oeffentlich unterstützte Arme	2461 . .	5889
Individuen ohne Profession	1485 . .	6066

Für Dänemark im Jahre 1855 gibt Legoyt an:

	Männliches Geschlecht	Weibliches Geschlecht
Geistlichkeit u. Unterr. ertheil. Pers. .	18532	23188 . .
Staats- u. Gemeinde - Angestellte .	26242	31336 . .
Armee u. Marine	19504	7690 . .

	Männliches Geschlecht	Weibliches Geschlecht
Rentner und vom Staate Pensionirte	33791	64860
Seeleute	37029	30821
Künstler, Literat., Gelehrte, Studenten	7292	7486
Landbau	483759	465905
Industrie	287136	265979
Handel	56483	61175
Tagelöhner u. kümmerl. leb. Menschen	229021	237298
Arme	20148	31820

Für Frankreich im Jahre 1856 gibt Legoyt an:

	Männliches Geschlecht	Weibliches Geschlecht
Landbau	9512092	9551979
Industrie	5182036	5287925
Handel	779702	852629
Freie Professionen	886503	475542
Geistlichkeit	64570	78185

Diese Angaben von Legoyt sollen für unsere Zwecke genügen.

§. 374.

Die Betheiligung der Frauen an den verschiedenen Zweigen der Arbeit ist weit davon entfernt, in allen Ländern dieselbe zu sein. Man kann im Allgemeinen aussprechen, dass, je mehr die Landwirthschaft gegen die Industrie zurücktritt, die Zahl der ausserhalb des häuslichen Kreises beschäftigten Frauen zunimmt. Also stört die Industrie, und speciell das Fabrikwesen, das natürliche Verhältniss der Menschen, und treibt unzählige Frauen in Arbeitsgebiete, die mit der weiblichen Natur gar nicht verwandt sind. In manchen Fabriken ist die Zahl der Arbeiterinnen viel grösser, als die der Arbeiter, und man kann wahrnehmen, dass die Grösse des Elends mit der Menge der Fabrikarbeiterinnen in geradem Verhältnisse steht. Wenn Mütter ihre kleinen Kinder und Säuglinge zu Hause lassen, ihre häusliche Wirthschaft vernachlässigen und in die Fabrik eilen müssen, um nur das nackte Leben zu fristen, steht es sehr schlimm um ganze Volksschichten, und die Moral ganzer Länder ist voll der faulsten Flecken.

Häufig begegnet uns die Erscheinung, dass die Frauen in grösster Zahl Luxuswaaren anfertigen und dass diese Art von

Fabrikation den Arbeiterinnen den geringsten Lohn einbringt, einen Lohn, der zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel bietet und die unglücklichen Frauen grösstentheils der Prostitution in die Arme treibt. Die Kinder dieser Frauen, die wahrhaftigen Sündenböcke alles Jammers und Elends, lassen um so mehr als Ausdruck der Entartung des Menschengeschlechtes sich betrachten, seit je längerer Zeit die Familie, deren Mitglieder sie sind, dem Fluche des Fabriklebens preisgegeben ist.

§. 375.

Gelehrte Professionen, sammt den Berufszweigen, welche Literatur und freie Künste betreiben, werden in Grossbritannien, Dänemark und Nordamerika mehr von Frauen erwählt, als von Männern. Wenn wir von Amerika absehen, und nur England und Dänemark in das Auge fassen, so fällt es uns auf, dass in diesen, ihren socialen Bedingungen nach so sehr verschiedenen Ländern mehr Frauen, als Männer, geistige Professionen treiben. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum Theile entschieden in der grösseren Neigung der britischen und dänischen Frauen, den Verstand in Thätigkeit zu setzen, was denn auch durch Klima, Nahrung und Erziehung wesentlich befördert wird.

Die Erzeugung von Kleidungsstücken nimmt bei Weitem mehr Frauen-, als Männerhände in Anspruch; wenige Culturgebiete ausgenommen, wird die Zahl der Schneider von jener der Schneiderinnen mindestens um die Hälfte übertroffen. Die Schneiderprofession ist allerdings ein Gewerbe, welches den Frauen mehr zusagt, als den Männern; aber wegen ungenügenden Lohnes und wegen der in so vielen Fällen waltenden Unmöglichkeit, die physischen und moralischen Nachtheile dieses Gewerbes gründlich zu beseitigen, wird die Schneiderei besonders in grossen Städten dem weiblichen Geschlechte so verhängnissvoll.

Fabrikarbeit ist in allen Ländern der civilisirten Welt eine fürchterliche Geissel des weiblichen Geschlechtes, und zwar wieder wegen des ungenügenden Lohnes sowohl, als auch wegen der Unmöglichkeit, die physischen und moralischen Schädlichkeiten der Beschäftigung und des Zusammenarbeitens vieler Individuen entsprechend zu beseitigen und zu verhindern.

In Frankreich und Dänemark haben mehr Frauen mit dem Handel zu thun, als Männer. Der Handel im Kleinen ist dem weiblichen Wesen durchaus nichts Fremdartiges; daher wird derselbe unter sonst günstigen Verhältnissen und bei dem entsprechenden Wechsel mit anderer Beschäftigung die Frauen nicht benachtheiligen.

§. 376.

Josef Körösi[247]) hat bezüglich der Frauenarbeit einige Bemerkungen gemacht, die zwar zum Theile nur sehr zutreffend, aber für alle Fälle äusserst wichtig sind und vielen Gedanken Raum geben. So sagt Körösi unter Anderem: „Das männliche Geschlecht sucht sich nämlich der Verantwortlichkeit für Unrecht, das es an dem weiblichen durch die Ausschliessung desselben von allen gewerbsmässigen Berufsarten begangen, dadurch zu entledigen, dass es die physische Untauglichkeit des „schwachen Geschlechtes“ für schwerere Arbeiten vorschützt. Es sei zur Widerlegung dieser Ansicht nicht das Beispiel der orientalischen und der wilden Völker hervorgeholt, bei denen bekantlich der Mann sein Leben im Nichtsthun zubringt*), während alle Arbeit der Frau zufällt, sondern möge hier einfach die Frage statistisch beantwortet werden, womit sich denn z. B. jene 35000 Frauenzimmer beschäftigten, die gelegentlich der Pesther Volkszählung als selbstthätige Arbeitende gefunden wurden?“

„Hier“, bemerkt Körösi weiter, „die Antwort: Von der Urproduction lebten 134, von der Kunst 176, vom Unterrichte 434, vom Frisiren 250, als Hebeammen und Wärterinnen 196, als Ammen 510, vom Handel 799, von der Industrie mit Einschluss der weiblichen Handarbeit und Wäscherei 5896, vom Tagelohne 9786, von anderen körperlichen Dienstleistungen 16464, sonstige Berufsarten 942. Körperliche Dienste leisten also 26250, mit Einschluss der Wäscherinnen und Ammen aber 27682“.

„Das weibliche Geschlecht also“, schliesst Körösi, „das

*) nur bei der kleineren Zahl dieser Völker; in den See- und Landstädten des Orients sieht man die Männer sehr schwer arbeiten und die Frauen im Allgemeinen weit weniger sich anstrengen, als in Europa.

angeblich zu schwach wäre, Edelsteine zu fassen, wäre stark genug, Bausteine zu tragen? Das Geschlecht, dem man nicht genug physische Kraft zumuthet, um Bücher zu binden, Typen zu setzen oder Uhren zu repariren, ja nicht einmal die Feder zu führen, Geld zu zählen oder Bahnkarten auszufolgen: von demselben Geschlechte fordert man ungescheut, es möge im schweren Tagelohne dienen, als Dienstmagd anstrengende Arbeiten verrichten, als Feldarbeiterin mähen und behauen? Fast scheint es, als ob das „schwache Geschlecht" nur dort, wo es die schwerste Arbeit zu leisten gilt, als dem männlichen gleichberechtigt betrachtet würde, vielleicht nur deshalb, weil es im Interesse der wirthschaftlichen, das heisst: der capitalistischen Gesellschaft liegt, möglichst viel Arbeit um möglichst billigen Lohn zu erhalten"? — So weit Korösi's sehr begründeter Ausspruch.

§. 377.

Es ist der Begriff des weiblichen Geschlechtes ein Sammelbegriff, zahlreiche Arten von den verschiedensten Anlagen und Fähigkeiten umfassend. Wenn wir in einer Stadt oder in einem Lande verhältnissmässig sehr viel Frauen mit schwereren Arbeiten beschäftigt finden, so kommt dies nicht allein davon her, dass dortselbst Frauen als Professoren nicht angestellt werden, sondern auch daher, dass die Zahl der vermöge ihrer Organisation und Erziehung zu groben Arbeiten disponirten Weiber eine sehr grosse ist, und dass das ganze Volk, beziehungsweise die Bevölkerung der Stadt, noch nicht jenen Grad von Civilisation oder von Uebercivilisation erreicht hat, welcher anderswo die Uebernahme von allerhand bisher von Männern verwalteten Aemtern und Ausübungen durch Frauen veranlasst, oder wünschenswerth zu machen scheint.

Mit der Erhöhung der Civilisation, oder Vermehrung der Uebercultur, pflegt auch das geistige Leben der Frauen an Umfang wenigstens zuzunehmen, zugleich auch die Zusammendrängung der Menschen in Städten, wie auch das Elend (das zerlumpte wie das glänzende) sich zu steigern. Diese Momente üben eine grössere oder geringere Triebkraft auf das weibliche

Geschlecht aus und führen eine beträchtliche Zahl von Vertreterinnen desselben auf Bahnen, die zu betreten vorhin gar nicht gedacht wurde. Nun ist es aber lächerlich, das Weib von Beschäftigungen ausserhalb der Docirung strenger Wissenschaft, der Verwaltung von Moral, Gerechtigkeit und Polizei, auszuschliessen zu wollen, so lange das unheilvolle volkswirthschaftliche System, die falsche gesellschaftliche Ordnung und die Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit, welche so viele Frauen zu einem naturwidrigen Leben in Ehelosigkeit oder Elend oder in beiderlei verdammen, nicht gründlich beseitigt und durch naturgemässere Verhältnisse ersetzt sind.

Das grösste Unrecht, welches das männliche Geschlecht an dem weiblichen verübt, ist: die lieblose Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft gegen einen Lohn, der zu Erhaltung auch des bescheidensten Daseins in unzähligen Fällen nicht ausreichend ist; die Aufrechterhaltung einer auf Massenelend gegründeten, nur Gelderwerb erzielenden, Blut und Schweiss der arbeitenden Opfer in den üppigsten Luxus umsetzenden, alle Barmherzigkeit cynisch zertretenden und verhöhnenden Gesellschaftsordnung, welche das Weib aus seinem natürlichen Kreise an den Haaren herauszerrt und in die Sklavenketten verruchter Fabrikarbeit schmiedet; die Aufrechterhaltung einer äusserst unsittlichen Nationalökonomie, welche, der Moral gänzlich unzugänglich, alle Schändlichkeiten und Grausamkeiten in ein System bringt, den Nichtgeldbesitzenden zur Arbeitsmaschine stempelt, dem scheusslichen Götzen des Wieviel-Soviel Tempel und Altäre erbaut, und, ungehemmt, alle höheren geistigen und sittlichen Güter der Menschheit zerstört. Wenn ihr dieses Unrecht ausgetilgt habt, dann braucht ihr euch um die Frauenarbeit und Frauenemancipation gar keine Sorge mehr zu machen.

§. 378.

Sehr elend sind die Lohnverhältnisse der Frauen, einerlei ob letztere mit den Händen arbeiten oder durch Geistesthätigkeit das Dasein fristen. Als höchst lehrreich müssen die Angaben und Betrachtungen Paul Leroy-Beaulieu's[247 *]) über die Lohnverhältnisse der in den Fabriken thätigen Frauen be-

zeichnet werden. Auch Jules Simon[248]) theilt mehrere Beispiele charakteristischer Art von niedrigem Lohne für Frauenarbeit mit; so bemerkt er, dass in Paris die Arbeiterinnen, welche Frauenmäntel nähen, bei angestrengtester Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein täglich höchstens zwei Francs verdienen und dabei noch Zwirn etc. selbst kaufen müssen; dass die Handschuhnäherinnen bei jedem Paare Handschuhe dreissig Centimes verdienen und täglich bei zwölfstündiger, äusserst angestrengter Arbeit höchstens vier Paare fertig bringen, also einen Reingewinnst von höchstens ein Franc und zwanzig Centimes haben. — Diese Angaben mögen genügen, um darzuthun, dass die Arbeit der Frauen selbst in Ländern, wo alle Lebensverhältnisse leidlich gut genannt werden können, sehr schlechten Lohn finde, und dass das weibliche Geschlecht aus diesem Grunde äusserst beklagenswerth sei.

Nun heisst es aber, die Emancipation der Frauen sei hier das Heilmittel, und nur dadurch, dass man den Frauen alle Berufe eröffne, sei man im Stande, die Erwerbsverhältnisse für das weibliche Geschlecht zu bessern. Aus dem beschränkten Gesichtspunkte der in die Nationalökonomie verbissenen und versessenen Gegenwart, in welcher der Mensch ohne Vermögen nur eine Arbeitsmaschine ist, hat dies seine wahre Seite; allein, wenn wir uns solcher sehr beschränkten Gesichtspunkte entblöden und weiter nach rückwärts und vorwärts blicken, will es doch uns vorkommen, als sei das wahre Heilmittel nicht die Emancipation der Frauen, sondern die gründliche Besserung aller menschlichen Verhältnisse durch Aufwand der Kraft des guten Willens der Menschen; denn wenn es in der Welt besser werden, wenn das Weib in seinem natürlichen Berufskreise bleiben soll, zu Glück und Heil des Menschengeschlechts, müssen wir nur ernstlich das Gute wollen.

§. 379.

Welchen Einfluss übt die eigentliche, die häusliche Thätigkeit auf Geist, Gemüth und das ganze Dasein der Frauen, und welchen Einfluss übt hierauf die dem weiblichen Wesen im Grunde genommen ganz fremde Fabrikarbeit und sonstige ausser-

häusliche Beschäftigung? Um diese Frage genau zu beantworten, ist es nöthig, eine Zahl weiblicher Individuen gleicher Constitution, gleichen Temperaments, Alters und Standes, gleicher Erziehung und ursprünglicher Gesundheit zu betrachten, und zwar solcher Individuen, von denen einige Hausfrauen und Mütter in günstigen Lebensverhältnissen, andere Fabrikarbeiterinnen, noch andere Lehrerinnen, etc., sind. Die unter normalen Verhältnissen lebende Hausfrau und Mutter denkt und fühlt normal, sieht die Welt wie sie ist, erweist sich in gleichem Maase poëtisch wie prosaïsch, ist beiderlei an seinem Orte und zu seiner Zeit, bleibt der Exaltation und der Depression fern, und hat bei sonst hygieinischer Gesammtlebensweise am meisten Aussicht, gesund zu sein und ein hohes Alter zu erreichen.

Bei Frauen, deren Beruf die geistige Arbeit ist und die an Hauswirthschaft etc. nicht Antheil nehmen, tritt die Phantasie in den Vordergrund, die Lebensanschauung gestaltet sich minder hausbacken, aber häufig genug nicht correct, weil zu romantisch oder zu exaltirt oder zu deprimirt, die Lebensweise ist nicht entsprechend hygieinisch und darum auch das Wohlbefinden mehr oder weniger gestört. Zu dem Begriffe eines normalen Frauenzimmers gehört der Genuss ehelicher Freuden und die Bethätigung der Mutterliebe. Die ehelos und in Geistesarbeit dahin lebende Frau, zu ehelichen Freuden und Bethätigung der Mutterliebe sich gedrängt fühlend, kann diesem Drange Folge nicht geben und erschöpft sich in fruchtlosen Aufregungen, welche zu Verrückung der natürlichen Gesichtspunkte und zu einer falschen Weltanschauung führen, die durch einseitige Kopfanstrengung immer noch vermehrt wird. Wenn an eine normal geartete Frau von den grössten geistigen Anlagen die Frage, ob glückliche Ehe oder Wissenschaft, herantritt, wird jedenfalls die Entscheidung zu Gunsten der ersteren ausfallen.

Handarbeit, insbesondere Fabrikarbeit, macht umsomehr die Canäle und Bahnen des Geistes unwegsam, und beeinträchtigt umsomehr die günstige Entwickelung des Gemüthes, je aufreibender sie ist, je weniger sie Nachdenken erfordert, und je grösser das Elend ist, unter dessen Einfluss sie vollzogen wird. Wir wissen sehr wohl, dass manche Fabrikationszweige auf den

Geist des Arbeiters sehr niederdrückend und hemmend wirken, und insbesondere die Arbeiterin jedes Spielraums für die Entwickelung höherer Thätigkeiten berauben. Man darf dafürhalten, dass fast alle Fabrikarbeit geisttödtende und gemüthverderbende Potenz und aus diesem Grunde vorzüglich für die Frau das grösste Unglück sei.

§. 380.

Ueber die Wirkungen schwerer Körperarbeit auf die Organisation der Frauen bemerkte ein treuer Beobachter und grosser Sachverständiger, Victor Van den Broeck[249]), unter Anderem: „Wenn es wahr ist, dass die anstrengenden Arbeiten und Uebungen für die denselben unterworfenen Kinder zu einer mächtigen Ursache von Schwäche und übelen Zufällen werden, so kann man annehmen, dass diese Einflüsse in gleicher Weise auf die Frauen wirken werden, die auch von zarter Leibesverfassung und von einem sehr beweglichen Temperamente sind. Die hauptsächliche natürliche Bestimmung, welche das Weib zu erfüllen hat, ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts.... Um diese wichtige Sendung zu vollbringen, um diese nach einander folgenden Verrichtungen auf gute Grundlage zu stellen, ist es nöthig, dass das Weib stark und leiblich wohl beschaffen sei, nicht allein um den Zweck erreichen zu können, sondern auch damit das Kind, welches die Mutter unter dem Herzen trägt, von den Vortheilen einer guten Constitution geniesse. Aber, die Verwirklichung dieser Bedingungen ist unverträglich mit übermässiger Arbeit, zu welcher die Frau von der Natur nicht bestimmt wurde. Hiermit sei nicht gesagt, dass das Weib keine Anstrengung vertragen könne; aber solche Anstrengung darf nur aus Arbeit in freier Luft entspringen, aus der Mitte von Elementen, unter deren Einfluss die Frau zu leben berufen ist, und nicht aus dem Innern von Steinkohlen-Bergwerken... Nein, ich wiederhole es, die Frau ist nicht zu excessiven Arbeiten geschaffen; dazu das Weib nöthigen, heisst: zu gleicher Zeit die Normen der Natur verkennen und das schöne Geschlecht den Gefahren preisgeben, welche aus der Verletzung der Naturgesetze quellen. Andererseits gibt es eine nicht minder schwere Unzu-

kömmlichkeit, darin bestehend, dass man die jungen Mädchen in die Bergwerke steigen lässt; das unmittelbare Ergebniss dieses Umstandes muss, trotz aller Einreden gewisser Personen, nothwendig Entsittlichung sein". — So Victor Van den Broeck.

Wir sehen, dass alle Beobachter zu dem nämlichen Resultate kommen, und dass überall die schwere Arbeit, und die Bergwerks-, so gut wie die Fabrikarbeit der Frauen als eine die weibliche Organisation und Sitte gefährdende, das Wohl der Nachkommen ernstlich in Frage stellende Angelegenheit betrachtet wird. Das, was wir aus dieser Thatsache entnehmen, ist die traurige Wahrheit des leiblichen und sittlichen Verderbens ganzer Geschlechter durch die Fabrikarbeit der Frau, der Demoralisirung ganzer Volksschichten, und des Umschlages der allgemeinen Gesundheit in allgemeines Siechthum.

§. 381.

Da wir nicht im Stande sind, die Fabriken in die Luft zu sprengen, und Eigennutz wie Gewissenlosigkeit der Menschen hinweg zu decretiren, so müssen wir dahin uns bestreben, zunächst die Lage der arbeitenden Frauen so zu verbessern, dass Gesundheit, Sittlichkeit und Wohlfahrt bei der Fabrikarbeit bestehen können. Manches ist in dieser Beziehung schon geschehen, und man braucht nur die Namen von Städten, wie Mülhausen im Elsass, Lowell bei Boston, etc., auszusprechen, um das Herz eines jeden Philanthropen in freudige Bewegung zu versetzen. Es sind auch in nicht wenigen Staaten Gesetze erlassen, welche die Arbeitsstunden der Frauen beschränken und Trennung der Arbeiter nach dem Geschlechte fordern. Zwar hat noch kein Gesetzgeber daran gedacht, in den nur von Frauen betretenen Arbeitssälen Absonderung der räudigen Schafe von den unverdorbenen Herzen zu erwirken; doch wird im Laufe der Zeit und bei etwaiger Mässigung der gewissenlosen Habgier noch einiges Gute sich erzielen lassen.

Von grosser Wichtigkeit und dem heilsamsten Erfolge für Gesundheit, Sittlichkeit und Wohlfahrt der Frauen ist es, die Arbeit, anstatt in der Fabrik, zu Hause, und nicht in der Stadt,

sondern auf dem Lande vollziehen zu lassen. Dass dem wirklich so sei, haben sehr viele Beobachter nachgewiesen und ist von Jules Simon[250]) kürzlich erst mit Aufwand von Beredsamkeit dargethan worden. Beachtenswerth sind verschiedene Forderungen, die Ludwig Hirt[250*]) im Interesse der Fabrikarbeiterinnen geltend macht.

Die Frauen in der Ehe.

§. 382.

Eine Frau ohne Mann ist nur ein Stück von einer wirklichen Frau. Nicht zu Fabrikarbeit soll das Weib geleitet werden, nicht für einen Lehrstuhl der Weltweisheit soll die Frau erzogen werden, sondern lediglich zu einer gebildeten, liebenswürdigen, heiteren, tugendhaften, wirthschaftlichen Gattin, Mutter und Hausfrau. Eheliches Leben, Gebärung und Erziehung von Nachkommen, dies ist die eigentliche Bestimmung des Weibes; die Ehe ist der Probirstein für die Güte des Weibes.

Weil in der Mehrzahl der Länder die Menge der Frauen jene der Männer übertrifft, ist es, ohne Vielweiberei einzuführen, nicht möglich, alle weiblichen Wesen ihrer natürlichen Bestimmung gemäss unter die Haube zu bringen. Dies gehört zu den unangenehmen Seiten des menschlichen Lebens und zu den theilweise unbewussten Veranlassungen des Drängens nach Frauenemancipation, bringt die Staatsweisen in Verlegenheit, und kann den Verkündigern der Religion schwere Stunden bereiten.

§. 383.

Könnte die Regierung eines Staates die zur Ehe physisch untauglichen Frauen strenge von den zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes geeigneten separiren, den ersteren Verheirathung und überhaupt Berührung mit dem anderen Geschlecht gänzlich verbieten, die letzteren sämmtlich mit passenden Gatten versehen, so wäre eine grosse Zahl socialer Fragen mit einem Male geklärt und gelöst. Freilich kommt hier wieder in Betrachtung, dass auch eine Zahl von Männern zur Ehe nicht ge-

eignet sei, und dass gar nicht so leicht sich feststellen lasse auf welcher Seite das Uebergewicht walte, ob auf Seite de menschlichen Kapaunen oder der menschlichen Poularden. Also sei dem wie ihm wolle, die Welt ist immer unvollkommen und es wird immer ehelos verbleibende Frauenzimmer geben die, wenn sie nützlich sich zu machen wünschen oder dazu ge nöthigt sind, irgend einem Berufe sich hingeben werden.

Nun aber entsteht die Frage, was geschehen solle, un möglichst vielen Frauen die Ehe zugänglich zu machen, mög lichst viele Frauen unter die Haube zu bringen? Die Antwort hierauf lässt kaum in der Kürze sich geben; denn sie betrifft alle persönlichen Verhältnisse der beiden Geschlechter, alle Momente in Staat und Gesellschaft.

§. 384.

Weil zu jeder Ehe Lebensmittel gehören und um so mehr Ehebündnisse abgeschlossen werden, je weniger es an Lebensmitteln mangelt, darum muss eine mit der Moral innigst verbundene Oekonomie des Staates Allen die nothwendigen Vorräthe sichern.

Weil zu jeder wahren Ehe Gesundheit, Sittlichkeit und Geistesbildung der beiden Gatten erforderlich sind, diese höchsten Güter aber mit unsinnigem Luxus und entnervenden materiellen Genüssen nicht sich zu vereinbaren pflegen, darum müssen Frauen und Männer durch sorgfältige Erziehung und wohl geordnete, strenge Lebensweise zur Ehe entsprechend sich vorbereiten.

Die Lebemannssucht und Grossmannssucht, das Rentiermenschenthum einer so überwiegenden Zahl von Männern und die übermässigen, sinnlosen Ansprüche so ungemein vieler Frauen, die das Glück des Daseins in glänzenden Carossen, kostbaren Geschirren, nichtssagender Kleiderpracht, blödsinnigem Aufwande und zahlreicher Dienerschaft suchen, — dies macht in seinen Wirkungen auf die ganze Gesellschaft sehr vielen Menschen die gesetzmässige Ehe zur Unmöglichkeit, verdammt eine wahre Unzahl von Frauen zur Altjungfernschaft, und häuft damit immer mehr und mehr Brennstoff auf der Sandebene der Frauenemancipation an.

§. 385.

Wo wir viele durch Lebemannssucht und ekelhafte Vornehmthuerei, Rentiermenschenthum und dummköpfigen Luxus ergriffene Zweihänder sehen, finden wir auch eine im Allgemeinen äusserst erbärmliche Erziehung und schlechte, cynische Weltanschauung, in gewissen Volksklassen maassloses Elend, und im Ganzen viele alte Jungfern und viele Hagestolze.

Die persönlichen, aus schlechter Erziehung quellenden Fehler der Männer sind nicht grösser, als die persönlichen, aus schlechter Erziehung quellenden Fehler der Frauen; wo aber solche Fehler überhaupt in grosser Zahl vorkommen, wird das eheliche Leben und werden die Nachkömmlinge in der beträchtlichsten Weise geschädigt, und wird die Oekonomie, welche die materielle Grundlage der Ehe ist, aus dem Gleichgewichte gebracht. In grossen Städten finden wir weniger Verheirathete, als an kleineren Orten und in Ländern, wo noch mehr naturgemässe Verhältnisse obwalten.

§. 386.

Nach den Forschungen von H. Schwabe[251]) kommen auf Berlin weit weniger Verheirathete, als auf Preussen, Thüringen und Würtemberg, und weit mehr Unverheirathete, als in jedem der genannten drei Länder. „Man sieht", sagt Schwabe, „der verhältnissmässig geringeren Zahl der Verheiratheten steht nun in Berlin eine verhältnissmässig sehr grosse Zahl von Unverheiratheten (..niemals verheirathet gewesenen..) gegenüber;... Je grösser die Anzahl der unverheiratheten Männer heirathsfähigen Alters ist, desto häufiger ist die aussereheliche Begattung, desto grösser die Ausbreitung der Prostitution, desto grösser die Anzahl der unehelich geborenen Kinder. Diese Kinder nun sind im Ganzen eine psychologisch ganz bestimmt charakterisirte Art von Individuen, und bilden sich nothwendig zu einem Gegensatz der Gesellschaft heran und heraus". „Mögen nun, namentlich in der Grossstadt, Familien exsistiren, welche die Brutstätten leiblicher und geistiger Verworfenheit sind, so bleibt doch die Familie in normalen Verhältnissen die innigste Ver-

schmelzung, so können sich doch nur in ihr die ethischen Ideen am intensivsten entwickeln. Das Familienleben aufrichten, heisst an der sittlichen Beseelung der Menschheit arbeiten; das Familienleben vergiften, heisst den Boden der Gesellschaft unterminiren. Je mehr Kindern also die Familie fehlt, desto mehr werden sich später in der Gesellschaft Erwachsene finden, deren Wohlwollen weniger intensiv ist, als es sein sollte, und die überhaupt an ethischen Mängeln oder Einseitigkeiten leiden. Es ist statistisch längst festgestellt, dass die unehelich Geborenen das stärkste Contingent zu Verbrechern aller Art stellen. Zudem fehlt ihnen mit der Familie ein Vorbild für das spätere eigene Familienleben. Aus der relativen Vermehrung der Ehelosen ist also eine Depravation des Familienlebens und demgemäss eine Schwächung der Wirksamkeit und Regsamkeit der sittlichen Ideen zu befürchten".

„Aber", entwickelt Schwabe weiter, „der Einfluss der Unverheiratheten auf die Gesellschaft ist noch ein anderer. Wir haben oben die Einwirkung der Ehe auf den Menschen vorzugsweise als eine ethische bezeichnet; wir sahen, wie beide Ehegatten zu einem einzigen, reicheren Ich verschmelzen. Daraus folgt, dass was den einen Theil berührt, dem andern nicht gleichgültig sein kann, dass Freud' und Leid, Erhebung und Sorge einen grösseren Umfang erhalten. Diesen Verschmelzungsprocess macht der Ehelose nicht durch; er braucht keine Rücksicht zu nehmen auf Frau und Kinder; er kennt nicht das Sinnen und Minnen für die Seinen und die innere Glückseligkeit, welche es erzeugt; er empfindet nicht die mütterliche, stille und aufopfernde Sorge der Frau und andererseits nicht die väterlich leitende, beschützende und vorsorgende Thätigkeit des Mannes. Er meint, genug gethan zu haben, wenn er für sich selbst gesorgt hat, und läuft Gefahr, dem Egoismus, dem Eigensinn, der Bizarrerie und geistigen Starrheit zu verfallen".

§. 387.

Verhältnisse, welche eine grössere Zahl von Frauen und Männern gewaltsam von der Ehe ferne halten, sind ganz danach angethan, Laster und Ausschweifung zu verbreiten und die Ent-

wickelung des Gemüthes auf das Bedeutendste zu hemmen. Die Zustände, welche als allgemeine Folge dieser Constellationen in das Dasein treten, schädigen mittelbar und unmittelbar das ganze weibliche Geschlecht, und machen dasselbe zu gesundheitsgemässer, sittlicher und glücklicher Ehe immer mehr untauglich. Der öffentliche Geist einer Gesellschaft kommt stets an den Frauen zu der bestimmtesten Ausprägung, und die Verfassung des weiblichen Geschlechtes kann als Barometer für den Grad und die Art der herrschenden Sittlichkeit betrachtet werden.

Die physische und moralische Verfassung der Frauen eines Landes oder eines beschränkteren Gemeinwesens, welche nur in leiblich und sittlich frischer Luft gedeihen kann, und überall dort herabsinkt, wo die Ehelosigkeit zunimmt, kann auf einem Boden, wo Zeit Geld und der Mensch eine Arbeitsmaschine ist, nur mehr oder weniger ungünstig stehen, und muss in dem Maasse sich verschlechtern, in welchem die ursprünglichen Lebensverhältnisse durch den Fluch der Unnatur künstlich erwirkter Ueberproduction verdrängt und ausgetilgt werden. Wo dieser Fluch anfängt, wirksam zu werden, geräth Gift in die Ehen, die Zahl der Heirathen nimmt ab, die Menge der unehelichen Kinder steigert sich, die originelle Kraft der Frauen, so gut wie der Männer, verschwindet immer mehr und mehr, und die Geschlechter entfernen in den tretenden Ständen sich so von einander, dass Eheschliessungen so häufig nur durch Zeitungen und Agenten zu Stande gebracht werden können. Eine unglückselige, ungemüthliche Epoche!

§. 388.

Wie weit ist eine Gesellschaft in der Naturwidrigkeit vorgeschritten, wenn Zeitungen und Agenten die Vermittler zwischen den beiden Geschlechtern sein müssen, wenn Männer Frauen und Frauen Männer in öffentlichen Blättern zur Ehe suchen! H. Schwabe[252]) stellte aus der gelesensten Zeitung von Berlin vierhundert Heirathsgesuche vergleichend zusammen, und fand, dass fast dreimal so viel Männer, als Frauen, durch Hülfe der Zeitung sich zu verheirathen streben; dass einundachtzig Procent

der Männer suchenden Frauen und nur sechsundfunzig Procent der Frauen suchenden Männer von dem Alter des gesuchten Gatten absahen; dass Frauen und Männer am meisten nach der Intelligenz, am wenigsten nach der Confession fragen; dass die Juden am häufigsten sich bemühen, durch das Mittel der Zeitung sich zu verehelichen; dass dreizehn Procent der Männer und dreiunddreissig Procent der Frauen nach der Familie, in welche sie heirathen sollten, sich erkundigten; dass die Angabe eines bestimmten Vermögens bei sieben Procent der ehesuchenden Männer und bei einundvierzig Procent der ehesuchenden Frauen vorkam; dass dreiundfunzig Procent der heirathslustigen Männer Kaufleute, Geldwechsler und Fabrikanten waren. — So die Forschungen Schwabe's. Was dürfen wir aus diesen Thatsachen schliessen?

Die Zeit ist eine empörend materialistische; alle Poësie scheint geschwunden zu sein; die Menschen sind elende Sklaven ihres eigenen Unsinnes; die Gesellschaft ist eine Carricatur, das gesittete Leben der Börsen- und Productionszweihänder, die keine Zeit umsonst haben, eine grausame Posse! Dies meine allgemeine Bemerkung zu der angeführten statistischen Thatsache. Im Besonderen habe ich anzumerken, dass den Frauen an der Ehe wirklich am meisten gelegen und die Ehe somit die natürlichste Bestimmung des Weibes sei; denn anderenfalls setzten die durch Zeitungen Ehegatten suchenden Frauen nicht über Alter u. s. w. sich hinweg, wenn sie auch nach den sittlichen Verhältnissen der Familien sich erkundigen, und machten auch keine Angabe über den Stand ihres Vermögens.

§. 389.

Innerhalb des Gesittungslebens schliesst die Ehe weit mehr in sich, als blosse geschlechtliche Gemeinschaft: sie ist auch ein moralisches Bündniss für die Zeit des Daseins. Aus diesem Grunde muss die Wahl der Gatten nicht bloss aus dem Gesichtspunkte der rein physischen Züchtung, sondern auch aus jenem der sittlichen Auswahl erfolgen, und Alexander von Oettingen[253]) ist sehr berechtigt, die conventionelle Be-

rechnung und die romantische Leichtfertigkeit bei der Eheschliessung für verwerflich zu erklären.

„Die sogenannten Conventions-Ehen", sagt Oettingen, „mögen sie als Standesehen, Geldehen oder monströse Ehen (bei exorbitantem Alters- oder Bildungsunterschiede) geschlossen werden, sind wahrhafte Missheirathen; denn sie schänden die hohe Idee der Keuschheit, indem sie die nothwendige Einheit des geistig-persönlichen und leiblich-physischen Moments in der Eheschliessung zerreissen. Selbst die „um des Reiches Gottes willen" geschlossenen Ehen, bei welchen Mann und Weib sich oft gar nicht kennen, lassen sich nur als eine traurige Verirrung bezeichnen".

„Ebenso verwerflich", fährt Oettingen fort, „ist aber die weit verbreitete romantische Leichtfertigkeit, mit welcher sogenannte Inclinations-Ehen geschlossen werden, lediglich weil die momentane Leidenschaftlichkeit oder sentimentale Verliebtheit dazu drängt. Abgesehen davon, dass in solchem Falle meist der sinnliche Reiz der „Schönheit" ohne Verständniss der Seelen Motiv zu voreiliger Verlobung wird, fehlt jener schwärmerischen Leidenschaftlichkeit der nothwendige Ernst, mit welchem eine dauernde Gemeinschaft zur Begründung eines Hauswesens eingegangen sein will".

Alle Ehen, denen nicht das volle Zusammenpassen der beiden Gatten zu Grunde liegt, deren Abschluss nicht die genaue Prüfung der Herzen vorausging, sind für beide Gatten und für die Nachkommenschaft mehr oder weniger bedenklich, ja gefährlich, und in der grösseren Zahl der Fälle geeignet, eine schlimme Wirkung auf die allgemeinen moralischen Verhältnisse des Weibes auszuüben. Wahre und dauerhafte gegenseitige Liebe, wie solche in gesunden, naturfrischen und wohl erzogenen Wesen abseitens aller künstlichen Einflüsse und Bethörung der Phantasie zur Entwickelung kommt, ist ein Ausdruck des Zusammenpassens der zukünftigen Gatten und ein günstiges Prognostikon für das Heil der zu erwartenden Kinder. Je mehr man also zunächst die Frauen dazu anleitet, nur aus wahrer, der Aufopferung fähiger Liebe zu heirathen, und alle mit dieser letzteren in Widerspruch stehenden Beweggründe der Eheschliessung zu

verachten, desto mehr arbeitet man an der Versittlichung der Frauen, an der Verbesserung und Verschönerung des Lebens, und tilgt tausend Uebel, welche die höchsten Interessen der Gemeinschaft bedrohen.

Jede verfehlte Ehe, einerlei ob sie ausgesprochen unglücklich ist oder nicht, wirkt auf das Weib schlimmer und gefährlicher, als auf den Mann, wenigstens kann dies als Regel angenommen werden. Ist aber die Frau durch Erziehung, Moral, Gesundheitspflege und Geistesbildung entsprechend gestählt, so wird hierdurch schon den bedenklichsten Einzelnheiten die Spitze abgebrochen und die Nachkommenschaft möglichst bewahrt.

§. 390.

Eheliche Treue ist das charakteristische Kennzeichen naturfrischer, unverdorbener, ursprünglicher Gesellschaften. Je mehr die Ausartung der nationalen Wirthschaft, die Verschlechterung gesundheitlicher und sittlicher Verhältnisse zunimmt, desto mehr verschwindet die Tugend der ehelichen Treue, desto mehr kommt der Ehebruch in die Mode und wird bald bei den Frauen in demselben Grade heimisch, als bei den Männern. An dem Maasse der ehelichen Treue bei den Frauen kann man den Stand der Sittlichkeit einer Gesellschaft oder Volksschichte ermessen. Es muss sehr bedauert werden, dass die Aufstellung einer Statistik der ehelichen Treue nicht möglich ist; die mit Umsicht und Fleiss gesammelten Zahlen solcher Statistik sprächen eine nicht misszuverstehende Sprache und beleuchteten Gebiete, die, bisher dunkel, den wahren Zusammenhang der öffentlichen Zustände mit der sittlichen Gesammtverfassung des weiblichen Geschlechtes wohl zu zeigen im Stande wären.

Treue Gattinnen haben in der Regel eine strenge sittliche Erziehung genossen und gutes Beispiel gesehen. In Ländern oder Volksschichten jedoch, wo gute Erziehung und erhebendes Beispiel zu den seltenen Ausnahmen gehören, werden auch treue Ehefrauen selten sein. Und wo an ehelicher Treue es gebricht, fehlt es überhaupt an Treue, überhaupt an Tugend, fehlt es an Gesundheit und an jenem wirthschaftlichen Zustande, wo Jeder das Seinige hat.

Eheliche Treue lässt bei Frauen nicht sich erzwingen, wenn der öffentliche Geist der Dämon der Unzucht, der Lüge, der Heuchelei, der Genusssucht, des gemeinen Geldmaterialismus und der Halbcultur ist; eheliche Treue ist ein Product socialer Gesundheit.

Wenn die Erziehung auf den Schein sich richtet, anstatt auf die Wahrheit; wenn der Erfolg verehrt wird, anstatt des sittlichen Beweggrundes; wenn das Laster gefeiert, die Tugend zertreten wird; wenn die äusseren Glücksgüter den Maassstab zur Beurtheilung des Nächsten abgeben, und nicht die Güter des Herzens und des Geistes; werden der ehelichen Treue die wahren Grundlagen geraubt und wird das weibliche Gemüth degenerirt.

§. 391.

Von Seite der Frauen gehören zu wirklich guter Ehe auch entsprechende Körperconstitution, glückliches Temperament, Freisein von verhängnissvollen Gewohnheiten, der Besitz verschiedener Geschicklichkeiten, und die Gabe, den Mann zu verstehen und mit demselben umzugehen. Diese Momente werden nicht allein durch die Erziehung erworben, sondern müssen auch im Blute liegen, das heisst: von den Vorhergehenden auf die Nachfolgenden vererbt werden.

Mögen die Ehegatten noch so innig sich lieben, noch so edel und aufopfernd sein: wenn die Frau stets krank ist, an Temperamentsfehlern leidet, irgend einer schlimmen Gewohnheit unterworfen, ohne die nothwendigsten Geschicklichkeiten ist, und den Mann nicht versteht, geht immer ein bitterer Zug, ein störendes Etwas durch die Ehe, welches weit davon entfernt ist, rechtes Glück aufkommen zu lassen und den Kindern zu nützen.

Eine gesunde, widerstandskräftige Frau mit glücklichem Temperamente und einiger Gewandtheit im edlen Sinne, ist ein wahrer Schatz, den zu finden für jeden Mann das grösste Glück ausmacht. Aber, solche Frauen sind selten, weil sie selten erzeugt und selten erzogen werden. Sie könnten häufiger sein, wenn die Ehen aus reiner Liebe häufiger wären, wenn die

Menschen überhaupt mehr gesundheitsgemäss und sittlich lebten, und wenn private so gut wie öffentliche Erziehung auf besserer Grundlage sich befände.

§. 392.

Das Maass der Geistesbildung der Frau wirkt sehr bestimmend auf das eigene Glück des Weibes, auf das Wohl des Mannes und der Familie. Eine Frau, welche ihrem wirklichen Berufe gut nachkommen soll, darf weder zu dumm noch zu klug sein, sondern muss jenes mittlere Maass von Geisteskraft besitzen, welches so geeignet ist, die Liebenswürdigkeit zu erhöhen, der Familie zu nützen und den Mann zu beglücken.

Leider ist auch dieses Maass von Geistesbildung, vermöge der ganz verdrehten Lebensverhältnisse und falschen Weltanschauung in einem so beträchtlichen Theile der Gesellschaft, selten anzutreffen, und die Mehrzahl der Frauen in den gebildeten Ständen schwankt zwischen Extremen, deren Wirkung auf die Familie und das ganze gesittete Dasein kaum eine erspriessliche ist.

Ob wohl die sogenannten gelehrten Frauen lieber unverheirathet bleiben sollten? Nein. Das Heirathen ist für diese eigenthümlichen Naturen mehr zu empfehlen, als zu widerrathen; nur müssen sie Männer bekommen, die in jeder Weise zu ihnen passen, entweder als imponirende Genien oder als dienstbare Geister. Das Letztere gibt zwar einen schauderhaften Skandal ab; aber immer besser, ein Blaustrumpf kommt unter die Haube, als dass selbiger herrenlos umherläuft und ehrbare Philister erschreckt.

Francis Devay[254]) sprach die Meinung aus, Menschen von sehr gewaltigem Genie seien mehr für den Dienst der Menschheit, als für die Ehe geeignet. — Dieser Ausspruch gilt vorzugsweise und zunächst für das männliche Geschlecht, aber auch für letzteres nicht absolut, sondern nur relativ. Für das weibliche Geschlecht aber haben jene Worte fast gar keine Geltung; denn auch das grösste weibliche Genie eignet sich für die Ehe, wenn nur die Verhältnisse, unter welchen dieser Bund geschlossen wird, sonst günstig und angemessen sind.

Die Prostitution.

§. 393.

Das Dasein der Prostitution des weiblichen Geschlechtes ist für die Gesellschaft um so mehr ein Uebel, ein schweres Verhängniss, je verbreiteter diese Art des Geschlechtsverkehres ist, je mehr verheirathete Frauen der Schande sich hingeben, und je schamloser dies Alles betrieben wird.

Wir wissen aus den früher angeführten Zahlen, dass das Elend zu den Hauptquellen der Prostitution gehöre. Nun aber sind nicht allein die Fabrikarbeiter und andere Mitglieder der unteren Gesellschaftsschichten Sklaven des Elends, sondern auch unzählige Familien in den gebildeten Ständen und zumal in jenen Beamtenklassen, die zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig haben, sind es. Wird von den Beamten, z. B. in verderbten kleinen Residenzen, sinnloser Aufwand bei allzu knappem oder auch gar keinem Gehalte gefordert und geht Alles auf den leeren Schein hinaus, so lassen verschiedene der sittlich minder festen Frauen von fremden Männern sich Geschenke machen, so Kleidungsstücke, Schmucksachen, Theaterbillete und was dergleichen werthvoller und werthloser Alltagskram mehr ist. Der Mensch steht leider noch auf dem erbärmlichen Standpunkte des Wieviel-Soviel, und wer ein Geschenk macht, will in neunundneunzig von hundert Fällen ein Gegengeschenk haben. Was kann die beschenkte, nur zum Scheine moralische, übercivilisirte, putzsüchtige, eitle und oft genug thatsächlich zu wenig essende Residenzstadt-Tochter bieten? Anfangs Sympathie, zuletzt nur sich selbst mit Haut und Haar, mit Fleisch und Blut!

Das glänzende Elend gebärt in demselben Maasse die Prostitution, als das zerlumpte Elend, als die Verzweiflung der in Hunger und Ueberanstrengung verschmachtenden Menschen.

§. 394.

„In der That“, sagt J. Moreau de Tours [255]), „setzt die Prostitution mit Nothwendigkeit eine Aufwallung in den Leiden-

schaften, eine Kühnheit im Laster oder doch eine Hinfälligkeit des moralischen Sinnes und des Gewissens voraus, eine Schwäche der Verstandeskräfte, deren man in regelrechten Organisationen nicht zu begegnen pflegt und deren Quelle es unmöglich ist, anderswo zu erblicken, als in ererbten oder constitutionellen krankhaften Anlagen, deren Einfluss künftighin uns wohl bekannt sein wird."

Frauenzimmer ohne die Fähigkeit des Aufwallens in Leidenschaften, oder mit der Fähigkeit, jede solche Aufwallung zu unterdrücken, Frauen ohne ein gewisses Maass von Kühnheit, mit guter Moral und empfindlichem Gewissen, mit Stärke des Geistes und befriedigender Gesundheit des Körpers, werden unter gewöhnlichen Verhältnissen gewiss nicht der Prostitution sich ergeben, und es wird schon eines überwältigenden Maasses von Elend bedürfen, um solche Wesen zu Preisgebung ihres Leibes zu veranlassen.

Entschieden begünstigen gewisse erbliche Anlagen und constitutionelle Gebrechen die Neigung eines Frauenzimmers zur Prostitution, und es bedarf unter solcher Voraussetzung keiner so überwältigenden äusseren Veranlassungen, um dem Verhängnisse das Dasein zu geben. Wo begegnen uns nun diese, mit Schwäche des Charakters, Ueberwiegen der Leidenschaft, Dreistigkeit u. s. w. einhergehenden erblichen Anlagen und constitutionellen Gebrechen ganz besonders? Dort, wo Verhältnisse walten, welche physische und moralische Degeneration erwirken: Mangel des zum Leben Unentbehrlichen, glänzendes Elend, Verführung, Fabrikspest, Skrophelsucht, Syphilis, Blutentmischung überhaupt.

Um die Neigung zur Prostitution bei den Frauen aufzuheben, genügt es durchaus nicht, der Putzsucht, der Eitelkeit und dem Hange zum Nichtsthun entgegen zu wirken, sondern auch die bezeichneten Verhältnisse vollkommen zu tilgen. So lange dies nicht möglich ist, so lange wird die Menschheit durch Prostitution und deren Folgen geschädigt werden.

„Wenn Oscar Giacchi[256]) von dem sehr schlimmen Einflusse der Prostitution auf das menschliche Dasein überzeugt ist, so hegt er doch die Meinung, dass an Austilgung dieses Uebels

so bald nicht gedacht werden könne. — Und das Letztere ist ganz richtig; denn die Prostitution knüpft sich organisch an Unvernunft und Lieblosigkeit, und muss nothwendig in jeder Gesellschaft vorherrschen, wo diese beiden überwiegen. Aus den vielen Thatsachen, welche vor Kurzem P. A. Lewin[256*]) und J. Jeannel[256**]) zum Besten gaben, lassen die nämlichen Folgerungen sich leiten.

Die Frauen, der Klerus und die Soldaten.

§. 395.

Bei Auffassung des Weibes als erwachsenen Kindes erklärt der grosse Einfluss, welchen Geistliche und Krieger auf das schöne Geschlecht üben, sich leicht und ohne Weiteres. Fast man aber das Weib aus dem Gesichtspunkte der Frauenemancipation dem Manne gleichstehend oder gar denselben überragend auf, so bemüht man sich ganz vergebens, den grossen Einfluss der Moralverwalter und der die Objecte der Moral todt Schiessenden auf das schöne Geschlecht zu erklären.

Warum imponiren gerade Diejenigen, welche für die Seele sorgen, und Diejenigen, welche die Seele grausam vernichten müssen, den Frauen am meisten? Warum finden die grossen Denker und überhaupt die Denker so selten Anklang bei den Frauen? Weil die Frauen im Grossen und Ganzen erwachsene Kinder sind, weil das äussere Geistesleben vorwaltet über das innere, weil Gefühl und Sinne die Vernunft übertreffen.

§. 396.

Betreten wir eine Kirche, so finden wir, dass die Anwesenden zu grösserem Theile aus Frauen bestehen, und forschen wir genauer, so nehmen wir wahr, dass der Kirchenbesuch mit Zunahme des Alters seitens der Frauen sich steigere.

Was zieht nun das weibliche Geschlecht so sehr nach der Kirche, die Religion oder der Verwalter der Religion? Beiderlei zugleich; doch gibt der Priester, ohne den já besonders die Religion der Frauen gar nicht gedacht werden kann, immer zuletzt

den Ausschlag, indem seine Worte, Beweise und Scheinbeweise, seine ganze Persönlichkeit und seine einschmeichelnde oder auch arrogante Weise unter dem Banner der Religion den Frauen imponiren, deren Gemüth erfüllen und deren Verstand fesseln.

Religionen, die nur zu dem kalten Verstande sprechen, bei denen Gemüth und Sinne nur zu den Nebensachen gehören, eignen sich wenig für Frauen und gestatten auch den Priestern wenig Einfluss auf das weibliche Geschlecht. Die Frau ist weder geeignet, Abstractionen der Moralphilosophie, noch trockene, kalte Dogmatik zum Gegenstande ihrer Andacht zu machen, sondern muss die Einflüsse der Sittenlehre theils durch Vermittelung der Kunst, theils durch das Mittel einer imponirenden Persönlichkeit des männlichen Geschlechtes, welche zuweilen als Organ des Geheimnissvollen sich zu bekunden pflegt, in sich aufnehmen.

§. 397.

Wir sehen das weibliche Geschlecht dort am meisten von der Person des Priesters abhängig, wo der Cultus vorwiegend ein sinnlicher ist und gewisser Maassen zu seiner Ausführung der theatralischen Geschicklichkeit des Moralverwalters bedarf; wo die Wesenheit der Religion vor lauter Aeusserlichkeit gar nicht zum Bewusstsein kommt. Diese Abhängigkeit ist in einer Beziehung sehr beklagenswerth, weil die Priester, da sie aus Fleisch und Blut sind und deshalb leicht aus ihrer Rolle fallen, nicht selten ihre Gewalt missbrauchen, das Familienleben stören, und dadurch die sittlichen Interessen der Gesellschaft schädigen. Nur für den Fall der vollen Reinheit, Ehrbarkeit, Uneigennützigkeit und Weisheit des Seelenhirten, trägt die bezeichnete Abhängigkeit gute Früchte, indem sie auf Versittlichung des Volkes hinwirkt.

In Ländern höherer Civilisation, wo der Verstand sehr aufgeklärt ist, zeigt die Abhängigkeit der Frauen von den Geistlichen im Allgemeinen sich nicht bedeutend. In solchen Gegenden ist es auch gar nicht wünschenswerth, dass die Person des Priesters auf dem Steckenpferde der Geheimnisse reite und das weibliche Geschlecht beherrsche, sondern es macht dringend sich

erforderlich, dass eine naturgemässe Moral herrsche und der Priester der thätigste Förderer dieser letzteren sei.

§. 398.

Die Krieger imponiren den Frauenzimmern aus verschiedenen Gründen. Zunächst ist es die enge anliegende, bunte, glänzende Kleidung der sogenannten Vaterlandsvertheidiger, welche den Weibern sehr wohl gefällt. Dann kommt der Umstand der Bewaffnung; das Vollbringen von Thaten, zu denen Muth, Kühnheit, Dreistigkeit, Tollheit gehört; die Hochachtung und Ehrerbietung, welche die gesitteten Zweihänder den Schlachtern der Feinde zollen; die Anerkennung des militärischen Ranges als des höchsten; die Identität von Königthum und Militarismus. Dies Alles fordert im höchsten Grade die Bewunderung der Weiber heraus und bedingt, dass der Soldat in der Mehrzahl hoch civilisirter Staaten mit so breiter Basis in den Herzen der Frauen sitzt.

Ein im Allgemeinen nicht schwer wiegender Umstand ist hier noch in Betrachtung zu ziehen: der Patriotismus der Frauen kann deren grosse Vorliebe für den Soldatenstand und für die einzelnen Soldaten mit bestimmen helfen. Es liegt durchaus mir ferne, Studien über die Vaterlandsbegeisterung des weiblichen Geschlechts anzustellen und die Wurzeln dieser Leidenschaft bei den Frauen zu enthüllen; ich hebe nur hervor, dass das Weib alle patriotischen Gefühle auf die Person des geliebten Vaterlandsvertheidigers überträgt und dieselben durch Cultus des letzteren bethätigt. In dieser Beziehung geht das weibliche Gemüth ganz folgerecht zu Werke, und man kann nichts Absurdes darin finden, wenn die Frauen den aus der grossen Menschenschlächterei heimkehrenden bewaffneten Mitbrüdern freudig weinend um den Hals fallen und Kränze auf deren Helme, Käppi's und sonstige Schabbesdeckel heften.

§. 399.

Geistliche und Soldaten theilen nicht überall sich gleichmässig in die Herrschaft über das weibliche Geschlecht; in verschiedenen Ländern und verschiedenen Volksschichten ist der

Priester, in anderen der Krieger der Abgott der Frauen, und in einigen wenigen Winkeln der civilisirten Erde betet das Geschlecht der Frauenzimmer weder den Moralverwalter noch den Todtschiesser an. Wo sind die Frauen am glücklichsten? Wo sie nur um die Moral, nicht um deren Verwalter, sich bekümmern, das Kriegerthum ebenso abseits lassen, wie die Interessen der gemeinen Selbstsucht, und alle Moral sich selbst, dem Manne und den Kindern gegenüber bethätigen.

Je mehr ehelose Priester und Soldaten an einem Orte unterhalten werden, in desto höherem Grade ist das sittliche Leben der Frauen gefährdet, desto mehr das Glück der Familien Angriffen und Erschütterungen preisgegeben. Das Cölibat der Priester und das Institut der stehenden Heere sind sehr bedenkliche Verhältnisse, deren baldige Abschaffung im Interesse der allgemeinen Sittlichkeit und Glückseligkeit zu wünschen wäre. Bei den Katholiken verschiedener Gegenden ist die Priesterehe nur noch eine Frage der Zeit; aber die Abschaffung der stehenden Heere gehört im Zeitalter der Börsenspeculation, wo materieller Besitz selbst bei philosophisch sein wollenden Zweihändern das Kriterium des Menschen abgibt, nicht zu den Wahrscheinlichkeiten.

Die Frauen, die Schriftgelehrten und die Weltweisen.

§. 400.

Zwischen Schriftgelehrten und Weltweisen ist ein Unterschied, den die Frauen selten gewahr werden, weil die neumodisch gekleideten Gelehrten und Philosophen ebenso wenig ein Abzeichen auf dem Hute, wie die altmodisch gekleideten Gelehrten und Philosophen eines auf der Stirne tragen. Die Frauen sehen nur gelehrte Professionisten und unterscheiden dieselben in Gruppen je nach Kleidung, körperlichen Vorzügen, Unterhaltungs- und musikalischen Talenten, Casse, äusserem Range und äusserem Erfolge. Entsprechen all' diese Momente den landläufigen Vorurtheilen und persönlichen Wünschen, dann kann allenfalls von etwas Einfluss des Gelehrten oder Philo-

sophen, äusserst selten von Einfluss der Wissenschaft oder Philosophie auf das weibliche Wesen die Rede sein.

In früheren Zeitaltern, wo das Kaufmanns- und Soldatenthum noch nicht so sehr auf dem Tapete war, wo die Menschen noch mehr Zeit zu ernsteren und schöneren Dingen hatten, wo der Unsinn von Mode und Affenthum noch nicht als Volkskrankheit herrschte, sondern auf einzelne Zweihänder sich beschränkte, — verschmähten es die Männer von Geist, ihrer Orginalität sich zu begeben und als Gecken sich zu bekunden; sie galten etwas in der Welt und wurden auch von den besseren Frauen verehrt, ohne Laffen und Hanswurste spielen zu müssen.

Der praktische Materialismus, überall nur Durchschnittsmenschen erstrebend, deren oberstes Gesetz die Schablone und denen Orginalität unverständlich, lächerlich, ärgerlich ist, hat die Frauen immer mehr mit Geringschätzung gegen die eigentliche Thätigkeit von Gelehrten und Weltweisen erfüllt, und hauptsächlich nur äusseren Erfolg, Rang und Besitz der Männer von der Profession des Geistes sie schätzen gelernt.

§. 401.

Es gibt Länder, wo der Adel zur Ehre es sich anrechnet, der Weisheit zu dienen, und die Träger und Förderer des geistigen Lebens hochzuachten, deren Dasein in das normale Verhältniss setzen zu helfen; es gibt Länder, wo die Bevölkerung und die Regierung Verständniss für alle höheren Interessen haben und den Genius in seinen Pflegern verehren. Ich will hier nur Dänemark und Frankreich als Beispiele nennen. In allen solchen Ländern finden wir die Frauen äusserst geistig und regsam, voll von Interesse für die Angelegenheiten der höheren Bildung, voll von Liebenswürdigkeit und Hochschätzung gegen Gelehrte und Philosophen.

Dagegen exsistiren Staaten, wo die Bevölkerung nur mit Gelderwerben, Fressen und Saufen sich beschäftigt, die Regierung alles Gelehrtenthum als nothwendiges Uebel betrachtet und zu rein praktischen Zwecken ausnutzt, und der Adel aus Stockjunkern besteht, die von Bauernstolz aufgeblasen und so von materiellen Interessen erfüllt sind, dass ihnen alle Geistesprofession

als etwas Verächtliches vorkommt, und sie jeden Philosophen und Gelehrten für einen verrückten Dorfschulmeister halten, den zu achten Thorheit wäre. In solchen Staaten muss die Wissenschaft dem Korporalstock sich unterordnen und die Förderer des geistigen Lebens müssen es sich gefallen lassen, in die Sklaverei des Kaufmannsstandes und in die Geringschätzung der Frauen verschiedener Volksschichten zu gerathen.

§. 402.

Alle gesitteten Länder zusammengenommen, kann man sagen, dass die Zahl der Frauen mit Vorliebe für die Interessen des Geistes und mit Sympathie für die Gelehrten und Philosophen eine sehr kleine sei; dass die wenigsten Schriftgelehrten und Weltweisen, zumal in den Stätten des praktischen Materialismus und des dickköpfigen Bauerndünkels, auf die Zustimmung der Frauen rechnen dürfen; dass den Frauen aller Stände, mit wenigen Ausnahmen, ein Mann mit grossen goldenen Achselstücken und grosser Feldschärpe weit lieber und willkommener sei, als der beste und edelste Philosoph von Weltruf; dass Weltweise und Schriftgelehrte, weil sie die Frauen nicht auf ihrer Seite haben, so häufig gelästert, verachtet, verkannt, verläumdet werden, so viel leiden und, neben geistigen Kämpfen, so viel leibliche Kämpfe oft um das tägliche Brod bestehen müssen.

Wo die Frauen geistig mitleben, nicht blos waschen, kochen, Kinder gebären und Dienstboten auszanken, auch nicht Lehrstühle und Rednerbühnen besteigen, dort pflegen Denker und Forscher nicht am Hungertuche zu nagen, nicht verächtlich bei Seite geschoben, mit einigen Pfennigen abgespeist, von Kaufleuten ausgenutzt, und von Gecken, Laffen und Tölpeln verspottet zu werden. Unter dem Einflusse geistiger Frauen entarten auch die Sachwalter der Schrift und Erkenntniss nicht zu zweihöckerigen Kameelen.

Die Frauen und die Künstler.

§. 403.

Lassen wir in irgend einer Stadt der europäisch-civilisirten Welt einen Despoten hausen, der aufgeklärt und dabei ein Freund von Spässen ist, und lassen wir ein Gebot ihn dictiren, wonach alle Personen, welche das Theater, ein Concert, eine Vorlesung besuchen, so verkleidet und verlarvt sein müssen, dass Niemand im Stande ist, sie zu erkennen. Nun komme in diese Stadt ein grosser Musicus und gebe da sechs Concerte, und nach einigen Wochen komme ein grosser Philosoph und halte da nur eine Vorlesung. Die Concerte des Künstlers mögen genau sechsmal so viel kosten, als die Vorlesung des Weltweisen. Zählen wir nun in beiden Fällen die anwesenden Frauen zusammen, so finden wir zu Füssen des Künstlers gerade so viel hundert, als zu den Füssen des Weltweisen einzelne.

Dies beweist, dass der Künstler und die Kunst dem schönen Geschlechte sehr sympathisch sind, die Weisheit und die Weisen aber sehr gleichgültig.

§. 404.

Die Künstler stehen vermöge ihrer Organisation den Frauen näher, als die Gelehrten und Philosophen; denn alles Künstlerthum ist Gefühlsthum und alle Weiberei ist Fühlerei. Darum erfreuen sich alle Künstler, mögen sie verstanden werden oder nicht, des besonderen Zuspruches der Frauen, und so werden auch bei Weitem mehr Ehen durch Veranlassung der Kunst geschlossen, als durch Veranlassung der Wissenschaft, wenn wir von dem Nebensächlichen der Wissenschaft, dem Amte und der Rente nämlich, die häufig damit verbunden sind, absehen.

Es machen diejenigen Künstler, welche sehr viel sich einbilden und durch grosse Technik breitzuschlagen wissen, bei dem Durchschnitte der Frauen der sogenannten Gesellschaft am meisten Glück. Der wirklich grosse, tiefe Künstler, der wahre Genius, wird nur ausnahmsweise verstanden, nur aus-

nahmsweise geschätzt; denn die Zahl der verständnissvollen Frauen, welche wirklichen Aufschwunges fähig sind, welche den Kern von der Schale, die Kunst von der Technik zu unterscheiden vermögen, ist äusserst gering.

Die Frauen und die Dichter.

§. 405.

Man kann zwei Kategorieen von Dichtern unterscheiden, solche, welche die Frauen entzücken, und solche, welche die Männer begeistern. Die philosophisch angelegten Dichter haben den grössten Theil ihrer Anhänger in dem männlichen Geschlechte; die sentimental angelegten Poëten werden hauptsächlich von dem weiblichen Geschlechte verehrt.

Dies geht mit Nothwendigkeit aus dem früher Entwickelten hervor, und weist auf die Besonderheit der weiblichen Natur deutlich hin.

Immer und überall hat das weibliche Geschlecht auf die Poësie den grössten Einfluss genommen; immer und überall hat alle Poësie um die Frauen sich gedreht. Je sittenreiner und besser in einem Lande die Frauen, desto sittenreiner und besser meistens auch die Dichtkunst. Andererseits kann die Moral der Frauen auch wieder von der Moral der Dichter und ihrer Producte wesentlich beeinflusst werden.

§. 406.

Der römische Dichter Decimus Junius Juvenalis[257]), der in seiner sechsten Satyre die Fehler und Laster der Frauen seines Zeitalters geisselt, ist das Beispiel eines Poëten, dem das weibliche Geschlecht als Vorwurf einer Sittenschilderung diente, die erst in späteren Jahrhunderten wieder, wenn auch nicht in Bezug auf die Feinheit der Form, ihres Gleichen fand. Juvenal's Schilderung ist gerade das Gegentheil der Verherrlichung der Frauen, welcher die überwiegende Zahl der Dichter Ausdruck gab, und trägt zu dem Beweise bei, dass sowohl die Frauen

als die Dichter in den verschiedenen Zeitaltern ziemlich verschieden sind.

In seinem Commentar zur sechsten Satyre Juvenal's bemerkt Eduard Caspar Jacob von Siebold unter Anderem: „Die von Juvenal angeführten Fehler müssen wir in die dem Weibe eigenen Schwächen und in die Laster trennen, und die ersteren als tief in der Natur des Weibes wurzelnd, die anderen aber ihm von Aussen aufgedrungen bezeichnen. Daher finden wir, und darin zeigt sich unser Dichter als grosser Weiberkenner, dieselben Fehler noch heute dem weiblichen Geschlechte anklebend, sobald wir sie als Schwächen erkennen; jede Stadt kann ihre Beiträge liefern, und die Uebertragung der Juvenal'schen Schilderungen, unseren jetzigen Verhältnissen angepasst, möchten nicht schwer werden. Die Laster dagegen, die Verbrechen, die Schandthaten, welche der Dichter erzählt, gehören der damaligen römischen Zeit an: die allgemeine Sittenverderbniss, welche über Rom unter den Kaisern eingebrochen war, hätte eben auch das weibliche Geschlecht ergriffen, und es blieb nur noch der Satyre übrig, gegen solche Schändlichkeiten zu Felde zu ziehen . . . Das Beispiel der Männer steckte die Frauen an: wird doch das Weib das, wozu es der Mann macht; die römischen Frauen, welche sich nicht durch Ausbildung der feineren Weiblichkeit, sondern durch eine gewisse Stärke des Charakters und durch einen unbeugsamen Starrsinn, den Römern überhaupt eigen, auszeichneten, mussten der verführerischen Lockung um so eher weichen, als sich bei ihnen noch das Gefühl der Rache geltend machte, der Rache an ihren Männern, welche schonungslos alle Sitten mit Füssen traten, sich den unnatürlichsten, das Gefühl des Weibes gerade am stärksten empörenden Lastern hingaben und durch ihre Ausschweifungen den Genius des heiligen Torus verscheuchten. Es kann daher nicht befremden, wenn das in seinen Rechten tief gekränkte Weib auf dieselben Wege des Lasters hingedrängt wurde und in freilich ebenso verbrecherischen Handlungen Entschuldigung aus Rache für die ihrem Geschlechte zugefügte Unbilde suchte". So Siebold.

§. 407.

Welche auch die Ursachen der Entartung einer so überwiegenden Zahl von Frauen in der Zeit der Caesaren gewesen sein mögen, das weibliche Geschlecht wurde wegen seines Abweichens von Zucht, Sitte und Wohlsein Gegenstand der Satyre, Gegenstand der Dichtkunst. Und an der Art aller Satyren, welche Frauen betreffen, sehen wir, dass der Dichter nicht genug objectiv, nicht ganz gerecht, nicht frei von Leidenschaft zu sein pflegt und unbewusst im geschlechtlichen Gegensatze die Satyre niederschreibt; dass er nicht genügend die Ursachen des Abweichens der Frauen ergründet und würdigt, und häufig genug auf die Schwachen einen Stein wirft, anstatt bei den Starken anzufangen und zunächst diese zu reformiren.

Satyren auf das weibliche Geschlecht, wenn wirklich Ausfluss sittlicher Entrüstung und des ernsthaften Wunsches, schlimme Zustände zu bessern, können unter Umständen von gutem Einflusse sein, und da und dort die Verbreitung der Unsittlichkeit hemmen; entsprangen aber solche Dichtwerke der Unfläthigkeit und Skandalsucht des Poëten, beschäftigen sie sich nur mit den Erscheinungen, nicht mit den Ursachen, und suchen sie nur einer oder der anderen Persönlichkeit zu schaden, dann sind sie sehr geeignet, das Uebel zu vergrössern.

Satyren von Frauen über das männliche Geschlecht sind in der Regel noch weniger unparteiisch, als die bisher erwähnten, und verfehlen aus diesem Grunde meistens das Ziel. Andererseits macht ihrer Wirkung der Umstand Eintrag, dass überall die Gereiztheit wegen der grösseren Rechte des Mannes im öffentlichen Leben hervorguckt; ein Umstand, der die sittliche Besserung des Lesers wohl kaum zu befördern vermag.

§. 408.

Weil bei Weitem mehr Männer als Dichter auftreten, denn Frauen, so sind auch diese letzteren häufiger Gegenstand der Poësie; und weil zwischen den beiden Hälften der Menschheit mehr Liebe waltet, denn Hass, und weil die Liebe das vorzugsweise Begeisternde ist, darum werden auch durch die Poësie

die Frauen vorzugsweise verherrlicht, im Ganzen und in ihren Theilen. So singt z. B. in Betreff des Auges der Geliebten ein neuer Dichter, Carl Hermann Schauenburg[258]):

„Lass' mich dein wunderschönes Auge lieben,
So still geheimnissvoll, so frei und offen,
So himmlisch süss — es kann dich nicht betrüben,
Ich will ja nimmer wünschen, nimmer hoffen —
Lass' mich dein wunderschönes Auge lieben".

„Beim Gruss nur gönne mir's hineinzuschauen,
Zu ahnen drin die Welt in deinem Innern.
Ein still Genügen und ein fromm Vertrauen
Gewährt es mir, und einst ein schön Erinnern —
Beim Gruss nur gönne mir's hineinzuschauen".

„Dass ich's bewundernd angebetet habe,
Wird einst vielleicht dich trösten und erheben,
Und dass ich's lieben werde bis zum Grabe
Voll tiefer Gluth; — o woll' es mir vergeben,
Dass ich's bewundernd angebetet habe".

Man kann, auch ohne Frauenzimmer zu sein, die Wirkung eines solchen Liedes auf ein weibliches Herz sehr wohl ahnen; man kann ermessen, welchen Einfluss die Dichter der Liebe auf das schöne Geschlecht üben!

Rosa sitzt am Fenster und arbeitet. Plötzlich erschallen schwere Tritte auf der Treppe und es klingelt an der Pforte. Lisette, der dienstbare Geist des Vertrauens, enthebt den Factor des Postamts einer kleinen Last, die sie auf zierlichem Teller der Herrin überreicht. Klopfenden Herzens öffnet Rosa das duftende Briefchen und entfaltet das elektrische Blatt. — Dichter, du hast gesiegt; Die, so du besungen, liebt dich wieder!

§. 409.

Der Dichter, welcher das Weib verherrlicht, gewinnt den grössten Einfluss auf das schöne Geschlecht und damit auf die ganze menschliche Gesellschaft. Wenn in einem Zeitalter die Dichter nichts gelten und die Poësie geringgeschätzt wird, rührt dies nicht davon her, dass etwa die Poëten schlecht sind, sondern davon, dass die ganze Gesellschaft an schweren Uebeln

leidet, die zu heilen auch die Dichtkunst nicht vermögend ist, und dass die Frauen, wegen allzu starken Ergriffenseins von den angedeuteten Leiden, kein Verständniss haben für die guten Dichter.

In gewissen Zeitaltern hat die Dichtkunst überwiegend Einfluss; es sind dies die romantischen Perioden der Menschengeschichte, die Perioden, wo die Frauen nicht durch das pöbelhafte Geldprotzenthum und die Arbeitswuth zu Emancipation getrieben werden, sondern wo sie, in Ehren auf ihrem natürlichen Platze stehend, gefeiert werden, weil sie unser Dasein verschönern und versüssen. In einem solchen Zeitalter konnte Arnaud de Marveil[259]), der Troubadour, zu seiner heissgeliebten Adelaïde*) singen:

„Tout la peint à mes yeux; la fraîcheur de l'aurore,
Les fleurs dont la prairie au printemps se colore,
Retraçant à mes sens ses agréments divers,
M'excitent à chanter sa beauté dans mes vers
Je puis, grâce aux flatteurs dont notre siècle abonde,
L'appeler sans péril la plus belle du monde"**).

ohne von Juden, Handlungsreisenden und anderen Civilisationsbengeln für einen Schwärmer, Dummkopf und unpraktischen Menschen gehalten, ohne von den Frauen hinterrücks ausgelacht zu werden.

Ueber die Emancipation der Frauen.

§. 410.

Die Frage der Frauenemancipation ist durch das Elend zum Dasein gebracht worden. Das Elend ist gekommen mit dem Aufschwunge des Fabrikswesens, der sich vollzog, der nur möglich war durch den Umsturz der alten Gesellschaftsordnung. Diese letztere repräsentirte ein aus Entartung normaler Zustände hervorgegangenes unheilvolles Extrem, und ihr Umsturz führte mit mechanischer Nothwendigkeit wieder zu einem unheil-

*) Tochter Raymund's V., Grafen von Toulouse.
**) Uebersetzung aus dem Provençalischen in das Neufranzösische.

vollen Extrem, zu dem „Zeit ist Geld", zu dem „der Mensch ist eine Arbeitsmaschine mit dieser und jener Leistungsfähigkeit", zu dem „es gibt keine Sympathie, sondern nur Selbstsucht", zu dem „es gibt keine Poësie, sondern nur nackte Wirklichkeit", und zu unbarmherziger Untergrabung der Weiblichkeit durch Nöthigung der Frau, irgend welchen mit ihrer Organisation in Widerspruch stehenden Beschäftigungszweig zu ergreifen, um nur innerhalb des Kampfes geldhungriger Bestien und brodhungeriger Zweihänder das Dasein zu fristen. Hieraus quoll der ganze Wahn der Frauenemancipation.

Anstatt nun durch Moralisirung des Einzelnen und Aller die unheilvollen Ursachen zu tilgen, begeistern sich wirkliche und angebliche Menschenfreunde für die Tollheit einer absoluten Frauenemancipation, schaden damit den armen Frauen und den kommenden Geschlechtern in der fürchterlichsten Weise, und fördern nur die Interessen jener Minderheit, die auf den Tonnen der grossen Capitalien sitzt und die Figuren des Marionetten-Theaters der Welt an unsichtbaren Fäden bewegt.

§. 411.

Wir wissen recht wohl, dass in fast allen Ländern die Zahl der Frauen grösser ist, als die Zahl der Männer, dass viele Frauen gar nicht zur Ehe gelangen, nicht wenige als kinderlose Wittwen ausserhalb aller Berufsthätigkeit stehen. Nur für diese weiblichen Wesen kann es eine Kleinigkeit von Dem geben, welches ich relative Emancipation nennen möchte; nur diese mögen bedingungsweise abseitens des häuslichen Herdes im Dienste der Menschheit wirken und dazu angeregt werden.

Schon oben wurde dargethan, dass Frauen nicht auf die Lehrstühle der hohen Schulen, nicht zur Ausübung des Richteramtes, nicht zu Kanzelrednern und Priestern, auch nicht zu leitenden Persönlichkeiten in den öffentlichen Dingen überhaupt passen, ebenso als Rechtsanwälte und Aerzte nicht an ihrem Platze sind. Wozu aber Frauen vorzüglich sich eignen, ist die Kindergärtnerei, die Erziehung und Belehrung der Jugend, die feinere Handarbeit, der Einzelnhandel, die kleinere Verwaltung

und die Pflege der Kranken. Wir wollen das Verhältniss der Frauen zu diesen Zweigen der Berufsthätigkeit prüfen.

Kindergarten und Schule.

§. 412.

Ein Kindergärtner, ein Erzieher muss Geduld haben und dem Kinde nahe stehen. Wer hat in der Regel mehr Geduld, und wer steht dem Kinde näher, als die Frau? Die Erlernung der Kindergärtnerei und Erziehungskunst, für jedes weibliche Wesen ein Schatz von unendlichem Werthe, verdient insbesondere, allen auf sich selbt angewiessenen und nur einiger Maassen befähigten Frauen dringend empfohlen zu werden. Gute Kindergärten sind der grösste Segen für die Menschheit; dieselben zu verbreiten ist das verdienstvollste Werk, besser als all' die Tollheit von weiblichen Aerzten, weiblichen Politikern, Predigern und Richtern.

Noch fehlt es sehr an Kindergärten; noch entbehrt die grösste Zahl der Kinder, der Familien dieser Wohlthat. Wäre es da nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einiger Maassen befähigten Frauen legten sich auf Kindergärtnerei, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Fröschen bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reisst und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zu Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel der weiblichen Medicin-Studenten!

Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib athmen, nicht Grausamkeit wirken. Der Kindergarten, die Kinderschule, sie sind heilige Stätten, welche der Thätigkeit

der auf sich selbst angewiesenen, befähigteren Frauen ein grosses Feld eröffnen.

§. 413.

Friedrich Froebel[260]), der Vater des Kindergartens, machte das Spiel der Kinder zu einer wahren physischen, moralischen und intellectuellen Gymnastik, und suchte dadurch die edelsten Keime, sowie die Thatkraft des Menschen zu entwickeln und dem ganzen Menschenleben die festeste Grundlage zu geben. Was wir bei dem Spiele oder durch das Spiel in den Jahren der Kindheit erlernten, bleibt fest bei uns.

„Die Methode von Froebel", sagt Frau von Marenholtz, „gewährt unter Anderem eines der geeignetsten Mittel zu Verhinderung und Besiegung der Armuth, weil sie in einem Jeden das Capital seiner naturgemäss entwickelten Kräfte und Fähigkeiten nutzbar und fruchtbringend macht". Und weiter: „Die Kindergärten, wenn vollkommen verwirklicht, werden also wahre Wiederhersteller*) des Volkes sein; sie werden dieses letztere veranlassen, von selbst seine Aufgabe in deren weitestem Umfange zu erfüllen, und sie werden in dem Gewissen des Einzelnwesens das Gefühl der Pflichten keimen lassen, welche das Individuum der Gemeinschaft schuldet".

Und nun wünschen wir, dass die befähigten alleinstehenden Frauen als Kindergärtnerinnen das Mittel zu Verbesserung und Veredelung des Menschengeschlechtes sein sollen; dass man überall Kindergärten errichte und dieselben Frauen überantworte; dass man überall Kindergärtnerinnen, Kindererzieherinnen, Kinderlehrerinnen begünstige und hochachte, dagegen alle weiblichen Wesen, welche mit den Begriffen wahrer Weiblichkeit Hohn sprechenden Dingen sich beschäftigen wollen, von solch' thörigtem Beginnen durch Aufgebot aller humanen Mittel zurückhalte.

§. 414.

Man hat an diesem und jenem Orte beobachtet, dass die in Kindergärten und ähnlichen Instituten thätigen Frauen Mancherlei zu wünschen übrig lassen und in nicht wenigen

*) régénérateurs

Stücken der Verbesserung bedürfen. Aber, es hat ja Alles in der Welt seine Schattenseite, und die meisten Dinge sind der Verbesserung bedürftig; so lässt denn hier, wo die Frauen gleich nach der Hauswirthschaft am meisten an ihrem Platze sind, auch rasch und gründlich günstige Veränderung sich erzielen, wenn der gute Wille vorhanden ist und die äusseren Verhältnisse entsprechend sich gestalten.

Was Frauen in Kindergärten und anderen Anstalten für die Jugend leisten können, leisten sollen, thun und unterlassen, ist unter Anderem von S. Sr. Coronel[261]) in trefflicher Weise gezeigt worden.

Das Kind ist ein mehr fühlendes, als denkendes Wesen. Nur derjenige Lehrer hat bei dem Kinde Erfolg, welcher ganz auf den Standpunkt des kindlichen Fühlens sich stellt und die Gedanken durch die Empfindungen vermittelt. Hierzu sind in achtzig Fällen von hundert die Frauen geschickter, als die Männer. Es wird demnach die Erziehung der Jugend die schönste und edelste Form der relativen Emancipation der Frauen sein.

Handarbeit und Handel.

§. 415.

Weil von der Arbeit der Frauen schon oben die Rede war, können wir hier kurz uns fassen und nur jene Punkte berühren, die auf die Handarbeit als Zweig der relativen Emancipation sich beziehen.

Die zur Erziehung und Bildung der Jugend entweder nicht geneigten oder nicht passenden Frauen werden unter Umständen in Handarbeit und Handel Befriedigung und Brod finden. Zu beiderlei Beruf haben die Frauenzimmer sehr viel Anlage, und im Kleinhandel, sowie in der Fingerfertigkeit der Näherei, Stickerei, Spinnerei u. s. w., werden sie von keinem Manne der ausserarabischen und ausserchinesischen Welt übertroffen. Man kann also nur wünschen, dass die in diesen Berufen thätigen weiblichen Wesen durch die Arbeit ausreichenden und anstän-

digen Lebensunterhalt sich versichern und dass durch Vereine, sowie von Seite der bürgerlichen Gemeinschaft, Vorkehrungen zu Verhütung von Elend getroffen werden.

§. 416.

Es dürfte wohl auch in einem wirklich goldenen Zeitalter der Menschheit dienende Klassen und besonders weibliche Dienstboten geben, und die Nothwendigkeit solcher selbst bei der höchsten Vervollkommnung des Maschinenwesens immer bestehen. Damit aber das Dienen keine Plage, sondern ein Vortheil für die Dienenden sei, und damit diese letzteren wieder durch getreue Erfüllung ihrer Berufspflichten der Gesammtheit wirklich nützen, ist Vernunft und Erkenntlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Rücksicht auf Seite der Herrschaft ebenso unerlässlich, wie auf Seite der Dienstleute. Ohne diese Voraussetzung bleiben Dienstgeber und Dienstnehmer stets feindselig einander gegenüber, quälen und schädigen sich gegenseitig, und das Dienen bleibt Sklaverei.

So lange Herrschaften und Dienstleute halbgebildet oder unwissend, rücksichtslos oder ohne Mitgefühl sind, so lange muss die Obrigkeit durch strenge Gesetze und gewissenhafte Handhabung derselben den Schwächeren vor den Uebergriffen des Stärkeren schützen, und mit aller Energie die moralische, gesundheitliche und geistige Hebung der Dienstboten erwirken helfen.

§. 417.

Die weiblichen Dienstleute sind gegenwärtig fast überall Object der Beschwerde. Sind die dienenden Klassen schlechter geworden, weil sie vielleicht sehr böse Keime in sich haben, oder weil sie schlechtes Beispiel sahen und die Zeit überhaupt hart wurde? Es ist das letztere der Fall: so lange übermässiger Luxus, abspannendes Vergnügen, Verschwendung für Aufwand und Gesellschaft, Knauserei gegen Dienstboten noch äusserst seltene tropische Gewächse waren und die Dienenden noch wie Familienangehörige behandelt wurden, so lange galt es bei den Domestiken für eine grosse Ehre, lange und in Treue einem

Hause zu dienen, für eine grosse Schande, oft den Dienst zu wechseln und der Herrschaft feindselig gegenüber zu stehen.

Man kann sagen, dass die neueste Zeit mit ihren Thorheiten, ihrem Banken- und Kaufmannsthum, ihrer naturwidrigen Lebensart, und ihrer unbeschreiblich blödsinnigen Vornehmthuerei, die wie eine wahre Pest über alle Volksschichten sich verbreitete, die weiblichen Dienstboten verschlechterte. Wie die Herrschaft, so die Dienstmagd! Die Herrschaft braucht zu viel für unnütze Standesausgaben und Ehreneseleien, treibt allzu grossen Luxus, und muss, um das national-ökonomische Gleichgewicht herzustellen, daheim knausern. Da der Mensch mit der Knickerei nicht an sich, sondern an seinen Untergebenen beginnt, weil er diesen gegenüber am meisten Muth und am wenigsten Gewissen hat, so presst er die Dienstboten, und diese werden schlechter in der Arbeit. Nun sehen die Diener das arge Beispiel von Luxus, Uebermuth und Müssiggang, und werden schlechter in den Sitten.

§. 418.

G. J. Mulder[262]) bemerkt unter Anderem: „So oft ich den kärglichen, den Dienstboten zugemessenen Antheil des Fleisches mit der reichlichen Masse vergleiche, welche die Familie in der Stube zu sich nimmt, und dann wiederum die Arbeit, welche die Leute in der Stube nicht verrichten, die Leute in der Küche aber wohl verrichten müssen, dann fällt mir vorzugsweise die Ungerechtigkeit auf, mit welcher wir die Leute, die uns dienen, behandeln". „Sagt aber Jemand: es geht indess mit den Dienstboten an, so antworte ich: nein, es wird allgemein über deren Trägheit geklagt. Diese Trägheit hängt auch mit ihrer Nahrung zusammen". — Zu diesen Worten von Mulder einige Noten.

Es genügt nicht, dass der Dienstbote weniger substanzreiche Nahrung bekommt, als die Herrschaft geniesst, und durch dieses materielle Zuwenig an Arbeitskraft und Arbeitslust einbüsst: er wird auch über die ihm zugefügte Ungerechtigkeit mit Groll, Neid, Hass, Falschheit erfüllt und dadurch moralisch geschädigt. Von dieser unwürdigen Behandlung der Dienenden, die stets das Schlechteste und dieses kärglich zugemessen bekommen, von

dieser Geringschätzung und Beleidigung des Schwächeren kommt das Uebel des gegenwärtigen Dienstbotenwesens, welches immer mehr sich verschlimmert, je schlechter die socialen Verhältnisse uberhaupt werden, und je tiefer die Menschen in dem Sumpfe des Fabrikanten-, Handlungsreisenden- und Bankenthums versinken.

Jene Art der relativen Frauenemancipation, welche wir das Dienstbotenthum nennen können, ist nur ohne Nachtheil in den Zeiten der Sittenreinheit und in den Ländern, deren Charakter Ursprünglichkeit und Gesundheit ist.

Verwaltung und Verkehrsanstalten.

§. 419.

Ueberall hören wir das Lob der in den Kanzleien, Post-, Eisenbahn- und Telegraphen-Aemtern angestellten Frauen aussprechen. Ich selbst habe in Frankreich, Belgien und anderen Ländern mich überzeugt, dass die Frauen alle die kleinen Amtsgeschäfte sehr wohl zu besorgen vermögen und im Billetverkaufe etc. ganz ausgezeichnete Umsicht, Genauigkeit und Vorsicht an den Tag legen. Das Telegraphiren erlernen sie leicht, und auch der Postdienst, ebenso wie Secretariat und Registratur, macht ihnen keine irgend erheblichen Schwierigkeiten.

Die natürliche Schlussfolgerung hieraus ist, dass Anstellung von Frauen in den bezeichneten Berufsgattungen den Interessen der menschlichen Gesellschaft entspreche. Entschieden kann man dafür halten, es sei auch die Organisation des Weibes der Beschäftigung in Kanzleien u. dgl. Anstalten nicht entgegen, insbesondere, wenn solche Thätigkeit mit etwas Hausarbeit angemessen wechselt.

Dagegen wird es sich nicht empfehlen, Frauen als Eisenbahnwächter, als Schaffner u. s. w. anzustellen, weil zu solchen Aemtern die weiblichen Kräfte ungenügend sind. Andererseits können weibliche Wesen nicht den Posten eines Directors, obersten Verwalters einnehmen, weil die hierzu erforderliche imponirende Autorität ihnen fehlt.

Krankenpflege.

§. 420.

Nicht alle auf sich selbst angewiesenen Frauen können Erzieherinnen der Jugend, Schreiberinnen, Verkäuferinnen, Wirthschafterinnen, Köchinnen werden; es bedarf auch der leidende Theil der Menschheit weiblicher Hülfe, weiblicher Sympathie, weiblicher Geduld; es bedürfen die Gebärenden und die Neugeborenen der Pflege von Seite geschickter und fühlender Frauen. Die Erwählung der Krankenpflege und Hebeammenkunst seitens der hierzu passenden Frauen kann daher nur auf das Vollste gebilligt und angerathen werden, und es sollte alle und jede Gelegenheit geboten sein, dem Weibe das Studium und die Erlernung von Krankenpflege und Entbindungskunst kostenfrei zu ermöglichen.

Keine Geburtshelferin ist im Stande, in schweren Fällen den ärztlichen Geburtshelfer zu ersetzen. Alles, was von der Sittlichkeit und unbedingten Nothwendigkeit der weiblichen, und der Unsittlichkeit und Entbehrlichkeit der männlichen Geburtshülfe gesprochen wird, ist der grösste Unsinn und die ärgste Täuschung, und es wäre schade um jedes Wort, welches man zu Widerlegung dieser Tollheit verlöre.

Allgemeine Betrachtungen.

§. 421.

Die Zeit hat sich überspannt; der Fortschritt wird falsch verstanden; die Sorge um das materielle Dasein lastet mit Centnerschwere auf Millionen, die thun müssen oder thun zu müssen glauben, als hätten sie keine Sorge; der Ehrgeiz hat sich in geometrischer Reihe mit dem Wissen gesteigert; in die Frauen, welche die beklagenswerthesten Opfer einer falschen Civilisation sind, fuhr der Freiheitsschwindel wie ein böser Geist hinein; — aus diesen und anderen Gründen will der

exaltirteste, von thörigten Skribenten und modernen Gesellschaftsschreiern irregeleitete Theil der Frauenzimmer den Mann aus dessen natürlicher Stellung treiben und selbst so Mann spielen, wie die Affen auf dem Theater Menschen spielen.

Ich betrachte den ganzen Drang nach absoluter Emancipirung der Frauen als eine Erscheinung von in der Zeit liegender, theilweiser Erkrankung des menschlichen Gehirnes, und glaube, dass das Leiden im Laufe der Zeit und im Fortschritte der Vergesundung der Gesellschaft wieder verschwinden werde.

§. 422.

Diejenigen, welche für die Emancipation des Weibes eintraten, fassten die weibliche Natur zumeist von einem sehr falschen Gesichtspunkte auf. Karl Heinzen[263]) bemerkt in dieser Beziehung unter Anderem: „Das Weib soll also nicht zu Functionen und Stellungen erzogen oder genöthigt werden, wozu es nicht geeignet ist, denen es vielmehr seine Natur aufopfern müsste; aber es soll auch nicht deshalb, weil es zu gewissen Functionen nicht geeignet ist, seiner Menschen- und Bürgerrechte beraubt bleiben. Es bleibt schlechterdings keine andere Wahl, als entweder die weibliche Hälfte des Menschengeschlechts vollständig, wie Kinder zu bevormunden und wie Sklavinnen zu beherrschen, oder den Frauen eine entsprechende Einwirkung auf die Wahrnehmung ihrer Rechte und Interessen einzuräumen. Für das Erste kann und wird sich kein Mann entscheiden, der nicht vollständig in Rohheit und Begriffslosigkeit befangen ist; es bleibt also nur das Letzte übrig. Aber wie diese Neuerung zu realisiren? Sie erscheint nur deshalb so schwierig, weil sie eben eine Neuerung und ihr namentlich nicht durch entsprechende Erziehung vorgearbeitet ist. Es kommt zunächst darauf an, die richtigen Grenzen der weiblichen Betheiligung am öffentlichen Leben abzustecken“.

„Zunächst kommt also die politische Emancipation des Weibes, das heisst: die Einsetzung desselben in seine politischen Rechte, so dass es die Freiheit und die Gelegenheit erhält, seine Interessen ohne Vormundschaft der Männer im Staate zu wahren. Ausser dieser Emancipation aber gibt es noch die con-

ventionelle, moralische, ökonomische, religiöse u. s. w. zu erstreben, wobei es sich immer nur darum handeln kann, die Freiheit und das Recht des Weibes innerhalb der von der weiblichen Natur gesteckten Grenzen festzustellen und gegen die Uebergriffe und Gebote der Männer zu schützen, oder die Abhängigkeit des Weibes von dem Willen der Männer aufzuheben, sowie endlich das Weib zur freien Bethätigung seiner wahren Natur durch alle Hülfsmittel in den Stand zu setzen".

„Es muss vielmehr", sagt Heinzen endlich, „überall darauf hingewirkt werden, dass die Frauen durch Betheiligung an den Zeitkämpfen der emancipirenden Geschichte zu Hülfe kommen, und man darf daher auch nicht unterlassen, ihr Rechts- und Sittlichkeitsgefühl durch Berührung selbst der widerwärtigsten Seiten des Lebens aufzuregen. Sie werden dann zu einem vollständigen Ueberblick über ihre Lage und ihre Ansprüche gelangen". — Was sollen wir zu dieser Mischung von einigen Atomen Wahrheit und unzähligen Atomen Einbildung sagen?

§. 423.

Es gibt eine Zahl von Menschen, die um jeden Preis Opposition machen, und die, falsche Folgerungen ziehend, alles Bestehende als schlecht erklären, der Vernichtung weihen. Eine andere Zahl von Menschen lebt in völliger Unkunde oder in falscher Kunde der weiblichen Natur und lässt daher durch einzelne Entäusserungen des weiblichen Geistes vollständig sich breitschlagen. Noch andere Menschen suchen aus Zeitfragen und deren Erörterung Capital für ihren Eigennutz zu schlagen und stellen sich, in wohl überlegtem Interesse, auf die Seite der Schreier. Aus diesen drei Gruppen von Zweihändern recrutiren sich die Vorkämpfer für die Emancipation der Frauen, und werden in ihrem Gebrülle unterstützt durch einige Weiber, deren Köpfe von geistigen Verdauungsbeschwerden (verursacht durch diesen Weibern unverdauliche Zeitbrocken und Civilisationseseleien) geplagt werden.

Im Allgemeinen hat man nicht nöthig, ein wohl erzogenes Weib wie ein Kind zu bevormunden; aber, es ist ebenso wenig ein normales gesellschaftliches Dasein denkbar, wo Mann und

Frau ihren eigenen Weg gehen und zuletzt als Rivalen einander gegenüber stehen.

Die Frau hat im Staate unmittelbar gar nichts zu thun, sondern die Familie ist der Kreis ihres unmittelbaren Wirkens. Alle civilisirten Nationen wahren die privaten Rechte der Frauen, schützen diese vor Uebergriffen, vor Sklaverei, vor Leibeigenschaft; aber politische Rechte kann kein vernünftiger Gesetzgeber den Weibern zugestehen, weil diese vermöge ihrer weiblichen Organisation in die Familie und das Haus gehören, und nicht in den Staat und die Oeffentlichkeit. Die Frau geniesst Bürgerrechte mittelbar, indem sie Gefährtin des Mannes ist, und sie geniesst Menschenrechte unmittelbar, weil sie Mensch ist. Geistesgesunde Weiber werden hiermit vollständig zufrieden sein, und sicher es unterlassen, an die Verwirklichung von Träumereien zu denken.

§. 424.

Man verlangt, es sollen die Frauen ihre Interessen im Staate ohne die Vormundschaft der Männer wahrnehmen. Wer Derartiges verlangt, kennt weder den Staat, noch die Frauen, noch die wahren Interessen des weiblichen Geschlechtes, noch auch das eigentliche physiologische und moralische Verhältniss der beiden Geschlechter zu einander, sondern ist ein in Opposition verrannter Mensch, der den Hebel seiner Kräfte am unrechten Orte einsetzt.

Bei wohl erzogenen Volksschichten pflegt der Mann seiner Frau niemals als asiatischer Despot entgegen zu treten, sondern als liebevoller Freund und Beschützer, als treuer Führer auf dem Lebenswege. Für etwaige Uebergriffe des Mannes, Missbrauch seiner Rechte, Vernachlässigung seiner Pflichten, kann im Nothfalle stets der Beistand der Gesetze angerufen werden. Also bedarf es nicht der Frauenemancipation, sondern nur guter Erziehung, guter Gesetze und ehrlicher Wächter der Gesetze.

Die Frauen haben, wenn sie ihre Pflichten getreulich erfüllen wollen, als Gattinnen und Mütter, Wirthschafterinnen und Erzieherinnen, Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Geburtshelferinnen, Gesellschafterinnen, Arbeiterinnen, Schreiberinnen und Verkäu-

ferinnen, so viel zu thun, dass ihnen gar nicht die Zeit übrig bleiben kann, activ und direct an den Zeitkämpfen sich zu betheiligen; indirect waren die gebildeten Frauen immer daran betheiligt und werden es immer sein, ohne den ganzen verächtlichen Schwindel der Weiberemancipation.

Ueber die Erziehung der Frauen.

§. 425.

Weil die Erziehung der Jugend vorzugsweise in den Händen der Frauen sich befindet und naturgemäss auch sich befinden muss, darum gehört die sorgfältigste Erziehung des weiblichen Geschlechtes im Elternhause und ausserhalb desselben zu den obersten und edelsten Aufgaben des gesitteten Daseins. Von der Erziehung der Frau ist deren eigenes Lebensglück, das Glück des Mannes und der Kinder abhängig. Je mehr häusliches Glück in den Familien eines Landes, desto mehr häusliche und bürgerliche Tugenden, desto mehr Erleuchtung, Wohlfahrt und Gesundheit.

Warum in England so viel Elend, so viel Verbrechen, so viel Jammer bei den (die grösste Mehrzahl der Bevölkerung ausmachenden) unteren Klassen? Es möge Joseph Kay[261]) hierauf antworten. Nach den Berechnungen dieses Forschers verhielt es sich zunächst mit dem Schulbesuche in verschiedenen Gegenden Europa's also:

Im	Jahre	1843	kam	im	Canton	Bern	ein	Schulkind	auf	$4_{,3}$	Einw.
„	„	1837	„	„	„	Thurgau	„	„	„	$4_{,8}$	„
„	„	1844	„	„	„	Waadt	„	„	„	5	„
„	„	1843	„	„	„	St. Gallen	„	„	„	$5_{,6}$	„
„	„	1843	„	„	„	Aargau	„	„	„	$5_{,5}$	„
„	„	1838	„	„	„	Neuenburg	„	„	„	6	„
„	„	1844	„	„	„	Luzern	„	„	„	6	„
„	„	1844	„	„	„	Schaffhausen	„	„	„	6	„
„	„	1844	„	„	„	Genf	„	„	„	6	„
„	„	1838	„	„	„	Zürich	„	„	„	$6_{,3}$	„
„	„	1844	„	„	„	Solothurn	„	„	„	7	„
„	„	1841	„	„ Königreiche Sachsen			„	„	„	5	„
„	„	1843	„	in jedem von 6 Departementen Frankreichs			„	„	„	6	„

Im	Jahre	1838	kam	in	Würtemberg	ein	Schulkind	auf	6	Einw.
"	"	1838	"	"	Preussen	"	"	"	6	"
"	"	1838	"	"	Baden	"	"	"	6	"
"	"	1838	"	"	der Provinz Overyssel	"	"	"	6	"
"	"	1838	"	"	" " Drenthe	"	"	"	6	"
"	"	1838	"	"	" " Friesland	"	"	"	6,10	"
"	"	1843	"	"	Tyrol	"	"	"	7,15	"
"	"	1837	"	"	Norwegen	"	"	"	7	"
"	"	1834	"	"	Dänemark	"	"	"	7	"
"	"	1838	"	"	Holland überhaupt	"	"	"	8	"
"	"	1831	"	"	Bayern	"	"	"	8	"
"	"	1842	"	"	Schottland	"	"	"	8	"
"	"	1843	"	"	Böhmen	"	"	"	8,35	"
"	"	1843	"	"	d. Erzherzogth. Oesterr.	"	"	"	9	"
"	"	1843	"	"	Frankreich überhaupt	"	"	"	10,35	"
"	"	1836	"	"	Belgien	"	"	"	10,7	"
"	"	1850	"	"	England	"	"	"	14	"

Hier bekundet England eine Zahl von unwissenden Köpfen, die schreckenerregend ist, und auch eine Masse von Elend, welche anderswo kaum gefunden wird. Schon aus dem Früheren wissen wir, dass die Menge der weiblichen Verbrecher in den unteren Volkschichten England's sehr beträchtlich ist.

Kay sagt unter Anderem, in keinem Lande gäbe es mehr Reichthum und Intelligenz bei den mittleren Klassen, als in England, und in keinem anderen Lande habe man arme Klassen, welche so sehr die Majorität des Volkes bilden, so sehr unwissend, herunter gekommen und sittlich entartet sind, als eben in England. —

§. 426.

Bei Völkern europäischer Gesittung finden wir überall, wo der Schulbesuch gering und die untere Klasse ohne Kenntnisse ist, ein mehr oder weniger tiefes Daniederliegen des weiblichen Geschlechtes und, daran sich knüpfend, Zustände der ganzen Gesellschaft, welche nicht als gesundheitsgemässe sich erweisen. Zumal in Gegenden, wo von der ursprünglichen Einfachheit nicht mehr die Rede ist, wo Fabriken ihre Stätten aufgeschlagen haben, und Klassen exsistiren, denen die Unwissenheit und der Mangel an Erziehung der unteren Schichten ein willkommenes Mittel zur Befriedigung gemeinen Eigennutzes abgibt, wird das

Fehlen der Erziehung bei den Frauen verhängnissvoll und ruft Erscheinungen in das Leben, die häufig genug äusserst beklagenswerth sind.

Wenn wir einen Blick auf jene obigen Zahlen werfen und die gesammten Verhältnisse der betreffenden Erdstriche erwägen, so will es uns vorkommen, als ob das Maass der Volksaufklärung in Zusammenhang stehe mit einer mehr naturgemässen Lage der Frauen, und als ob in solchen Ländern, wo die Gebildeten von den unteren Schichten in geistiger Hinsicht nicht durch eine Kluft getrennt sind, das Geschrei nach Frauenemancipation im Allgemeinen geringer wäre, insbesondere wenn der allgemeinen Aufklärung einiger Maassen naturgemässe nationalwirthschaftliche Zustände parallel gehen.

§. 427.

Arthur Morin[265]) sprach über die Nothwendigkeit der Unterrichtung des weiblichen Geschlechtes also sich aus: „Die Unterrichtung der Mädchen schien mir stets von derselben Wichtigkeit zu sein, als jene der Knaben. Sowie diese letzteren dazu bestimmt sind, Oberhäupter und durch ihre Arbeit auch Ernährer von Familien zu werden, sind die Mädchen dazu berufen, durch ihre Zärtlichkeit, durch ihre Sorgfalt die Vorsehung des Hauses zu sein, bei den Kindern die ersten Anfänge von Religion und Sittlichkeit zu entwickeln, und die Sprösslinge auf dem ersten Lebenswege zu begleiten. Wo überdies die Frau mit einer den Verhältnissen entsprechenden Bildung Grundsätze der Sittlichkeit, der Ordnung und Wirthschaftlichkeit in das Haus bringt, herrschen in der Familie fast stets Wohlstand und Glück.“

A. P. Deseilligny[266]) bemerkt unter Anderem: „Fraget alle Lehrer und sie werden einstimmig euch antworten, dass ohne Hülfe der Familie und insbesondere der Mutter, ihre ganze Wirksamkeit nur eine unvollständige bleibe“. „Eine Mutter, welche nicht lesen kann, möge immerhin eine gute Mutter sein; aber sie ist eines Theiles jenes Einflusses beraubt, welchen sie auf ihr Kind auszuüben vermag, indem sie dem Sprössling selbst den ersten Unterricht gibt“.

„Die Frau, die unterrichtete, angesehene, verständige Frau“, sagt Deseilligny weiter, „macht auch ein bedeutendes Element des Fortschrittes aus. Alle die hervorragenden Geister, welche die Volkserziehung studirten, haben auf die Unterrichtung der Mädchen dasselbe hohe Gewicht gelegt, wie auf die Unterrichtung der Knaben.“

Und so könnten wir noch eine halbe Legion der besten Schriftsteller und Menschenfreunde anführen, welche für gute Unterrichtung der Frauen eintreten.

§. 428.

Eine gut unterrichtete Mutter, welche die erforderlichen Eigenschaften des Herzens und die nöthigen Geschicklichkeiten hat, wird also in jeder Beziehung zu Förderung der höchsten menschlichen Interessen beitragen, und es wird von äusserster Wichtigkeit sein, die Erziehung des weiblichen Geschlechtes sehr genau wahrzunehmen.

In Betreff des Unterrichtes kann man sagen, dass hauptsächlich solcher für das weibliche Geschlecht passe, welcher nur wesentliche Dinge in angenehmer Form vermittelt und alle übermässigen, auf Kosten von Beurtheilung und Gemüth gehenden Gedächtnissproben ausschliesst. Gute Unterrichtsmethoden kommen den Frauen gegenüber ganz besonders in Betrachtung, und von der Qualität derselben ist nicht allein die Grösse des weiblichen Wissenskreises, sondern auch ein Theil des Schicksals und Lebensglückes der Frauen abhängig; denn Unterrichtung und Erziehung entscheiden in beträchtlichster Weise über persönliche Zustände und Verhältnisse.

§. 429.

Wenn wir einen Blick auf die Unterrichtsgegenstände werfen, welche Frauen zu lehren sind, so finden wir, dass in einigen Ländern das schöne Geschlecht mit Unterricht überbürdet wird, wogegen in anderen Ländern die Instruction als ungenügend sich erweist.

Die Frau bedarf einer guten und relativ gründlichen Kenntniss der Muttersprache. Es schadet keinem Weibe, im Besitze

fremder Sprachen zu sein; aber, es ist nachtheilig für die geistige Entwickelung der Frau und für die Praxis derselben, eine andere Sprache auf Kosten der Muttersprache zu pflegen. Leider findet man häufig genug, dass die Frauen bei aller Fertigkeit im Lesen fremdländischer Bücher das eigene Idiom nur sehr mangelhaft kennen.

Am schlimmsten ist es immer, wenn in einem Lande die eigentliche Volkssprache unterdrückt und ein als vornehm geltendes fremdes Idiom cultivirt wird. In diesem Falle sind die eigentlichen Sprachkenntnisse der Frauen meistens sehr elend beschaffen, und die Kinder werden oft in einem Kauderwälsch erzogen, welches ohrzerreissend wirkt, und ebenso hässlich wie grammatikalisch und syntaktisch ein Ungeheuer ist. Die Belege hierfür bieten verschiedene Gegenden von Britannien, Belgien, Oesterreich, Russland, Lothringen-Elsass, der Türkei, der Schweiz u. s. w.

§. 430.

Geographie und so etwas vom Geiste der Geschichte, allgemeine Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte, allgemeine Begriffe der Naturkunde, der Menschen- und Gesundheitslehre, der Moral und Ethik, dies Alles soll man Frauen durch gute Lesebücher in angenehmer Form beibringen, ohne es systematisch zu lehren. Der systematische Unterricht, besonders in abstracten Dingen, eignet sich für das mehr gefühls-, als denkkräftige Weib nicht. Gute Lesebücher dagegen, welche den wesentlichen Inhalt der genannten Gegenstände anziehend und schön, duftend und glänzend dem niedlichen Frauenköpfchen überbringen, werden die vortrefflichsten Dienste leisten.

Bei weiblichen Wesen dagegen, welche den Lehrberuf erwählen, muss der Unterricht schon das Systematische strengerer Didaktik annehmen, soll aber das Abstrakte des rein-wissenschaftlichen Unterrichts nicht bekunden.

Frauen ausserhalb des Lehrfaches würdigen ihre Schulbücher der systematischen Art nach Vollendung der Schule keines Blickes mehr. Anders verhält die Sache sich mit Lesebüchern der von mir verlangten Art; diese sind während des

ganzen Lebens treue Freunde und Rathgeber, und tragen das Ihrige dazu bei, die Frauen vor Excentricitäten zu bewahren; sie sind ein heilsames Gegengewicht der meistens sehr schlechten leichten und phantastischen Literatur, und flössen dem Weibe, neben klarer Erkenntniss seiner wirklichen Bestimmung, feste Lebensgrundsätze ein. Leider gibt es solcher Bücher noch wenige.

§. 431.

Schönschreibe- und Zeichenkunst, Musik und Gesang, Gymnastik und Schwimmen sind, ausser den eigentlichen weiblichen Künsten und Fertigkeiten, für Frauen unentbehrliche Dinge, welche sehr viel Beziehung zu socialer Gesundheit und häuslicher Glückseligkeit haben. Jedes Weib, welches schön schreibt, zeichnet, musicirt, singt, allgemein gymnastisch ausgebildet und dabei strenge sittlich ist, steht den Idealen näher, ist gesunder, für das Gute und Naturgemässe empfänglicher, eine bessere Erzieherin der Jugend, ein guter Stern im Hause und eine unschätzbare Perle für den Gatten. Das Schönschreiben, Zeichnen, Musiciren u. s. w. wirkt, unter sonst einiger Maassen günstigen Umständen, immer erhebend und veredelnd auf das weibliche Gemüth, und vermag das Seinige zu Ablenkung des Sinnes von Thorheit, Eitelkeit, Wahn und Zweideutigkeit beizutragen. Und welches gute Beispiel gibt eine aufstrebende, für das Schöne begeisterte Mutter ihren Kindern!

§. 432.

Die Frauen sollen zur Wahrheit erzogen werden. Die Lüge ist das grösste Gift, welches Familie und Gesellschaft zerstört, das Weib schändet, Alle zu geistiger Knechtschaft verdammt, den Despotismus fördert und die Philosophie vernichtet.

S. E. Löwenhardt[267]), welcher die Unwahrheit mit Recht eine sehr ergiebige Quelle gesellschaftlicher Unfreiheit nennt, macht in Betreff der Lüge folgende Bemerkungen: „Forschen wir nun aber nach der Quelle, wodurch es der Unwahrheit fort und fort gelingt, sich so leicht Eingang in die Gesellschaft zu verschaffen, so finden wir sie in der Feigheit oder in dem

Mangel an Muth, überall die Wahrheit frei auszusprechen und danach zu handeln. Und hierauf sollte bei der Erziehung der Jugend vorzugsweise unser Augenmerk gerichtet sein, dass derselben nichts verhasster, als die Unwahrheit sei, und dass sie früh den Muth erlange, für das, was sie als recht und wahr hält, wovon sie überzeugt ist, auch einzustehen, woraus alsdann auch die Tapferkeit und der Muth des Widerstandes, sowohl gegen Verführung, als gegen Gewalt, gegen innere und äussere Unfreiheit erwächst: weil eben nichts so sehr der Würde des Menschen widerspricht und dessen Gemüth corrumpirt, als das Gegentheil von dem, was man für recht und wahr hält, zu sagen oder zu thun."

„Schon in jener frühen Lebensperiode", sagt Löwenhardt weiter, „wo das jugendliche Gemüth noch weich wie Wachs und tief und unvergänglich jeden Eindruck empfängt, sollte ihm unaufhörlich die Wahrheitsliebe eingeprägt werden, und wenn die Mutter dem Kinde auch nicht ein unzerreissbares mit der Jugend aufwachsendes Kleid... zu schaffen vermag, so sollte sie ihm doch, nach H. König's Ausdruck, jenes steife Unterfutter der Wahrheitsliebe zumessen, das, oft unbequem für ihn und grob für Andere, doch so ziemlich durch alle wechselnden Lebensgewänder auszuhalten pflegt."

Es ist schwer zu bestimmen, welches der beiden Geschlechter heutzutage mehr Sympathie für die Lüge hegt, unter der Angabe, lediglich für die Wahrheit zu schwärmen, und bei welchem der beiden Geschlechter die Feigheit in socialer Beziehung stärker in das Gewicht fällt. Sehr viele Verhältnisse des Lebens führen zu Unwahrheit oder gründen sich auf Lüge, und in der modernen Erziehung wird mittelbar das Umdrehen der Worte im Munde, die Verdrehung der Wahrheit, die Erdichtung gelehrt, die Ausrede geheiligt, und die Nothlüge zu dem unentbehrlichsten Hülfsmittel gemacht. Wenn also die Menschen nicht nur schlimme Anlagen von ihren Erzeugern erben und mit Fleiss blutarm, skrophulös, plethorisch, gichtisch gemacht werden, sondern auch noch systematisch die Wahrheit verachten und die Lüge über Alles verehren lernen, geschieht denn doch Alles, um ganze Generationen leiblich und sittlich zu vergiften, und um

alle Uebel zu verbreiten, an denen die Menschheit schwer darniederliegt.

§. 433.

Es gibt Sittenlehrer, welche bei allem Ernste und Wohlwollen doch der Jugend anrathen, in gewissen Fällen, wo dies nützlich ist, die Wahrheit zu unterdrücken oder zu modificiren. Die Schriften der Jesuiten enthalten sehr viele Bemäntelungen der Lüge aus Gründen der Klugheit und des niedrigen Nutzens, ja Empfehlungen, die Unwahrheit in gewissen Fällen zu sprechen. Dort, wo die Jesuiten Einfluss haben, wird es mit Wahrheit und Treue nicht genau genommen, schon die Jugend wächst im Geiste der Doppelzüngigkeit auf, und das weibliche Geschlecht pflegt Zustände der Sitten zu bekunden, die ebenso trostlos, wie tief zu bedauern sind.

Doch nicht allein Jesuiten rathen oder gestatten Abweichung von der Wahrheit. In einem sonst ganz ausgezeichneten Buche macht F. A. von Hartsen[268]) in der besten Absicht folgende Bemerkungnn: „Ein mächtiges Mittel, Jemand für uns zu gewinnen, ist, dass wir Wohlwollen oder Liebe gegen uns bei ihm erregen. Wohlwollen nun wird bei ihm zuerst dadurch genährt, dass er uns liebenswürdig, das heisst: einnehmend findet. Wir müssen also in seinen Augen einnehmend sein, das heisst: uns bekleiden mit solchen Attributen, die in seinen Augen einnehmend sind. Gelingt uns dies aber nicht, so kann es bisweilen genügen, dass wir den Schein solcher Eigenschaften annehmen. Täuschung kann in der That bisweilen nützen. Täuschung aber erfordert immer grosse Vorsicht“. „Die Eigenschaften, welche wir besitzen oder simuliren müssen, um Andere für uns einzunehmen, hängen von der Natur dieser Anderen ab“.

„Man soll“, sagt Hartsen weiter, „ihm wichtige und witzige Bemerkungen entlocken, und ihm dieselben nöthigenfalls so unvermerkt an die Hand geben, dass er meint, sie selbst erfunden zu haben“.

Die Absicht ist eine sehr gute; aber dem Menschen überhaupt, dem Weibe insbesondere, die Annahme äusseren Scheines zu rathen, ist nicht bedenklich, sondern äusserst gefährlich.

Ohnedies waltet in so verderbten Zeitaltern, wie das gegenwärtige, die Neigung nach Schein und die Abneigung gegen das Wahre in sehr bedeutendem Grade vor; man möge also unter keinen Umständen diesen schlimmen Hang noch begünstigen, auch wenn man mit der Menschheit noch so wohl es meint.

§. 434.

Je mehr Lüge in einer Gesellschaft heimisch, desto übler sieht es um physisches und moralisches Wohlsein insbesondere der Frauen aus. Die Lüge muss also bekämpft werden. Dies kann nur durch die Erziehung geschehen, unter Zuzug gewisser Hülfsmittel. Wir wollen einige derselben betrachten.

Georg Tepe[269]) sagt unter Anderem: „Insbesondere hat das Sittlich-Schöne die Eigenschaft, zerstörend auf die Lüge einzuwirken, und wird deshalb von ihren Dienern auch in hohem Grade gefürchtet, gewöhnlich mehr, als das Licht des Verstandes. Dem Verstande der Verständigen wagen sie wohl noch mit Unsinn entgegen zu treten und den Sieg streitig zu machen; die Stimme des Gewissens jedoch, das unaufhörlich tönende Urtheil der hervortretenden sittlichen Schönheit, macht sie fast immer wehrlos und feldflüchtig. Das Gewissen aber wird desto mächtiger und duldet Widerspruch und Widerstand um so weniger, je klarer und deutlicher es spricht, je reiner seine Urtheile sich sondern und, nach Aufhebung etwaiger Dissonanzen, wieder zusammen klingen“.

Es hat durchaus seine Richtigkeit, dass überall, wo das Sittlich-Schöne eine Macht in Familie und Gesellschaft ist, wo es die Erziehung durchdringt und auf die Schule Einfluss übt, der Unwahrheit eine weit geringere Macht und Wirksamkeit zukommt, als unter den entgegengesetzten Verhältnissen. Dass die fortschreitende Intelligenz nicht im Stande ist, der Lüge Einhalt zu thun, beweist die Gegenwart deutlich; ja, man kann sagen, dass bei Zunahme der Verstandesbildung ohne gleichzeitiges Wachsthum des ethischen und ästhetischen Elementes der Gesittung, insbesondere unter dem Walten allzu ungleicher und verwickelter Verhältnisse der öffentlichen Oekonomie, die

Lüge in- und extensiv zunehmen und im weiblichen Geschlechte die beste Vermittelung finden werde.

Pflege des wirklich Schönen und des naturgemäss Sittlichen muss unter allen Umständen der Wahrheit dienen und den Geist der Lüge vernichten.

§. 435.

Heinrich Home[270]) philosophirt unter Anderem also: „Der Mensch ist mit einem Gefühle von der Vortrefflichkeit und dem Werthe seiner Natur begabt. Er hält sie für vollkommener, als die Natur anderer Geschöpfe, die um ihn sind; und er fühlt, dass die Vollkommenheit derselben in der Tugend, und besonders in Tugend von der höchsten Gattung besteht. Dieses Gefühl auszudrücken, braucht man das Wort Würde. Ausserdem fühlt man, dass ein würdiges Betragen, und die Enthaltung von allen niederträchtigen Handlungen, nicht nur eine Tugend, sondern auch eine Pflicht ist, eine Pflicht, die jeder Mensch sich selbst schuldig ist".

Es knüpfen hieran sich sehr wichtige Grundsätze für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes.

Wir müssen in jedem Weibe die Keime der Würde entwickeln, nicht auf Grund eines künstlich genährten und erhöhten Gefühles von eigener Vortrefflichkeit anderen Wesen gegenüber, sondern auf der Basis jener Tugendhaftigkeit und jenes Edelmuthes, welche ferne von allen Vergleichungen der eigenen Persönlichkeit mit anderen Individuen sind und mit der Liebe zur Wahrheit in organischem Zusammenhange stehen, aus Wahrheit und Sympathie gleichmässig quellen. Jedes Weib, welches zu einem wahrhaften und sympathischen Wesen erzogen wurde, nur gutes und erhebendes Beispiel sah, dabei sonst wohl beschaffen ist, hat das Gefühl natürlicher Würde und fördert dieses Gefühl bei allen Menschen der nächsten Umgebung. Wo wir viel von wahrer weiblicher Würde finden, begegnet uns viel leibliche und sittliche Gesundheit, viel Natürlichkeit und Einfachheit.

Solche Würde ist nicht mit Hochmuth verwandt, nicht mit Protzigkeit und Albernheit, sondern kann als Ausfluss harmonischer Entwickelung der ganzen moralischen Natur des Weibes

betrachtet werden. Solche Würde ist um so mehr ein Mittel zur Förderung aller höheren Interessen der Gesellschaft, je mehr sie verbreitet ist über die Frauen aller Schichten der Bevölkerung.

§. 436.

Die Erziehung der Frauen wird aus vielen Gründen die bedeutungsvollste Angelegenheit. Gavairon[271]), der alle Gelehrsamkeit des Weibes für dasselbe als etwas Unnützes und für die Familie als etwas Schädliches bezeichnet, hat die Erziehung des schönen Geschlechtes genauer in das Auge gefasst und nachgewiesen, dass Frauen, die nicht zu Tugend, Häuslichkeit und Einfachheit geleitet werden, sondern in Kreise gerathen, die von Natur aus ihnen nicht bestimmt sind, sehr klägliche Rollen spielen und eigentlich zeitlebens unglücklich sind. Gavairon verlangt von der Gattin und Mutter, sanft, arbeitsam, zuvorkommend, barmherzig, fromm, mitleidig zu sein, und ihre Kinder zu tugendhaften, arbeitsamen, gebildeten Menschen zu erziehen. „Das“, sagt Gavairon unter Anderem, „was die Frau kostbar macht, ist die Erziehung des Herzens, der Gefühle, der guten Sitten, der Neigung zu Sesshaftigkeit, Ordnung, Wirthschaftlichkeit und häuslichen Arbeiten, und dies Alles weit mehr, als die Pflege der Neigung zu Kunst und Wissenschaft, Musik, Zeichnen, Putz, romantischem Leben“...

Hierin ist sehr viel Wahrheit, ja, von einem Gesichtspunkte aus betrachtet, Alles Wahrheit. Die Erziehung des Herzens ist und bleibt stets der oberste und wichtigste Theil der weiblichen Erziehung, und die Entwickelung der familiären und häuslichen Tugenden hat gegen jede Art von Bildung den Vortritt. Damit sei nicht im Geringsten gegen die Pflege des Geistes bei den Frauen durch heitere Wissenschaft und Kunst gesprochen, sondern nur hervorgehoben, dass den familiären und häuslichen Tugenden des weiblichen Geschlechtes der oberste Rang zukomme.

§. 437.

Zu Erziehung und Veredelung des weiblichen Herzens gehört nicht nur der Einfluss einer guten und beseligenden Re-

ligion, sondern auch die Erweckung und Pflege aller Gefühle, welche Liebe und Sympathie heissen, und nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf die anderen lebenden Wesen sich beziehen. Durch Erweckung und Pflege dieser Gefühle ist es allein möglich, den schädlichen Hang zu den Thorheiten der Mode und des Luxus, der im Laufe des Lebens so zahlreiche Stützpunkte findet, zu tilgen oder doch auf das Bedeutendste zu mässigen.

In den Schulen für das weibliche Geschlecht wird so ziemlich ebenso, wie in den Schulen für Knaben und Jünglinge, der Verstand einseitig und häufig genug auf Kosten des Gemüthes ausgebildet; ja es gibt Gegenden, wo durch Institute der Erziehung die jungen Mädchen mit den falschesten Begriffen und einer sehr verkehrten Wissenschaft erfüllt, und in Bezug auf das Gemüth gänzlich verkehrt werden.

§. 438.

Eine Frau ohne Sentimentalität ist kein richtiges Weib, sondern, weil auch kein Mann, moralisch ein Zwitter. Frauen, bei denen die Sentimentalität krankhaft überwiegend und die Intelligenz zu wenig activ ist, können als wenig geeignet für das tägliche Leben betrachtet werden. Frauen dieser letzteren Art sind nicht selten unglücklich und finden schwer in aussergewöhnlichen Lagen sich zurecht.

Madame Necker de Saussure[272]) hob mehrere Punkte hervor, welche bei der Erziehung der Jungfrau wesentlich in Betrachtung kommen und grossen Einfluss auf das Glück des Lebens üben. Zunächst ist es die übermässige Beschäftigung der heirathsfähigen jungen Mädchen mit sich selbst, wovon Frau Necker de Saussure handelt: „Ein nicht allgemeiner, aber sehr gewöhnlicher Fehler dieses Alters ist die extreme Beschäftigung mit sich selbst; vielleicht ist es schwierig, diesen Fehler zu vermeiden. Die Aufmerksamkeit, welche seit Kurzem das junge Wesen erregt, die ununterbrochene Sorge oder zarte Vorsicht seiner Mutter, die Besorgniss oder der Wunsch, bemerkt zu werden, die Bedenken, die Hoffnungen, die kleinen inneren Kämpfe, dies Alles wirkt dahin, die Gedanken der jungen Per-

son ihr selbst zuzuwenden; jedes vorübergehende Ereigniss vergrössert sich in ihren Augen, die Eindrücke, welche sie empfängt, haben eine erschütternde Gewalt, die von ihr gespielte Rolle wiederholt sich in ihrer Erinnerung, und die geheime Gährung ihres Blutes verleiht den häufig persönlichen Gedanken einen exaltirten Charakter". —

Die Beschäftigung mit sich selbst darf über ein bestimmtes Maass nicht hinausgehen; ist sie grösser, so führt sie zu wirklicher Selbstsucht, und erhöht unter gewissen Umständen die Sentimentalität bis zu einem Grade, der für Gesundheit und Lebensglück gefahrdrohend wird. Wie bei der Erziehung der Knaben, ist es auch bei jener der Mädchen unerlässlich, die Aufmerksamkeit von dem werthesten Selbst auf das Wohl Anderer zu lenken; es macht ferner sich erforderlich, die Tochter nicht mit Zärtlichkeit und Sorgfalt zu überhäufen, sondern lieber an eigene Thätigkeit und eigenes Denken zu gewöhnen.

§. 439.

In den verschiedenen Zeitaltern und wieder in den verschiedenen Klassen der Leute hat man nicht die nämlichen Begriffe von Dem, was gute und möglichst vollkommene Erziehung der Frauen ist.

Hier ist der Ort, einer Bemerkung Eduard von Hartmann's [273]) Raum zu geben und einige Worte daran zu knüpfen. „Dies", sagt Hartmann, „das Princip der modernen Erziehung, besonders der Mädchen: ein paar Salonpiècen *) für Clavier, einige Lieder, ein wenig Baumschlag-Zeichnen und Blumen-Malen, einige neuere Sprachen plappern und die literarischen Sudeleien des Tages lesen, dann wird sie vollkommen. Was ist das Anderes, als systematischer Unterricht in der Eitelkeit nach allen Bedeutungen des Wortes? Und bei diesem Gaukelspiel sollte man an künstlerischen Genuss glauben? An künstlerischen Ekel höchstens, der sich auch sofort nach der Hochzeit offenbart, wenn die Eitelkeit nicht länger die Bequemlichkeit überwindet."

*) Saalstücke, das heisst: Musikstücke, die einer in einem Gesellschaftszimmer versammelten Zahl von Zweihändern zum Besten gegeben werden.

Wenn etwas wahr und treffend ist, so ist es dieser Ausspruch, welcher die Erziehung der weiblichen Jugend besonders in den Kreisen der jüdischen Geldwechsler und aller mit denselben verwandten Vettern des Gorilla charakterisirt. Und welche Folgen hat eine solche Erziehung für das gesellschaftliche und sittliche Leben des Volkes oder der betreffenden Volksschichte? Eitelkeit und lackirte Unwissenheit, Sentimentalität und Herzenskälte werden ohne Zweifel den Geist der Volksschichte oder der ganzen Gesellschaft verderben, und die Individuen, in denen solche Eigenschaften entwickelt werden, müssen ganz und gar ihrer natürlichen Bestimmung zuwider gerathen.

Jedes Zeitalter, welches viel von so verkehrter Erziehung der Frauen zu den scheusslichsten persönlichen Fehlern aufweist, kennzeichnet sich als ein unsittliches, als ein ungesundes, als ein unnatürliches, und die Grossmannssucht, die Vornehmthuerei einer solchen Epoche können als Symptome des Verfalles und Erzeuger jener Abirrungen der weiblichen Natur betrachtet werden.

§. 440.

Erziehung und Unterricht der Frauen haben gegenwärtig noch viele Schattenseiten. Diese rasch zu beseitigen, ist ebenso wenig möglich, als es möglich ist, den ganzen Charakter des Zeitalters plötzlich umzuwandeln. So lange alle Beziehungen des Lebens in sklavischer Abhängigkeit von den grossen Capitalien stehen, und Geldbesitz auf der einen und die rohe Gewalt des Säbels auf der anderen Seite die Hauptmächte des gesitteten Daseins sind, so lange wird alle Erziehung des weiblichen Geschlechtes auf das Aeusserliche hinauslaufen und Besserung nur allmälig, nur theilweise, nur vereinzelnt sich erwirken lassen.

Soll man junge Mädchen Erziehungsanstalten überantworten, oder lieber nur gewöhnliche Schulen besuchen lassen? Das Letztere wird immer das Bessere sein, wenn dabei die Töchter unter der Obhut ihrer Eltern oder wohlmeinender Verwandten stehen, und wenn die Schulen gut sind.

Unter den Erziehungsanstalten gibt es manche, welche alles Lob verdienen, Vortreffliches leisten und den Zöglingen die grössten sittlichen Schätze auf den Lebensweg mitgeben; aber,

solche Institute sind Ausnahmen: die Mehrzahl dieser Häuser pflegt des Scheines, anstatt der Wahrheit, lehrt Afterweisheit, führt zu Verbildung, zu Ueberspannung und zu Erkältung des Herzens. Eine gute Familienerziehung, unterstützt durch wohl beschaffene öffentliche Schulen, bleibt immer das Wünschenswertheste für Töchter.

Ich will diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne darauf hinzuweisen, dass ausser Anderen Emily Shirreff[273*]) und Ernest Legouvé[273**]) sehr lesens- und beherzigenswerthe Bemerkungen über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes machten.

Ueber die Hygieine der Frauen.

§. 441.

Alle Bemühungen der vortrefflichsten Erzieher haben nur die Hälfte des Erfolges, wenn von Gesundheitspflege der zu erziehenden Frauen nicht die Rede ist. Die Hygieine des Weibes, überall natürliche Zustände schaffend, ist der wahre Gegensatz aller jener Zerrbilder, welche eine allzu hoch hinaufgeschraubte und des hygieinischen Geistes baare Gesittung zu Tage fördert. Einzelne und ganze Volksschichten bekunden sich als naturfrische, sittliche, sympathische Wesen, wenn sie in allen Stücken nach den Normen der Gesundheitspflege leben, und besonders erfüllen Frauen, deren Dasein in dieser Weise eingerichtet ist, am besten ihre natürliche Bestimmung oder den von ihnen erwählten Beruf.

Man kann sagen, dass der Gesundheitspflege bei den Frauen weit mehr Hemmnisse entgegenstehen, als bei den Männern, weil das schöne Geschlecht viel mehr von Ueberlieferungen und Vorurtheilen in Beschlag genommen ist, wegen tausend Bedenken der Schicklichkeit und des Anstandes viel weniger solchen Beschwerlichkeiten aus dem Wege gehen kann.

Die Ueberlieferungen und Vorurtheile, welche der Hygieine bei den Frauen entgegenstehen, können im Laufe der Zeit allmälig beseitigt werden, aber nicht durch Gesetze und Verordnungen, sondern lediglich durch den Einfluss der Erziehung.

Der wahre Pionier des gesundheitlichen Lebens der Frauen ist der Erzieher.

§. 442.

Bedarf das Weib verhältnissmässig grösserer oder geringerer Nahrungsmengen, als der Mann? Ist für die Frau mehr die vegetabilische oder mehr die animalische Nahrung angemessen? Hat das schöne Geschlecht mehr Neigung zu den kaffeeartigen oder zu den geistigen Getränken? Bedarf die Frau der Genussmittel, wie z. B. des Tabakes, oder soll Enthaltung von dem Gebrauche solcher Dinge Gebot sein?

Im Allgemeinen brauchen Frauen weniger Nahrung, als Männer; sie müssen öfters, aber kleinere Mengen auf einmal geniessen.

Die Frage, ob für Frauen mehr die substanzreicheren oder die substanzärmeren Nahrungsmittel sich eignen, wird sehr häufig erläutert, und meistens dahin entschieden, dass die weibliche Organisation zu ihrer Erhaltung im Allgemeinen nicht so viel der nahrhaften Nahrungsmittel bedürfe, als die männliche. Es ist schwer, endgültig hierüber im Allgemeinen zu entscheiden; denn die individuellen Verhältnisse, die Arbeit und die äusseren Einflüsse, welche in dem Leben der Frauen zur Geltung kommen, sind sehr mannigfaltig. In den höheren Schichten der Gesellschaft, wo die körperliche Thätigkeit der Frauen nur gering ist, und die geistige zu keiner besonders grossen Gehirnconsumtion führt, ist das Bedürfniss nach sehr gehaltreichen Speisen nicht gegeben. Und doch werden solche und zwar meistens in relativem Uebermaasse verzehrt. Leiden aller Art, deren Schilderung mehrere grosse Capitel der Pathologie erfüllt, sind die Folgen dieses Missverhältnisses.

In den unteren Schichten der Gesellschaft, wo die körperliche Thätigkeit der Frauen oft genug sehr bedeutend und das Bedürfniss nach viel Substanz sehr gross ist, pflegt in der Nahrung zu wenig Substanz geboten zu werden. Die Folge davon sind schwere Erkrankungen, welche Wohlsein und Lebensglück ganzer Geschlechter auf das Verhängnissvollste beeinflussen.

§. 443.

Je mehr eine Frau körperlich oder geistig thätig ist, desto mehr bedarf sie nahrhafter Speise; und eine arbeitende Frau bedarf derselben Nahrungsäquivalente, wie ein arbeitender Mann.

Soll nun dasjenige Weib, welches mit den Muskeln oder dem Gehirne vorwiegend thätig ist, die Nahrung nach den gewöhnlichen Grundsätzen auswählen, oder nach den Vorschriften des Vegetarianismus? In keinem der beiden Fälle wird eine solche Frau darben, wenn sie nur die nöthigen Mengen aufnimmt; denn die Grundregeln der Vegetarianer gestatten den Genuss aller Speisen, welche nicht durch Ermordung eines Thieres gewonnen werden, somit den Genuss der nahrhaftesten Speisen, wie Linsen, Erbsen, Bohnen, Käse und Eier. Einerlei, nach welcher Art von Diät ein Weib lebt, es kommt immer nur darauf an, diejenigen Mengen substanziöser Nahrungsmittel, deren der Organismus bedarf, in entsprechender Mischung mit den obst- und gemüseartigen, mit den mehl- und stärkemehlhaltigen Speisen aufzunehmen, und bei der Wahl der Nahrung stets den jeweiligen Zustand des Leibes und Gemüthes zu berücksichtigen.

Jacob Moleschott[274]) sagt unter Anderem: „Der Umsatz der Materie erfolgt beim weiblichen Geschlechte weniger schnell, als bei dem männlichen. Es wird bei der Frau nicht nur weniger Kohlensäure durch die Lungen, sondern auch weniger Harnstoff durch die Nieren ausgeschieden. Daher erklärt es sich, dass das Weib im Allgemeinen weniger nahrhafte Speisen und Getränke bedarf, als der Mann“. „Das geringere Bedürfniss, Nahrungsmittel aufzunehmen, wie es der minder energische Stoffwechsel bei der Frau bedingt, äussert sich nicht nur in der Vorliebe für weniger nahrhafte vegetabilische Speisen, sondern auch darin, dass das Weib von geringeren Mengen gesättigt wird, als der Mann, und erst in längeren Zwischenräumen Esslust und Trinklust zu spüren pflegt“.

Wenn auch das Letztere nicht zutreffend ist, sondern im Gegentheile die Esslust bei Frauen gerade häufiger sich offenbart, während der Mann zwar grössere Mengen auf einmal

nimmt, aber auch weniger oft während des Tages das Bedürfniss hat, zu essen, — so sind doch im Ganzen Frauen wegen der minder intensiven Bewegungen ihres Stoffwechsels keiner so überwiegenden Quantitäten der gehaltreichsten Nahrungsmittel bedürftig und verlangen mehr nach den erquickenden und leichteren Speisen, nach Obst und Süssigkeiten, Kuchen und Mehlspeisen. Die grössere Genügsamkeit des weiblichen Geschlechts, wenn auch zum Theile Ergebniss der Erziehung, hängt doch hauptsächlich mit der Besonderheit der Oekonomie des Leibes und mit der Beschäftigunsweise zusammen. Frauen, welche genöthigt sind, wie Männer zu arbeiten, nähern sich auch in Diät umsomehr dem männlichen Geschlechte, je weniger zart zugleich sie erzogen wurden.

§. 444.

Es wurde der vorwiegenden Obstnahrung der Frauen ein besonders günstiger Einfluss auf die Entbindung zugeschrieben und schwangeren Frauen dringend gerathen, von Obst den ausgedehntesten Speisegebrauch zu machen. M. Collins[275]) sucht auf Grund einer Zahl von Beobachtungen nachzuweisen, dass Obstdiät die bezeichnete Wirkung habe, und empfiehlt demgemäss allen Schwangeren den täglichen und vorwiegenden Genuss des Obstes. —

Dass fleissiger, wenn auch nicht überwiegender Gebrauch des Obstes schwangeren Frauen wohl thue, kann unter der Bedingung gleichzeitiger Aufnahme anderer und wirklich nahrhafter Speisen als richtig erachtet werden. Für eine Schwangere ist nichts nöthiger, als angemessene Nahrung, welche auch erquickende Elemente enthält und nicht nur den individuellen Anforderungen entspricht, sondern auch die Entwickelung der Leibesfrucht begünstigt. Obst ist ein vortreffliches Hülfsmittel; aber für sich allein oder im Uebermasse genossen, dürfte es weder den Schwangeren besonders günstig sein, noch die Organisation des Foetus wohl beeinflussen, weil es äusserst wenig Nährstoffe, viel freie Säure und Wasser enthält. In wieweit täglicher Genuss grösserer Obstmengen die Entbindung erleichtert, hängt ganz von den individuellen Verhältnissen der Frau ab.

Mässige und tägliche Aufnahme von Obst zugleich mit nahrhaften Speisen kann allen Menschen, die mit Früchten sich zu befreunden vermögen, angerathen werden.

Ph. Gyoux[276]) sucht nachzuweisen, dass heutzutage für die Mehrzahl der schwangeren Frauen die mehr tonisirend wirkenden Nahrungsmittel, insbesondere Fleisch und Wein, anzuempfehlen seien.

Menville de Ponsan[277]) gibt schwangeren Frauen den Rath, leicht verdauliche, nahrhafte und wenig gewürzte Speisen in genügender Menge zu geniessen, öftere Mahlzeiten zu halten, aber immer nur leicht sich zu sättigen, und für alle Fälle ein diätetisches Verhalten zu beobachten, welches auf passende Auswahl geeigneter Nahrungsmittel sich gründet. Von vorwiegender Fleischnahrung ist hier nicht die Rede; doch aber wird dieselbe sehr dringend empfohlen, aber natürlicher Weise vor dem Allzuviel gewarnt.

§. 445.

Obst für sich allein passt ebensowenig, als Fleisch für sich allein; es ist Ausfluss der Unkenntniss und falschen Voreingenommenheit, schwangeren Frauen, so wie Frauen überhaupt, nur eine Kategorie von Nahrungsmitteln zu empfehlen. Es sei weit von mir entfernt, zu behaupten, Schwangere müssten unter aller und jeder Bedingung Fleisch essen und Wein trinken; aber unerlässlich macht sich eine naturgemässe Mischung der substanzreichen und der substanzarmen Speisen, der Nahrungsmittel von allen Arten, also der proteïnreichen, Kohlenhydrate enthaltenden, u. s. w., und die gleichzeitige Aufnahme erquickender Alimente, wie solche durch die verschiedenen Zubereitungen des Obstes geboten werden. Keine schwangere Frau ist wegen ihrer Schwangerschaft genöthigt, Fleisch zu essen; dieses letztere ist, bei sonst entsprechender Nahrung, ganz überflüssig.

Bier und Wein werden Schwangeren zuweilen recht gute Dienste leisten; nur müssen diese Getränke in Art und Menge ganz den wirklichen individuellen Anforderungen entsprechen. Kaffee und Thee sind bei rechtzeitigem und bei mässigem Gebrauche zuweilen von sehr guter Wirkung.

Friedrich Wilhelm Böcker[278]) gestattet und empfiehlt säugenden Frauen den Genuss des Kaffee. „Wichtig", bemerkt Böcker, „ist der Gebrauch des Kaffee's bei säugenden Frauen. Diese sind genöthigt, eine Masse Milch zu bereiten, und nicht immer sind die Verdauungsorgane im Stande, dem entsprechend grössere Quantitäten Nahrungsmittel zu assimiliren. Würde nun die Menge dieser und dazu die Mauser des Organismus der Säugenden gleich bleiben, so wäre eine totale endliche Erschöpfung letzterer die nothwendige Folge. Wie ich gezeigt habe, wird durch den Kaffee die Mauser des Organismus ganz bedeutend verlangsamt, jener hilft diesem sparen und macht ihn zur Absonderung einer hinreichenden Menge von Milch, deren Secretion durch die äussere Bedingung des Saugens unterhalten wird, geschickt, vorausgesetzt, dass der Kaffee nicht so stark ist, dass sein Genuss die Assimilation der Nahrungsmittel lähmt oder unmöglich macht. Unsere Proletarier geniessen ihn jedoch wohl nie so stark, dass dieser Nachtheil eintreten könnte. Hat aber eine Säugende einen, im Verhältniss zur vermehrten Ausscheidung, gesteigerten Appetit, so ist es jedenfalls naturgemässer, dass sie sich des Kaffee's enthalte, denn gar leicht wird durch diesen die Milch so vermehrt, dass sie vom Kinde unmöglich bewältigt werden kann".

Es wird also darauf ankommen, dass jede säugende Frau durch eigene Erfahrung das für sie geeignete Maass von Kaffee ermittle. So muss die erforderliche Quantität aller Nahrungs- und Genussmittel in allen Zuständen und Lebensverhältnissen des Weibes erforscht und die diätetische Norm aufgestellt werden.

§. 446.

Nach den Erscheinungen des täglichen Lebens zu urtheilen, haben die Frauen im Allgemeinen mehr Neigung zur Aufnahme der kaffeeartigen, als der geistigen Getränke. Es kommt dies nicht allein davon her, dass das schöne Geschlecht Tabak nicht zu rauchen pflegt, auch nicht blos von der Erziehung, welche den Frauen den Genuss von Kaffee, Thee und Chocolade näher legt, als den Gebrauch der Alkohol enthaltenden Getränke, sondern vorzugsweise von den Besonderheiten des Stoffwechsels, der Lebens- und Beschäftigungsweise der Frauen.

Dass das zarte Geschlecht die kaffeeartigen Getränke weit häufiger aufnimmt, als die geistigen, ist im Grossen und Ganzen ein nicht genug hoch anzuschlagender Vortheil für die bürgerliche Gemeinschaft; denn wenn auch die Frauen Tabak rauchten und in Wirthshäusern Wein, Bier oder Branntwein söffen, stände es sehr schlimm um allgemeine Gesundheit und Sittlichkeit. Wir sehen in der That überall dort, wo Frauen dem Missbrauche des Alkohols ergeben sind, Elend, Laster und Verbrechen in höchster Blüthe. Die Moralstatistik verschiedener Fabriksbezirke Englands gibt hierfür die charakteristischesten Belege: Elend, Laster und Verbrechen sind dort so häufig, weil die Frauen Alkohol missbrauchen; und die Frauen missbrauchen Alkohol, weil Elend, Laster und Verbrechen dort heimisch sind.

§. 447.

Gewürze können dem weiblichen Geschlechte mit gutem Gewissen nicht angerathen werden, ausser in den bescheidensten Mengen und in jenen Klimaten, wo wirklich das Bedürfniss danach besteht. Vollblütigkeit, grössere Reizbarkeit, Beschwerden der Menstruation, Säugeperiode, klimakterische Zeit, dies Alles spricht ganz besonders gegen den Gebrauch der Gewürze. Weil die wirksamen Bestandtheile dieser Pflanzenstoffe ätherische Oele und scharfe Harze sind, und beiderlei seine Richtung nach den Harn- und Geschlechtswerkzeugen nimmt, Blut und Nerven aufregt, darum passt der Gebrauch der Gewürze so wenig für das Weib, und ist der Missbrauch so gefährlich.

§. 448.

Warum kleiden sich die Frauen anders, als die Männer? Und welche Art der Bekleidung ist für das Weib die gesundheitsgemässeste? Aus physiologischen und politischen Gründen ist das Gewand der Frauenzimmer von jenem der Männer verschieden. Das Weib bedarf vermöge seiner Organisation und ganzen Thätigkeit der mehr zarten und weichen Bekleidungsstoffe, sowie der nach der Grundfläche des Kegels hin offenen Kleiderformen; es bedarf mehr warm haltender und dabei doch wieder leichterer Bedeckungen.

Aus politischen Gründen auch ist Verschiedenheit der weiblichen von der männlichen Bekleidung nöthig; denn da „Kleider Leute machen" und der geschlechtliche Gegensatz durch die Umhängsel stärker hervortritt, andererseits die gesellschaftliche Ordnung durch die Aufrechterhaltung der (von dem Geschlecht der Zweihänder bedingten) Modificationen von Röcken und Mänteln, Stiefeln und Schuhen besser erhalten werden kann, und die hohe Obrigkeit das Geschlecht ihrer Unterthanen sofort durch die Kleidung erkennen muss, — ist es unbedingt erforderlich, die Verpflichtung der Frauen, weiblich, und der Männer, männlich sich zu kleiden, aufrecht zu erhalten und Verkleidungen strenge zu verbieten.

§. 449.

Unter den Kleidungsstücken der Frauen sind einige ganz besonders häufig Gegenstand der Verhandlung bei den Gesundheits- und Ungesundheitsmännern geworden. Gegen den Schnürleib oder das Corset hat man viel gesprochen und viel drucken lassen; aber dasselbe hat auch seine relativen Vertheidiger gefunden. Poiseuille und Bouvier[279]) suchten nachzuweisen, dass wohl construirte und den körperlichen Verhältnissen durchaus angemessene Schnürleiber der Gesundheit nicht nachtheilig seien. Nur ausnahmsweise bewirkten Corsets Zusammendrückung der Basis des Brustkorbes, keineswegs aber hätten die fraglichen Kleidungstücke Einfluss auf die Verkrümmung der Wirbelsäule. —

Es geht mit den Schnürleibern wie mit anderem Gewande auch: wohl angefertigt, zweckentsprechend angelegt, zu richtiger Zeit und mit Vernunft gebraucht, sind sie nützlich, oder doch nicht schädlich; unter den entgegengesetzten Verhältnissen werden sie zu einer Gefahr für die Gesundheit.

Sehr viel kommt bei allen Kleidungstücken auf die Gewohnheit an; hat eine Frau an irgend eine Tracht oder Form der Kleider sich gewöhnt, und ändert selbe plötzlich, wie das bei dem Umschlage der Mode der Fall ist, so setzt sie mehr oder minder bedeutenden Gefahren für die Gesundheit sich aus. Jeder aufmerksame Beobachter kann mit dem Wechsel der Mode

Zunahme oder Abnahme der Erkältungskrankheiten bei den Frauen beobachten, je nachdem die neuen Kleiderformen den Organismus mehr blosstellen, als die früheren, oder mehr schützen.

§. 450.

In Angelegenheiten der Bekleidung muss das weibliche Geschlecht besonders vorsichtig sein, da häufig genug Perioden eintreten, während welcher die Empfindlichkeit gegen die Einflüsse der Temperatur gesteigert ist. Zur Zeit des Monatsflusses, der Schwangerschaft, der Säugeperiode und des Aufhörens der Menstruation pflegt die Empfindlichkeit grösser zu sein, als in anderen Zeitabschnitten des normalen Lebens, und da muss denn auch die Bekleidung entsprechend wärmerhaltend sein. Die Wahl der Stoffe richtet sich nach der Individualität und nach den obwaltenden äusseren Verhältnissen.

„Unsere Kleider", sagt Max von Pettenkofer[280]), „machen die Luft nicht nur windstill, sondern reguliren zugleich auch die Temperatur derselben. Mit der Wärme, welche von unserem Körper ausgeht, heizen wir die Kleidungsstoffe, und diese heizen auch beständig die durch die Maschen und Poren der Zeuge wechselnde Luft. Unsere Kleider sind einer calorischen Maschine oder einem Ofen vergleichbar, der von der Abhitze unserer Körpermaschine geheizt wird, damit er wieder die über unsere Körperoberfläche hinziehende, sie zunächst umgebende Luftschicht heize. ... Wir tragen in unseren Kleidern im Freien und selbst im hohen Norden die Luft des Südens mit uns herum".

Da es nun immer darauf ankommt, dieselbe Wärme zu erhalten, der Organismus aber in seinen verschiedenen Zuständen und je nach den Verhältnissen der Atmosphäre in anderer Weise zu den Kleidungsstücken sich stellt, so ist es besonders für empfindlichere Geschöpfe nöthig, die Wahl der Stoffe und Formen der Kleidung ganz nach Maassgabe der individuellen und äusseren Umstände zu treffen. Dem Wohlsein der Frauen entsprechen demnach wohl gewählte Trachten unendlich mehr, als Moden, und die Annahme solcher Trachten wäre im Interesse der Weiber und der Nachkommen äusserst wünschenswerth.

§. 451.

Nichts kann für Frauen wesentlicher sein, als der häufige Gebrauch von Bad und Waschung. Aus physiologischen und moralischen Gründen macht die sorgfältigste Reinigung bei den Frauen sich erforderlich. Wenn verschiedene Religionen des Orients die Frauen zu Bad und Waschung verpflichten, so entspringt diese Satzung dem Wunsche, das allgemeine Wohlsein zu erhalten, Krankheiten zu verhüten, und das starke Geschlecht stets in naturgemässer Weise an das schöne Geschlecht zu fesseln.

Durch die Erziehung soll den Frauen die Lust und Neigung zu Waschungen und Bädern eingeflösst werden. Wenn die Weiber auf sorgfältige Reinigung bedacht sind, so werden dies auch die Kinder und damit die zukünftigen Generationen sein. Je mehr bei den Frauen aller Stände das Baden allgemein ist, als desto besser erweist sich der Zustand der Gesundheit des Volkes, desto reiner ist ein solches Volk in seinen Gefühlen und Gedanken.

Wenn Frauen vom Bade Gebrauch nicht machen, sind sie für alle Fälle ungenügend civilisirt, oder in extremer Armuth, die ihnen nicht erlaubt, Geld für des Körpers Reinigung auszugeben. Da an den physischen Schmutz meistens auch der moralische sich knüpft, so kann man sagen, dass weibliche Wesen, die von Bad und weit über Gesicht und Hände sich erstreckender Waschung nichts wissen, entweder geistig oder sittlich unrein sind und, weil die Schlacken des Stoffwechsels durch die verklebte Haut nur äusserst ungenügend entfernt werden, auch an moralischen, mit diesen Schlacken ursächlich in Beziehung stehenden Störungen leiden.

§. 452.

Fluss- und Seebäder, im Winter warme Wannenbäder mit kalter Abdouchung, oder römisch-irische Bäder, möglichst häufig gebraucht, werden den Frauen bei entsprechender Vorsicht sehr gute Dienste thun. Aber leider können heutzutage von der Wohlthat des Bades nur die bemittelten Klassen Gebrauch machen,

und zumal im Winter bleibt das Bad den armen Leuten geradezu verschlossen.

Nicht nur die Armuth hält von dem Gebrauche des Bades ab, sondern auch das Vorurtheil. Wider dieses letztere sind Erziehung und Volksbelehrung die besten Mittel, wenigstens im Allgemeinen; denn im Besonderen gibt es Individualitäten, bei denen Vorurtheile so fest wurzeln, dass weder Erziehung noch Volksbelehrung als wirksam dagegen sich erweisen.

„Wenn Kraftverbrauch auch Kraft erzeugt", bemerkt F. W. Beneke[281]), „so kann dies allerdings immer zum Theil durch die Einwirkung des gesteigerten Stoffwechsels auf die Körperbestandtheile bedingt sein; nur gesundes Blut gibt den Nerven das, was wir Kraft nennen, nur ein geregelter Stoffwechsel erhält das Blut gesund; aber wie der gebrauchte Muskel in seiner Ernährung einen Zuwachs erfährt, so wird auch der thätige Nerv durch Thätigkeit in uns noch unbekannter Weise an Energie, an Ausdauer, an Widerstandsfähigkeit gewinnen, und wenn das Bad durch seinen Shock*), seinen Wellenschlag, seine Unruhe alltäglich das gesammte Nervensystem mehr oder weniger in Thätigkeit versetzt, so mag darin auch ein nicht geringer Hebel zur allgemeinen Kraftsteigerung und Erhöhung der Widerstandsfähigkeit liegen. Auf der Einwirkung des Bades auf das Nervensystem und insbesondere die Centraltheile desselben (Rückenmark) beruht auch sonder Zweifel sein bedeutender Einfluss auf die Unterleibsfunctionen; der Erregung des Rückenmarks und des Sympathicus sind die vermehrten Darmentleerungen, die gesteigerte Gallenexcretion, das frühere Erscheinen oder der Wiedereintritt cessirender Menses zuzuschreiben"...

Aus dieser Schilderung geht zur Genüge hervor, ein wie bedeutendes diätetisches Mittel das Bad überhaupt, das Seebad insbesondere ist, und wie sehr der regelmässige Gebrauch der erfrischenden Bäder die gesundheitsgemässe Entwickelung des Weibes begünstigt. Für sich allein kommt dem Bade noch keine so wohlthuende Wirkung zu, sondern erst in Verbindung mit anderen Agentien der Gesundheitspflege.

*) Stoss

Man soll Frauen zu dem Gebrauche von kalten Bädern und Waschungen von Jugend auf anhalten, sowohl wegen der Nützlichkeit der Abhärtung, als auch wegen der besseren Beförderung des Stoffumsatzes und der Ausscheidung der verbrauchten Materien. Liebermeister[282]) hat nachgewiesen, dass unmittelbar nach dem kalten Bade weit mehr Kohlensäure von dem Organismus ausgeschieden werde, als im gewöhnlichen Zustande dies der Fall ist.

§. 453.

Gymnastik und alles damit Verwandte, wie Reiten, Tanzen, Fahren, Singen, Declamiren, Schwimmen, empfiehlt sich den Frauen dringend, und zwar schon von Kindheit an. Man kann sagen, dass eine gute gymnastische Gesammterziehung, wo Turnen, Tanzen, Reiten, Singen, Spiele u. s. w. gleichmässig betrieben werden, dem weiblichen Geschlechte mindestens eben so wohl thue, als dem männlichen, und die Frauen vor zahlreichen Erkrankungen, die sonst häufig während des Lebens zu kommen pflegen, schütze. Freilich muss eine solche gymnastische Erziehung mit guter Ernährung und wahrer moralischer Erziehung einhergehen, die Zöglinge müssen angemessen sich bekleiden und gesundheitlich wohnen; sonst hat alle Gesammtgymnastik wenig Werth.

Wer viel gymnastisch sich bewegt, hat viel Appetit; kann er das Nahrungsbedürfniss nicht genügend befriedigen, so zehren die Exercitien an seinem Leibe. Je besser die Ernährung und sonstige Pflege, desto dringender macht tägliche Leibesübung sich erforderlich, für Frauen so gut wie für Männer.

§. 454.

In Betreff des Schlafes und des Beischlafes, müssen die Frauen stets dahin bemüht sein, die Stimme der Natur zu beachten, und wohl sich hüten, über das natürliche Bedürfniss hinaus zu gehen; denn des Guten Allzuviel in diesen Stücken ist des Bösen Allzuviel für die eigene Organisation und das Wohl der Nachkommen. Für schwangere Frauen ist im Allgemeinen etwas mehr Schlaf nöthig und viel weniger Beischlaf zulässig,

als für andere Frauen, und überhaupt in Uebung der ehelichen Pflichten ganz besonders Vorsicht geboten. Für Frauen, welche die Fortpflanzungsthätigkeit absolvirt haben, wird das Bedürfniss des Schlafes grösser und hört jenes des Beischlafes gänzlich auf.

Soweit dies thunlich ist, sollen Frauen ihre Kinder selbst säugen, theils um selbst gesund zu bleiben, theils um das Wohl der Sprösslinge zu befestigen. Die unermesslichen Vortheile des Selbstsäugens werden seit Alters her in allen Schriften der erleuchteten Sachkundigen gepriesen.

§. 455.

Zwei gleich zahlreiche Gruppen ganz gesunder, von durchaus normalen Eltern abstammender Frauen annehmend, zwei Gruppen aus dem nämlichen Gesellschaftskreise, ohne Nahrungssorgen dahin lebend, mit guten, gemüthlichen Männern verheirathet, aber von ganz verschiedener Geistesthätigkeit: werden wir bei derjenigen Gruppe, deren Mitglieder vorwiegend geistig leben, weit weniger Nachkommen zählen, als bei derjenigen, deren Mitglieder vorwiegend thierisch leben.

Diesen Ausspruch gründe ich nicht auf Zählung, sondern auf ungefähre Beobachtung, und glaube aus der Thatsache selbst den Rath für Frauen, welche normal sich fortpflanzen wollen, leiten zu dürfen, nicht allzu intensiv geistig und auch nicht allzu intensiv thierisch zu leben.

Das geistige Leben knüpft sich an das grosse, das thierische Leben (in dem hier mit dem Worte verbundenen Sinne) an das kleine Gehirn. Waltet die eine oder die andere Gehirnabtheilung vor, so lebt das Individuum vorwiegend geistig oder thierisch. Weil nun in der Jugend die Organe noch weich und formbar sind, vermag durch den Einfluss guter Erziehung das Ueberwuchern des kleinen Gehirnes ebenso verhütet zu werden, als das Ueberwuchern des grossen Gehirns. Natürlich muss die Erziehung durch gute Pflege und vielleicht auch durch geeignetes Klima unterstützt werden, wenn die gewünschten Resultate zum Vorscheine kommen sollen.

§. 456.

„Es verdient“, sagt J. E. Wappäus[283]), „vielleicht noch bemerkt zu werden, dass während bei der Bevölkerung im Ganzen die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts eine geringere ist, als die des männlichen, in den wohlhabenderen, höheren Klassen, für sich genommen, das weibliche Geschlecht eine ungünstigere Mortalität zu zeigen scheint, als das männliche“. „Sollte die wenig natürliche Lebensweise unserer höheren Gesellschaftsklassen vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte nachtheilig sein“? —

Der aufmerksame Beobachter des privaten Lebens in den höheren Schichten der Gesellschaft, und insbesondere der hygieinischen Verhältnisse der Frauen, wird keinen Augenblick zögern, die Erklärung abzugeben, dass die ganze Lebensweise dieser scheinbar Bevorzugten keine gesundheitsgemässe sei. Wenn auch Hautpflege, Bekleidung, Leibesbewegung den zu wünschenden Anforderungen entsprechen, so kann fast das Gegentheil von Nahrung, Schlaf, Zeugung, Geistes- und Gemüthsthätigkeit, Verhalten während Schwangerschaft uns Säugeperiode gesagt werden. Die Frauen der höheren Schichten werden durch Repräsentationen allzu sehr in Anspruch genommen und durch Genüsse aller Art allzu sehr aufgeregt; sie können weit weniger, als die Frauen des Mittelstandes und Volkes, der Gesellschaft sich entziehen, ja oft genug ihre körperlichen Verhältnisse und Bedürfnisse wegen lauter Gesellschaft und Comödie nur ungenügend wahrnehmen. Daher kommt es, dass diese in Wahrheit wenig beneidenswerthen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes eine minder günstige Mortalität bekunden, als die Frauen in anderen Schichten.

§. 457.

Wir empfehlen allen Frauen, strenge nach den Grundsätzen der Hygieine zu leben und ihre Kinder strenge nach diesen Normen zu erziehen; aber wir richten diese Empfehlung zunächst an die Frauen der höheren Volksklassen, und laden dieselben ein, nicht nur für ihr rein leibliches Wohl bedacht zu sein,

sondern auch in demselben Maasse einer wahren Diätetik der Seele Raum zu geben.

Dietrich Wilhelm Heinrich Busch[284]) bemerkt unter Anderem: „Wo der Verstand und die Willenskraft zu stark ausgebildet oder die Leidenschaften zu heftig sind und das Weib seiner Phantasie freien Spielraum lässt, da wird der Körper bald die Richtung des Geistes erkennen lassen: es treten männliche Formen auf, oder die Sensibilität erreicht einen zu hohen Grad und wird krankhaft. Daher ist es denn für die Diätetik des Weibes von so hoher Wichtigkeit, den Geist richtig zu leiten, und frühe schon Alles zu vermeiden, was seine normale weibliche Entwickelung stören könnte. Jeder Arzt wird es erfahren haben, wie hartnäckig oft die Krankheiten des Weibes jedem therapeutischen Einschreiten widerstehen, weil stete geistige Einwirkung sie erhält und steigert".

In den höheren Schichten der Gesellschaft sind die Leidenschaften der Frauen heftig und ist der Phantasie ein grosser Spielraum gegeben; dazu die stärkere Ausbildung des Verstandes und der Willenskraft, wodurch die Entäusserung der Leidenschaften gehemmt und die verderbliche Nervenwirkung derselben gesteigert wird. Daher kommt es, dass man bei den höher gestellten Frauen so bedeutende Grade von Nervosität findet und Anschauungen begegnet, die man nicht selten als wahre Antipoden alles Naturgemässen anzusehen berechtigt ist.

§. 458.

Bei sonst einiger Maassen normalem Leben wird ein Weib, dessen Verstandes- und Gemüthsbildung im Gleichgewichte stehen, dessen Wille naturgemäss entwickelt, dessen Phantasie frisch und dessen Leidenschaften gedämpft, durch Vernunft und Liebe beeinflusst sind, in jeder Beziehung das Bild der Gesundheit bekunden und auch in der Luft eines Hofes von Nervosität, Gelbsucht u. dgl. frei bleiben, moralischen Uebeln keine schwache Seite darbieten. Die tugendhaften Frauen inmitten der Höfe, Kaufmannskreise, Fabrikantenrotten und Geldwechslercirkel gehören zu der Kategorie der psychisch-moralisch gesunden Weiber, und ihnen ist es zu danken, dass die Entartung der Leiber und

Sitten nur innerhalb gewisser Grenzen sich offenbart, und daran gehindert wird, allgemein zu werden.

So wie die Frauen der höheren Stände sich aufrichtig zur Hygieine bekehren und nach deren Grundsätzen ihr ganzes physisches und moralisches Dasein einrichten, nimmt das gesellschaftliche Leben eine ganz andere Physiognomie an und entäussert sich der Schlacken, die ziemlich massenhaft in seinem Innern sich anhäuften. Stets wird das Beispiel der höheren Schichten von den niederen nachgeahmt, und insbesondere sind es die Frauen, die in diesem Stücke als besonders thätig sich erweisen. Daher wünsche ich, es mögen nicht nur alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um auf unmittelbarem Wege die Frauen der unteren Klassen zu versittlichen und zu vergesunden, sondern es mögen auch die Vertreterinnen des schönen Geschlechtes in den höheren Klassen als wahre Muster von Gesundheit, Sittlichkeit und Weiblichkeit hervorleuchten.

Schluss.

§. 459.

Wenn wir die Frauen bei den verschiedenen Völkern betrachten, finden wir, dass das Grundwesen der weiblichen Natur überall dasselbe bleibt, dass aber das moralische Verhältniss der Frauen und die Beziehungen der beiden Geschlechter unter einander überall abweichen.

Im Allgemeinen ist das äussere Schicksal des Weibes von dem Grade und der Art der Gesittung des Volkes abhängig, und die moralische Gediegenheit des einzelnen Weibes das Ergebniss gesunder moralischer Verhältnisse der ganzen Gesellschaft.

Der Mann wirkt bestimmend auf das Schicksal der Frau; aber das Weib wirkt auch bestimmend auf das Schicksal des Mannes. Nirgends ist ein Geschlecht allein gesund und sittlich, oder ungesund und unsittlich; sondern beide Geschlechter sind es auf einmal. Jede Religion, jede Erziehung, jede Politik, welche darauf hinausläuft, die Menschen zu veredeln, zu beglücken, muss ihre Thätigkeit beiden Geschlechtern gegenüber gleichmässig entfalten und jedem derselben in der ihm eigenthümlichen Weise beikommen.

§. 460.

Nicht die Emancipation ist das Mittel, das naturgemässe Gleichgewicht der beiden Geschlechter herzustellen, sondern gute Erziehung und Gesundheitspflege, Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüthes weisen Frauen ebenso gut wie Männern den richtigen Weg zu Wohlsein und zum Heile an.

Darum mögen die Gegenwärtigen nicht für das Hirngespinnst einer Frauenemancipation sich begeistern, sondern wesentliche und geniale Bildung, Erziehung und Gesundheitspflege bei beiden Geschlechtern erwirken, und jener Moral das Leben zu geben suchen, deren Endziel das allgemeine Beste ist.

Ich habe gesprochen.

Belege.

1. Lecky, W. E. H., Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der zweiten verbesserten Auflage mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg. 1870. in 8. Tom. II. pag. 225. sq..
2. Necker de Saussure, Mme, L'éducation progressive, ou étude du cours de la vie. Bruxelles. 1836—38. in 12. Tom. III. pag. 48. sq.
3. Ségur, J. A. de, Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social chez différents peuples anciens et modernes. Paris. 1803. in 12. Tom. I. pag. 3.; 12. sq.
4. Denis, J., Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Paris & Strassbourg. 1856. in 8. Tom. II. pag. 97. sq.
5. Süssmilch, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Vierte verbesserte Ausgabe, ... von Christian Jacob Baumann. Berlin. 1775—87. in 8. Tom. II. pag. 253. sq.
6. Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Vorlesungen. Leipzig. 1859—61. in 8. Tom. II. pag. 157. sq.; 180.
7. Bickes, Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer Europäischer Staaten. Stuttgart und Tübingen. 1833. in 8. pag. 19., 26. sq.
8. Legoyt, A., Résultats de dénombrements de la population dans divers états. — Journal de la société de statistique de Paris. Deuxième année. Paris & Strassbourg. 1861. in 8. pag. 209. sq.
9. Tellkampf, A., Die Verhältnisse der Bevölkerung und der Lebensdauer im Königreich Hannover. Ein Beitrag zur Statistik Deutschlands. Hannover. 1846. in 4. pag. 26. sq.
10. Foissac, P., La longévité humaine, ou l'art de conserver la santé et de prolonger la vie. Paris. 1873. in 8. pag. 130. sq.
11. Körösi, J., Die königliche Freistadt Pest im Jahre 1870. Resultate der Volkszählung und Volksbeschreibung. Pest. 1871. in 8. pag. 24. sq.

12. Casper, J. L., Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1825—35. in 8. Tom. II. pag. 69.; 81. sq.

13. Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Tom. II. pag. 104.

14. Quetelet, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8. Tom. I. pag. 312. sq.

15. d'Espine, M., Notice statistique sur les lois de mortalité et de survivance aux divers ages de la vie humaine, sur la vie moyenne et la vie probable d'après les 10203 décés qui ont eu lieu dans le canton de Genève pendant les huit années 1838 à 1845. Genève. 1847. in 4. pag. 17. sq.

16. Stark, J., De l'influence du mariage sur la mortalité des deux sexes en Écosse. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Deuxième série. Tom. XXIX. [Paris. 1868. in 8.] pag. 43. sq.

17. Quetelet, A., Physique sociale. Tom. I. pag. 256. sq.

18. Drobisch, M. W., Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Eine Untersuchung. Leipzig. 1867. in 8 pag. 26. sq.

19. Legoyt, A., Les mariages en France de 1800 à 1860. — Journal de la société statistique de Paris. Quatrième année. Paris & Strasbourg. 1863. in 8. pag. 253.

20. Oesterlen, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8. pag. 193

21. Guillard, A., Éléments de statistique humaine ou démographie comparée. Paris. 1855. in 8. pag. 267.

22. Gioja, M., Filosofia della statistica. Mendrisio. 1839. in 4. pag. 173. sq.

23. Monfalcon, J. B., Histoire médicale des marais, et traité des fièvres intermittentes, causées par les émanations des eaux stagnantes. Seconde édition ... Paris. 1826. in 8. pag. 121. sq.; 133. sq.; 140.

24. Holland, H., Essays wissenschaftlichen und literarischen Inhalts. Aus dem Englischen von Bernhard Althaus. Hamburg. 1864. in 8. Tom. I. pag. 53. sq.

25. Thoms, W. J., Human Longevity, its facts and its fictions, including an inquiry into some of the more remarkable instances, and suggestions for testing reputed cases illustrated by examples. London. 1873. in 8. pag. 63. sq.

26. Quetelet, A., Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme. Bruxelles. 1870. in 8. pag. 239. sq.

27. Quatrefages, A. de, Rapport sur les progrès de l'anthropologie. Paris. 1867. in 8. pag. 279. sq.

28. Lawrence, W., Lectures on Physiology, Zoology, and the Natural History of Man, delivered at the Royal College of Surgeons. London. 1822. in 8. 400. sq.

29. Virey, (J. J.,) Stature. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8. Tom. LII. pag. 496.; 501.

30. Liharžik, F., Das Gesetz des Wachsthumes und der Bau des Menschen, die Proportionslehre aller menschlichen Körpertheile für jedes Alter und für beide Geschlechter. Wien. 1862. in fol. pag. 19.

31. Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald herausgegeben von Carl Adler. München. 1863—64. in 8. Tom. III. pag. 486. sq.

32. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite.. Auflage. Leipzig. 1858. in 8. pag 103.; 105.; 204.

33. Quetelet, A., Anthropométrie ou mesure des differentes facultés de l'homme. Bruxelles. 1870. in 8. pag. 215.

34. Huschke, E., Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Thiere nach Alter, Geschlecht und Rasse. Dargestellt nach neuen Methoden und Untersuchungen. Jena. 1854. in folio pag. 11. sq.; 18. sq.; 47.

35. Davis, J. B., Contributions towards determining the Weight of the Brain in different Races of Man. [Philosophical Transactions]. London. 1868. in 4. pag. 510.

36. Meynert, Th., Das Gesammtgewicht und die Theilgewichte des Gehirnes in ihren Beziehungen zum Geschlechte, dem Lebensalter und dem Irrsinn, untersucht nach einer neuen Wägungsmethode an den Gehirnen der in der Wiener Irrenanstalt im Jahre 1866 Verstorbenen. — Vierteljahrsschrift für Psychiatrie in ihren Beziehungen zur Morphologie und Pathologie des Central-Nervensystems, der physiologischen Psychologie, Statistik und gerichtlichen Medicin. Herausgegeben von Max Leidesdorf und Theodor Meynert. Neuwied & Leipzig. 1867—69. in 8. Jahrgang I. pag. 125. sq.; 155. sq.

37. Broca, P., Sur le volume et la forme du cerveau suivant les individus et suivant les races. — Mémoires d'anthropologie. Tom. I. [Paris. 1871. in 8.] pag. 166. sq.

38. Harless, Ch. F., Die Verdienste der Frauen um Naturwissenschaft, Gesundheits- und Heilkunde, so wie auch um Länder-, Völker- und Menschenkunde, von den ältesten Zeiten bis auf die neueste. Ein Beitrag zur Geschichte geistiger Cultur, und der Natur- und Heilkunde insbesondere. Göttingen. 1830. in 8. pag. 70. sq. der Anmerkungen und Erklärungen.

39. Laycock, Th., Mind and Brain: or, the correlations of consciousness and organisation; with their applications to philosophy, zoology, physiology, mental pathology, and the practice of medicine. Edinburgh. 1860. in 8. Tom. II. pag. 316 sq.

40. Quetelet, A., Anthropométrie ou mésure des différentes facultés de l'homme. Bruxelles. 1870. in 8. pag. 221.
41. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite . . Auflage. Leipzig. 1858. in 8. pag. 266. sq.
42. Ritter, Verhältniss der Brustperipherie zur Körperlänge bei Neugeborenen. — Canstatt's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1865. Tom. II. [Würzburg. 1866. in 4.] pag. 98.
43. Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig. 1826—40. in 8. Tom. I. pag. 222. sq.
44. Polemonis, Physiognomonicon graece et latine. Cap. 19 — Scriptores physiognomoniae veteres ex recensione Camilli Perusci et Frid. Sylburgii; graece et latine recensuit, animadversiones Sylburgii et Dan. Guil. Trilleri in Melampodem emendationes addidit, suasque adspersit notas Johannes Georgius Fridericus Franzius. Altenburgi. 1780. in 8. pag. 269. sq.
45. Moreau (de la Sarthe) J. L., Histoire naturelle de la femme, suivie d'un traité d'hygiène appliquée à son régime physique et moral aux différentes époques de la vie. Paris. 1803. in 8. Tom. I. pag. 302.
46. Murat & Patissier, Mamelle. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8. Tom XXX. pag. 379. sq.
47. Liharžik, F., Das Gesetz des Wachsthumes und der Bau des Menschen die Proportionslehre aller menschlichen Körpertheile für jedes Alter und für beide Geschlechter. Wien. 1862. in folio. pag. 18. sq.; 11.
48. Litzmann, C. C. Th., Die Formen des Beckens, insbesondere des engen weiblichen Beckens, nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen, nebst einem Anhange über Osteomalacie. Berlin. 1861. in 4.
Canstatt's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1861. Würzburg. 1862. in 4. Tom. IV. pag. 428. sq.
49. Vrolik, G., Considérations sur la diversité des bassins de différentes races humaines. Traduit d'après le manuscrit hollandais. Amsterdam. 1826. in 8.
Magazin der ausländischen Literatur der gesammten Heilkunde, und Arbeiten des Aerztlichen Vereins zu Hamburg. Herausgegeben von G. H. Gerson und Nicol. Heinr. Julius. Tom. XIII. [Hamburg. 1827. in 8.] pag. 228. sq.
50. Quetelet, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8. Tom. II. pag. 115.
51. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite . . Auflage. Leipzig. 1858. in 8. pag. 293.

52. **Montagne, M. v.**, Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1753—54. in 8. Tom. II. pag. 37.
53. **Henze, A.**, Die Chirogrammatomantie oder Lehre, den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen aus der Handschrift zu erkennen und zu beurtheilen. Leipzig. 1862. in 8. pag. 141. sq.
54. **Quetelet, A.**, Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme. Bruxelles. 1870. in 8. pag. 232. sq.; 238.
55. **Monfalcon**, Pied. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8. Tom · XLII. pag. 355. sq.
56. **Hartsen, F. A.**, Principes de psychologie avec une étude sur l'instinct et sur la nature du génie. Paris. 1873. in 18. pag. 88.
57. (**Hutcheson**), Recherches sur l'origine des idées que nous avons de la beauté et de la vertu. Traduit sur la quatrième edition angloise. Amsterdam. 1750. in 8. Tom. I. pag. 72.
58. **Quetelet, A**, Physique sociale. Bruxelles & Paris. 1869. in 8. Tom. II. pag. 123. sq.
59. **Wagner, A.**, Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkührlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik. Hamburg. 1864. in 8. pag. 281.
60. **Casper, J. L.**, Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1825—35. in 8. Tom. I. pag. 49. sq.
61. **Balbi**, La monarchie française comparée aux principaux états du globe. — **Quetelet, A.**, Physique sociale. Tom. II. pag. 233.
62. **Legoyt, A.**, Du mouvement de l'aliénation mentale en Europe et dans l'Amérique du Nord. — Journal de la société de statistique de Paris. Quatrième année. Paris & Strasbourg. 1863. in 8. pag. 79. sq.
63. **Legoyt, A.**, De la folie en France. — Journal de la société de statistique de Paris Deuxième année. Paris & Strasbourg. 1861. in 8. pag. 105. sq.
64. **Brigham, A.**, Remarques sur l'influence de la culture de l'esprit et de l'excitation mentale sur la santé. Avec des notes par Robert Macnish. Traduit de l'anglais par Mme. de Rohaut. Bruxelles. 1838. in 12. pag. 123. sq.
65. **Brierre de Boismont, A.**, Du suicide et de la folie suicide, considérés dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris. 1856. in 8. pag. 75. sq.
66. **Oettingen, A. v.**, Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Tom. I. [Erlangen. 1868. in 8.] pag. 934.
67. **Mügge, Th.**, Nordisches Bilderbuch. Reisebilder. Breslau. 1862. in 8. pag. 381. sq.
68. **David**, Note sur le suicide en Danemark. — Journal de la société de

statistique de Paris. Première année. Paris & Strasbourg. 1860. in 8. pag. 212.

69. Faucher, L., Études sur l'Angleterre. Paris. 1856. in 12. Tom I. pag. 212.

70. Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Tom I. pag. 871.

71. Nichols, T. L., Human Physiology the basis of sanitary and social science. London. 1872. in 8. pag. 45.

72. Quetelet, A., Physique sociale. Bruxelles & Paris. 1869. in 8. Tom. II. pag. 226.

73. Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8. Tom. III. pag. 162.

74. Buret, E., De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France. Paris et Leipzig. 1841. in 8. Tom. I. pag. 427. sq.

75. Kay, J., The Social Condition and Education of the People in England and Europe; shewing the results of the primary schools, and of the division of landed property, in foreign countries. London. 1850. in 8. Tom. I. pag. 603. sq.; 609.

76. Foville fils, A., Moyens pratiques de combattre l'ivrognerie, proposés ou appliqués en France, en Angleterre et en Amérique. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Deuxième série. Tom. XXXVII. [Paris. 1872. in 8.] pag. 34.

77. Almanach de Gotha. Annuaire diplomatique et statistique pour l'année 1869. Gotha in 12. pag. 406.; 467.; 479.; 489.; 550.; 585.; 635.; 686.; 717.; 865.; 1015.

78. Beard, G. M., Stimulants and Narcotics; medically, philosophically, and morally considered. New York. 1871. in 8. pag. 116.

79. Baird, R., Geschichte der Mässigkeits-Gesellschaft in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Berlin. 1837. in 8. pag. 19. sq.

80. Lippich, F. W., Grundzüge zur Dipsobiostatik, oder politisch-arithmethische, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darstellung der Nachtheile, welche durch den Missbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben. Laibach. 1834. in 8. pag. 3.; 59. sq.; 75.

81. Logan, W., The Great Social Evil: its causes, extent, results, and remedies. London. 1871. in 8. pag. 72. sq.

82. Acton, W., Prostitution, considered in its moral, social, and sanitary aspects, in London and other large cities. With proposals for the mitigation and prevention of its attendant evils. London. 1857. in 8. pag. 19.

83. Jeannel, J., De la prostitution publique et parallèle complet de la prostitution romaine et de la prostitution contemporaine . . . Deuxième édition. Paris. 1863. in 8. pag. 111.

84. Parent-Duchatelet, A. J. B., De la prostitution dans la ville de Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration; ouvrage appuyé de documents statistques puisés dans les archives de la préfecture de Paris. Précédé d'une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur par Fr. Leuret. Bruxelles. 1838. in 4. pag. 12.
85. Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. Tom. I. [Erlangen. 1868. in 8.] pag. 470. sq.
86. Hügel, F. S., Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Social-medicinische Studien in ihrer praktischen Behandlung und Anwendung auf Wien und andere Grossstädte. Nach amtlichen Quellen. Wien. 1865. in 8. pag. 209. sq.
87. Carlier, F., Étude statistique sur la prostitution clandestine a Paris de 1855 à 1870. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. Deuxième série Tom. XXXVI. [Paris. 1871. in 8.] pag. 295. sq.
88. Faucher, L., Études sur l'Angleterre. Paris. 1856. in 12. Tom. I. pag. 277.
89. Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch . . . von Carl Adler. München. 1863—64. in 8. Tom. III. pag. 502. sq.
90. Jeannel, J., De la prostitution publique et parallèle complet de la prostitution romaine et de la prostitution contemporaine. Deuxième édition. Paris. 1863. in 8. pag. 195.
91. Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Tom. I. pag. 758. sq.
92. Julius, N. H., Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Leipzig. 1839. in 8. Tom. II. pag. 105. sq.
93. Quételet, A., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausgegeben von Carl Adler Hamburg. 1856. in 8. pag. 208.
94. Faucher, L., Études sur l'Angleterre. Tom. II. pag. 234. sq.; 240.
95. Fletcher, J., Summary of the Moral Statistics of England and Wales. (London. 1850.) in 8. pag. 27.
96. Quetelet, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8. Tom. II. pag. 288. sq.; 302. sq.; 313.
97. Oesterlen, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8. pag. 854. sq.
98. Corradi, A., Delle morti repentine avvenute in Bologna nel trentacinquennio 1820—1854. Studio di statistica e meteorologia medica. Bologna. 1863. in 4. pag. 15. sq.

99. Busch, D. W. H., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Leipzig. 1839—44. in 8. Tom I. pag. 485. sq.

Klose, C. L., Ueber den Einfluss des Geschlechts-Unterschiedes auf Ausbildung und Heilung von Krankheiten. Stendal. 1829. in 8.

100. Dupin, Ch., Forces productives et commerciales de la France. Paris. 1827. in 4. Tom. I. pag. 87. sq.

101. Strauszens, J. J., Sehr schwere, widerwertige, und Denckwürdige Reysen, Durch Italien, Griechenland, Lifland, Moscau, Tartarey, Meden, Persien, Türckey, Ost-Indien, Japan, und unterschiedliche andere Länder. Aus dem Holländischen übergesetzet von A. M. Amsterdam. 1678. in folio. pag. 152.

102. Home, H., Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Englischen übersetzt. Letzte verbesserte Auflage. Wien. 1790. in 8. Tom. I. pag. 237. sq.

103. Cardani, H., Metoposcopia, libris tredecim, et octingentis faciei humanae eiconibus complexa: cui accessit Melampodis de naevis corporis tractatus, graece & latine nunc primum editus: interprete Claudio Martino Laurenderio. Lutetiae Parisiorum. 1658. in fol. pag. IV. sq.; 3. sq.; etc.

104. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menchenkenntniss. Zweite Auflage. Leipzig. 1858. in 8. pag. 168. sq.; 172. sq.

105. Piderit, Th., Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. Detmold. 1867. in 8. pag. 167. sq.

106. Darwin, Ch., Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart. 1872. in 8. pag. 227. sq.

107. Fuchsii, S., Metoposcopia & Ophthalmoscopia. Argentinae. 1615. in 8. pag. 20. sq.; 28. sq.; 38. sq.

108. Aristotelis, Physiognomicon liber, incerto interprete. Caput VI. Aristotelis Stagiritae Opera omnia, graece et latine. Aureliae Allobrogum. 1606—7. in 8 Tom. II. pag. 1120.

109. Porta, J. B., De humana physiognomonia libri IIII. Hanoviae. 1593. in 8. pag. 104. sq.

110. Polemonis, Physiognomonicon graece et latine. Liber I. Caput 5. — Scriptores physiognomoniae veteres, ex recensione Camilli Perusci et Frid. Sylburgii, graece et latine, recensuit animadversiones Sylburgii et Dan. Guil. Trilleri in Melampodem emendationes addidit suasque adspersit notas J. G. F. Franzius. Altenburgi 1780. in 8. pag. 189. sq.

111. Holland, G. C., The Constitution of the Animal Creation as expressed in Structural Appendages. London. 1857. in 8. pag. 169.

112. Parent-Duchatelet, A. J. B., De la prostitution dans la ville de

Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration; . . . Bruxelles. 1838 in 8. pag. 62.

113. Piderit, Th., Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik, Detmold. 1867. in 8. pag. 179. sq.

114. Franz, J. Ch. A., The Eye; A treatise on the art of preserving this organ in a healthy condition, and of improving the sight; to which is prefixed, a view of the anatomy and physiology of the eye; with observations on its expression as indicative of the charakter and emotions of the mind. London. 1839. in 8. pag. 82. sq.; 102. sq.

115. Fuchsii, S., Metoposcopia & Ophthalmoscopia. Argentinae. 1615. in 8. pag. 112. sq.

116. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite Auflage. Leipzig. 1858. in 8. pag. 224. sq.

117. Cloquet, H., Osphresiologie oder Lehre von den Gerüchen, von dem Geruchssinne und den Geruchsorganen und von deren Krankheiten. Aus dem Französischen übersetzt. Weimar. 1824. in 8. pag. 123. sq.; 127. sq.

118. Michaëlis Scoti, De secretis naturae opusculum. Caput 44.
Alberti Magni, De secretis mulierum libellus, scholiis auctus, & a mendis repurgatus . . . Adjecimus & ob materiae similitudinem Michaëlis Scoti philosophi, de secretis naturae opusculum. Lugduni. 1580. in 8. pag. 348. sq.

119. Virey (J. J.), Physiognomonie. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8. Tom XLII. pag. 220.

120. Polemonis, Physiognomicon. Liber I. Caput 13. — Scriptores physiognomoniae veteres, . . . Altenburgi. 1780 in 8. pag. 156. u. sq.

121. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite Auflage. pag. 240.

122. Darwin, Ch., Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart. 1872. in 8. pag. 316. u. sq.; 333. u. sq.; 352. u. sq.

123. Elsholtii, J. S., Anthropometria, sive de mutua membrorum corporis humani proportione, & naevorum harmonia libellus. Editio . . altera . . Francofurti ad Oderam 1663. in 8. pag 205. sq.

124. Portae, J. B., De humana physiognomonia libri IIII. Hanoviae. 1593. in 8. pag. 138. sq.

125. Carus, C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. Zweite Auflage. pag. 245.

126. Fonssagrives, J. B., Hygiène alimentaire des malades, des convalescents et des valétudinaires, ou du régime envisagé comme moyen thérapeutique. Deuxième édition . . . Paris. 1867. in 8. pag. 393. sq.

127. Cerise, (L. A. Ph.,) Du role des émotions dans la vie de la femme. — Cerise, Mélanges médico-psychologiques, précédés d'une notice sur sa vie par (P.) Foissac. Paris. 1872. in 8. pag. 159. sq.

128. Lehmann, C. G., Lehrbuch der physiologischen Chemie. Zweite Auflage. Leipzig. 1853. in 8. Tom. III. pag. 365.

129. Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig. 1826—40. in 8. Tom. I. pag. 221. sq.

130. Marvaud, A., Effets physiologiques et thérapeutiques des aliments d'épargne ou antidéperditeurs: alcool, café, thé, coca, maté, etc. Paris. 1871. in 8. pag. 172. sq.; 221. sq.

131. Böcker, F. W., Beiträge zur Heilkunde, insbesondere zur Krankheits-, Genussmittel- und Arzneiwirkungs-Lehre, nach eigenen Untersuchungen. Crefeld. 1849. in 8. Tom. I. pag. 225. sq.

132. Böcker, F. W., Ueber eine Ursache des Branntweingenusses, als Anmerkung zu Liebig's Thierchemie, Seite 216 und 217, nebst Mitteln zur Hebung derselben, und gerichtlich-medicinische Beurtheilung der in der Trunkenheit verübten gesetzwidrigen Handlungen. Braunschweig. 1845. in 8. pag. 66. sq.; 57.

133. Wilkinson, W. M., & Wilkinson, J. J. G., On the possibility of long-continued abstinence from food. Third edition, with cases furnished by Brown-Sequard. London. 1870. in 8. pag. 3. sq.

134. Dalton, J., A series of experiments on the quantity of food, taken by a person in health, compared with the quantity of the different secretions during the same period; with chemical remarks on the several articles. Manchester. 1830. in 8. pag. 5. sq.

135. Tiedemann, F., Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genussmittel. Frankfurt a. M. 1854. in 8. pag. 285. sq.

136. Gaffard, A., Du tabac, son histoire et ses propriétés; nocuité de son usage à la santé, à la morale et aux grands intérêts sociaux. 2e édition. Paris & Limoges. 1872. in 18. pag. 138. sq.

137. Virey, J. J., Histoire naturelle du genre humain, nouvelle édition, . . . Bruxelles. 1834. in 18. Tom. IV. pag. 340. sq.

138. Hauff, H., Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costüms. Stuttgart und Tübingen. 1840. in 8. pag. 133. sq.

139. Pettenkofer, M. v., Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Braunschweig. 1872. in 8. pag. 35.

140. Cère, P., Les populations dangereuses et les misères sociales. Paris. 1872. in 18. pag. 338. sq.

141. Mantegazza, P., Dell' azione delle essenze e dei fiori sulla produzione dell' ozono atmosferico e della loro utilità igienica, ricerche sperimentali. Milano. 1870. in 8. pag. 7. sq.

142. Laspeyres, E., Der Einfluss der Wohnung auf die Sittlichkeit. Eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt, Paris. Berlin. 1869. in 8. pag. 47. sq ; 74. sq.

143. Legoyt, A., L'émigration européenne, son importance, ses causes, ses effets, avec un appendice sur l'émigration africaine, hindoue et chinoise. Paris & Strasbourg. 1861. in 8. pag. 89.

144. Feder, J. G. H., Untersuchungen über den menschlichen Willen, dessen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniss zu Tugend und Glückseligkeit, und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren. Göttingen und Lemgo. 1779—93. in 8. Tom. II. pag. 554. sq.

145. Bossard, H., Practische Phrenologie, Physiognomik, Temperamenten- & Combinationslehre, oder: Naturgesetze und Regeln zur Menschenkenntniss. Dritte Auflage. Berlin. 1851. in folio. pag. 23.

146. Bird, R., Physiological Essays. Drink craving, differences in men, idiosyncrasy, and the origin of disease. London. 1870. in 8. pag. 84. sq.

147. Bernard, Cl., Leçons de pathologie expérimentale. Paris. 1872. in 8. pag. 269. sq.

148. Stahlii, G. E., Theoria medica vera, physiologiam et pathologiam tanquam doctrinae medicae partes vere contemplativas e naturae et artis veris fundamentis intaminata ratione et inconcussa experientia sistens. Editionem . . . curavit Ludovicus Choulant. Lipsiae. 1831—33. in 12. Tom. I. pag. 269. sq.

149. Carus, F. A., Psychologie. Leipzig. 1808. in 8. Tom. II. pag. 115. sq.

150. Lenhossék, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien. 1824—25. in 8. Tom. I. pag. 393. sq.

151. Schädtler, O. H. v, Allgemein verständliche Psychologie, auf die anerkanntesten und thatsächlichsten Offenbarungen der Phrenologie, Temperamentslehre und Physiognomik begründet. Hamburg. 1858. in 8. pag. 46. sq.

152. (Floegel, C. F.,) Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau. 1765. in 8. pag. 153. sq.

153. Ficker, G. A., Commentatio de temperamentis hominum quatenus ex fabrica corporis et structura pendent. Gottingae. 1791. in 4. pag. 21.

154. Ollivier, Cl., Influence des affections organiques sur la raison, ou pathologie morale. Paris & Tours. 1867. in 8. pag. 89.

155. Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele. Neunundzwanzigste Auflage. Wien. 1866. in 12. pag. 79. sq.

156. Kant, J., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst. Königsberg. 1798. in 8. pag. 260. sq.

157. Bossard, H., Practische Phrenologie, Physiognomik, Temperamenten- u. Combinationslehre, oder: Naturgesetze und Regeln zur Menschenkenntniss. Dritte Auflage. Berlin. 1851. in folio. pag. 20. sq.

158. Schädtler, O. H. v., Allgemein verständliche Psychologie, . . . Hamburg. 1858. in 8. pag. 63. sq.
159. Knigge, A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. Sechste . . Auflage. Hannover. 1799. in 8. Tom. I. pag. 139. sq.
160. Gosse, L. A., Essai sur les déformations artificielles du crane. Paris. 1855. in 8. pag. 150.
161. Jessen, P., Physiologie des menschlichen Denkens. Hannover. 1872. in 8. pag. 129. sq.; 174. sq.
162. Cabanis, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris. 1802. in 8. Tom. I. pag. 323.; 361. sq.
163. Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. Vierte . . Auflage. Berlin. 1872. in 8. pag. 370.
164. Goethe, J. W. v., Faust. Eine Tragödie. II. Theil. Letzte Scene. — Goethe's sämmtliche Werke. Stuttgart in 4. Tom. II. pag. 560.
165. (Helvetius, J. C. A.,) De l'esprit. Paris 1769. in 8. pag. 362.
166. Schoen, F. L., L'homme et son perfectionnement. Paris. 1845. in 8. pag. 328. sq.
167. Dollfus, Ch., De la nature humaine. Paris. 1868. in 8. pag. 288. sq.
168. Demangeon, J. B., Du pouvoir de l'imagination sur le physique et le moral de l'homme. Nouvelle édition. Paris. 1834. in 8. pag. 263.
169. Bonstetten, Ch. V. de., Recherches sur la nature et les lois de l'imagination. Genève. 1807. in 8. Tom. I. pag. 343.
170. Necker de Saussure, Mme., L'éducation progressive, ou étude du cours de la vie. Bruxelles. 1836—38. in 12. Tom. III. pag. 158. sq.
171. Rousseau, J. J., Émile, ou de l'éducation. Amsterdam. 1762. in 18. Tom. II. pag. 122. sq.
172. Descuret, J. B. F., La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. Troisième édition . . . Paris. 1860. in 8. Tom. I. pag. 130. sq.
173. Virey, J. J., Imagination. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8. Tom. XXIV. pag. 26.
174. Maudsley, H., Die Physiologie und Pathologie der Seele: Nach des Originals zweiter Auflage deutsch bearbeitet von Rudolf Boehm. Würzburg. 1870. in 8. pag. 163. sq.
174*. Nielsen, R., Om Betingelserne for en Kraftig Villie. Sex Forelaesninger. Kjöbenhavn. 1874. in 8. pag. 1. sq.; 12. sq.; 23. sq.; 35. sq.; 48. sq.; 65. sq.
175. Carter, R. B., On the influence of Education and Training in preventing diseases of the nervous system. London. 1855. in 8. pag. 334.
176. Heinzen, K., Ueber die Rechte und Stellung der Frauen. Zweite Auflage. Berlin. 1869. in 8. pag. 78. sq.

177. Drobisch, M. W., Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Leipzig. 1867. in 8. pag. 63. sq.

178. Fischer, J. C., Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze. Zweite . . . Auflage. Leipzig. 1871. in 8. pag. 254. sq.

179. Jessen, P., Physiologie des menschlichen Denkens. Hannover. 1872. in 8. pag. 183.

180. Spencer, H., The Principles of Psychology. Second edition. London & Edinburgh. 1870—72. in 8. Tom. I. pag. 432. sq.

181. Tylor, E. B., Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig. 1873. in 8. Tom. I. pag. 163. sq.

182. (Brosses, Ch. de.,) Traité de la formation méchanique des langues, et des principes physiques de l'étymologie. Paris. 1765. in 12. Tom. II. pag. 32. sq.

183. Renan, E., De l'origine du langage. Quatrième édition. Paris. 1864. in 8. pag. 187. sq. 190.

184. Buckle, H. Th., Essays, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von David Asher. Leipzig und Heidelberg. 1867. in 8. pag. 126.; 146. sq.

185. Janet, P., La famille. Leçons de philosophie morale. Paris. 1855. in 12. pag. 182. sq.

186. Lotze, R. H., Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig. 1852. in 8. pag. 233.

187. Domrich, O., Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena. 1849. in 8. pag. 165.

188. Maass, J. G. E., Versuch über die Leidenschaften. Theoretisch und praktisch Halle und Leipzig. 1805—7. in 8. Tom. I. pag. 266. sq.

189. Tissot, C. J., Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten und von den Mitteln, ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Breiting. Leipzig und Gera. 1799. in 8. pag. 37. sq.

190. Descuret, J. B. F., La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. Troisième édition . . . Paris. 1860. in 8. Tom I. pag. 174.

191. Zückert, J. F., Medicinisch-moralische Abhandlung von den Leidenschaften. Vierte Auflage. Berlin. 1784. in 8. pag. 12.

192. Alibert, Physiologie des passions, ou nouvelle doctrine des sentimens. moraux. Troisième édition . . . Paris. 1837. in 8. Tom. II. pag. 456. sq.

193. Nahlowsky, J. W., Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen

Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung. Leipzig. 1862. in 8. pag. 225. sq
194. Descuret, J. B. F., La médecine des passions . . . Troisième édition. Paris. 1860. in 8. Tom. II. pag. 168. sq.
195. Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. Vierte . . Auflage. Berlin. 1872. in 8. pag. 213. sq.
196. Broussais, C., Moralische Gesundheitslehre oder Anwendung der Physiologie auf Moral und Erziehung. Deutsch bearbeitet von Siegmund Frankenberg. Braunschweig. 1838. in 8. pag. 134. sq.
197. Hume, D., Ueber die menschliche Natur, aus dem Englischen nebst kritischen Versuchen zur Beurtheilung dieses Werkes von Ludwig Heinrich Jakob. Halle. 1790—92. in 8. Tom. II. pag. 209.
198. Smith, A., The Theory of Moral Sentiments. Or, an essay towards an analysis of the principles by which men naturally judge concerning the conduct and character, first of their neighbours, and afterwards of themselves. To which is addet, a dissertation on the Origin of Languages. The eleventh edition Edinburgh. 1808. in 8. Tom. I. pag. 68.
199. Ancillon, F, Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Berlin. 1828—31. in 8. Tom. II. pag. 350. sq.
200. Kant, J., Die Metaphysik der Sitten. Königsberg. 1797. in 8. Tom. II. [Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre.] pag. 144. sq.
201. Stamm, A. Th., Die Erlösung der darbenden Menschheit. Der Rettungsweg in der socialen Frage unserer Zeit. Zürich. 1871. in 8. pag. 332.
202. Marat, J. P., De l'homme ou des principes et des loix de l'influence de l'ame sur le corps, et du corps sur l'ame. Amsterdam. 1775. in 12. Tom. I. pag. 293.
203. Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. Deuxième édition . . . Paris. 1863. in 8. pag. 400. sq.
204. Ideler, K. W., Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart. Halle. 1848—50. in 8. Tom. II. pag. 267.; 273. sq.
205. Voltaire, Dictionnaire philosophique . . . Édition stéréotype. Paris. An XIII. (1805.) in 12. Tom. IV. pag. 150. sq.
205*. Manava- Dharma-Sastra. Lois de Manou, comprenant les institutions religieuses et civiles des Indiens; traduites du Sanscrit et accompagnées de notes explicatives, par A. Loiseleur Deslongschamps. Paris. 1833. in 8. pag. 71. sq. — Lib. III., §. 4. sq.
206. Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. Vierte . . Auflage. Berlin. 1872. in 8. pag. 201.

207. **Lubbock**, J., The Origine of Civilisation and the Primitive Condition of Man. Mental and social condition of savages. Second edition, . . . London. 1870. in 8. pag. 114. sq.
208. **Montesquieu**, de, De l'esprit des lois. Nouvelle édition. . . Amsterdam. 1785. in 12. Tom. II. pag. 103.
209. **Reinhard**, F. V., System der Christlichen Moral. Wittenberg. 1805—15. in 8. Tom I. (Fünfte . . Auflage.) pag. 537. sq.
210. **Hirsch**, A., Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Erlangen. 1860—64. in 8. Tom. II. pag. 373. sq.
211. **Menville de Ponsan**, Histoire phylosophique et médicale de la femme, . . . Seconde édition, . . . Paris. 1858. in 8. Tom. II. pag. 162. sq.
212. **Bergeret**, L. F. E., Des fraudes dans l'accomplissement des fonctions génératrices, dangers et inconvénients pour les individus, la famille et la société. Paris. 1868. in 12. pag. 66. sq.
213. **Duncan**, J. M., Fecundity, Fertility, Sterility, and Alliod Topics. Edinburgh. 1866. in 8. — The Medical Times and Gazette. London. in 4. 1867. Tom. II. pag. 75. sq.
214. **Darwin**, Ch., The Descent of Man, and selection in relation to sex. London. 1871. in 8. Tom I. pag. 170.
215. **Galton**, F., Hereditary Genius: an inquiry into its laws and consequences. London. 1869. in 8. pag. 137. sq.
216. **Manava**-Dharma-Sastra. Lois de **Manou**, comprenant les institutions religieuses et civiles des Indiens; traduites du sanscrit et accompagnées de notes explicatives par A. **Loiseleur Deslongschamps**. Paris. 1833. in 8. pag. 73. — Lib. III. §. 11.
217. **Foissac**, P., La longévité humaine, ou l'art de conserver la santé et de prolonger la vie. Paris. 1873. in 8. pag. 111.
218. **Bagehot**, W., Physics and Politics, or thoughts on the application of the principles of „Natural Selection" and „Inheritance" to political society. London. 1872. in 8. pag. 98.
219. **Michelet**, J., La femme. Sept. édition. Paris. 1873. in 18. pag. 103. sq.
220. **Heyfelder**, O., Die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. Zweite Auflage. Erlangen. 1858. in 8. pag. 97. sq.
221. **Coronel**, S. Sr., De Hilversumsche Industrie, (eene hygiënisch-sociale studie). [Aus „Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde" besonders abgedruckt.] 1862. in 8. pag. 31.
222. **Phillips**, B., Scrofula; its nature, its causes, its prevalence, and the principles of treatment. London. 1846. in 8. pag. 183. sq.
223. **Buret**, E., De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France. . . Paris et Leipzig. 1841. in 8. Tom. I. pag. 415. sq.
224. **Spurzheim**, G., Essai sur les principes élémentaires de l'éducation. Paris. 1822. in 8. pag. 213. sq.

225. Walter, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn. 1863. in 8. pag. 199.
226. (Holbach, P. D. de,) Système social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris 1795. in 8. Tom. II. pag. 144. sq.
227. Réveillé-Parise, J. H., Traité de la vieillesse hygiènique, médical et philosophique. Paris. 1853. in 8. pag. 62.
228. Foissac, P., La longévité humaine, ou l'art de conserver la santé et de prolonger la vie. Paris. 1873. in 8. pag. 240.
229. Lauvergne, H., Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Leipzig. 1843. in 8. Tom. I. pag. 309. sq.; 327. sq.; 332. sq.
230. Tylor, E. B., Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig. 1873. in 8. Tom. I. pag. 451. sq.
231. Neumann, K. F., Geschichte des englischen Reiches in Asien. Leipzig. 1857. in 8. pag. 172. sq.
232. Salgues, J. C., Des erreurs et des préjugés répandus dans la société. Seconde édition, . . . Paris. 1811. in 8. Tom. I. pag. 15. sq.
233. Stein, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Leipzig. 1850. in 8. Tom. II. pag. 34. sq.
234. Villeneuve-Bargemont, A. de., Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Paris. 1834. in 8. Tom. I. pag. 463. u. sq.
235. Le Hardy de Beaulieu, Ch., La propriété & sa rente dans leurs rapports avec l'économie politique et le droit public. Deuxième édition. Bruxelles. 1869. in 18. pag. 37.
236. Aeliani Sophistae, Cl., Variae historiae. Cum notis Joannis Schefferi. Argentorati. 1647. in 8. pag. 52. sq. — Liber II. Caput 38.
237. Modeste, V., Du paupérisme en France, état actuel — causes — remèdes possibles. Paris. 1858. in 8. pag. 143. sq.
238. Chasles, Ph., Études sur la littérature et les moeurs des Anglo-Américains au XIXe siècle. Paris. 1851. in 12. pag. 261.
239. Wagner, M. & Scherzer, C., Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853. Zweite Auflage. Leipzig. 1857. in 8. Tom. I. pag. 205. sq.
240. Junghans, S., Zur Frauenfrage. Ueber den Irrthum, welcher wissenschaftlich oder künstlerisch ausgebildete Frauen als an ihrer praktischen Tüchtigkeit geschmälert darstellt. — Der Pionier. Zeit-

schrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Düsseldorf. in 4. 1872. pag. 60. sq.; 74. sq.

241. De Gérando, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8. Tom. I. pag. 31.

242. Coronel, S. Sr., De gezondheidsleer toegepast op de fabrieknijverheid. Haarlem. 1861. in 8. pag. 57. sq.

243. Oesterlen, F., Zur Geschichte der industriellen Bevölkerung und einer neuen Fabrikverordnung im Kanton Zürich. — Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei. Herausgegeben von Fr. Oesterlen. Tom. I. [Tübingen. 1860. in 8.] pag. 538. sq.

244. Simon, J., L'ouvrière. Septième édition. Paris. 1871. in 8. pag. 332.

245. Cère, P., Les populations dangereuses et les misères sociales. Paris. 1872. in 18. pag. 303.

245*. The Academy. A Weekly Review of Literature, Science, and Art. 1874. [London in 4.] pag. 168.

246. Legoyt, A., Statistique des professions en Europe. — Journal de la société de statistique de Paris. Paris & Strasbourg. in 8. 1861. pag. 181. sq.]; 1862. pag. 66. sq.; 87. sq.

247. Körösi, J., Die königliche Freistadt Pest im Jahre 1870. Resultate der Volkszählung und Volksbeschreibung. Pest. 1871. in 8. pag. 105. sq.

247*. Leroy-Beaulieu, P., Le travail des femmes au XIXe siècle. Paris. 1873. in 12. pag. 50. sq.

248. Simon, J., L'ouvrière. Septième édition. Paris. 1871. in 8. pag. 338. sq.: 243. sq.

249. Van den Broeck, V., Réflexions sur l'hygiène des mineurs et des ouvriers d'usines métallurgiques, suivies de l'exposé des moyens propres a les secourir en cas d'accidents, . . . 2me édition. Mons. 1843. in 8. pag. 14. sq.

250. Simon, J., L'ouvrière. pag. 61. sq.

250*. Hirt, L., Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen vom hygieinischen Standpunkte aus. Breslau und Leipzig. 1873. in 8. pag. 7. sq.

251. Schwabe, H., Betrachtungen über die Volksseele von Berlin. Berlin. 1870. in 8. pag. 11. sq.

252. Rostocker Zeitung. 163. Jahrgang. Rostock. 1873. in folio. Nr. 191.

253. Oettingen, A. v., Die christliche Sittenlehre. Deductive Entwickelung der Gesetze christlichen Heilslebens im Organismus der Menschheit. Erlangen. 1874. in 8. pag. 655. sq.

254. Devay, F., Traité spécial d'hygiène des familles particulièrement dans ses rapports avec le mariage au physique et au moral et les maladies héréditaires. Deuxième édition, . . . Paris. 1858. in 8. pag. 156.

255. Moreau de Tours, J., La psychologie morbide dans ses rapports

avec la philosophie de l'histoire, ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris. 1859. in 8. pag. 380.

256. Giacchi, O., Sulla decadenza fisica dell' uomo nelle attuali generazioni. Argomenti speciali di pubblica e privata igiene più particolarmente raccommandati al governo ed ai capi di famiglia. Empoli. 1871. in 8. pag. 100.

256*. Lewin, P. A., Om Prostitutionen och de verksammaste medlen till de veneriska sjukdomarnes hämmande, . . . Stockholm. 1873. in 8. pag. 83. sq.

256**. Jeannel, J., De la prostitution dans les grandes villes au dix-neuvième siècle et de l'extinction des maladies vénériennes. Deuxième édition. Paris. 1874. in 18. pag. 135. sq.

257. D. Junius Juvenalis, Die Satiren des —. Lateinischer Text mit metrischer Uebersetzung und Anmerkungen von Ed. Casp. Jac. von Siebold. Leipzig. 1858. in 8. pag. 93. sq.

258. Schauenburg, (C. H.,) Gedichte. Düsseldorf. 1853. in 8. pag. 114.

259. Demogeot, J., Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Cinquième édition. Paris. 1862. in 18. pag. 136.

260. Marenholtz, Mme de, Les jardins d'enfants. Exposé . . . — Congrès international de bienfaisance de Francfort-sur-le-Mein. Session de 1857. Bruxelles & Francfort. 1858. in 8. Tom. I. pag. 296.; 307. sq.

261. Coronel, S. Sr., De bewaarschool. Haar verleden, tegenwoordige toestand en hare toekomst. Amsterdam. 1864. in 8. pag. 227. sq.

262. Mulder, G. J., Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist. (Von J. Moleschott übersetzt.) Utrecht und Düsseldorf. 1847. in 8. pag. 74. sq.

263. Heinzen, K., Ueber die Rechte und Stellung der Frauen. Zweite Auflage. Berlin. 1869. in 8. pag. 25. u. sq.

264. Kay, J., The Social Condition and Education of the People in England and Europe; shewing the results of the primary schools, and of the division of landed property, in foreign countries. London. 1850. in 8. Tom. II. pag. 539.; Tom. I. pag. 6. sq.

265. Morin, A., Instruction primaire en France et en Allemagne. — Journal de la société de statistique de Paris. Cinquième année. Paris & Strasbourg. 1864. in 8. pag. 249. sq.; 256.

266. Deseilligny, A. P., De l'influence de l'éducation sur la moralité le bien-être des classes laborieuses. Paris. 1868. in 8. pag. 131. et sq.; 152.

267. Löwenhardt, S. E., Die Identität der Moral- und Naturgesetze. Leipzig. 1863. in 8. pag. 190.

268. Hartsen, F. A. v., Die Anfänge der Lebensweisheit. Leipzig. 1874. in 8. pag. 43. sq.; 62. sq.

269. Tepe, G., Die Lüge und die praktischen Ideen. — Zeitschrift für exacte Philosophie . . . von F. H. Th. Allihn und T. Ziller. Tom. II. [Leipzig. 1862. in 8.] pag. 388. sq.

270. Home, H., Grundsätze der Critik, in drey Theilen. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig. 1763—66. in 8. Tom. II. pag. 28.

271. Gavairon, Régénération de l'homme, de la famille, de la société, des administrations gouvernementales. Paris. 1846. in 8. pag. 266. sq.; 279. sq.; 286. sq.

272. Necker de Saussure, Mme, L'éducation progressive, . . . Bruxelles. 1838. in 12. Tom. III. pag. 272. 79. sq.

273. Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. 4. Auflage. pag. 685.

273*. Shirreff, E., Intellectual Education and its influence on the character and happiness of women. London. 1862. in 8. pag. 20. sq.

273**. Legouvé, E., Histoire morale des femmes. Sixième édition. Paris. 1874. in 18. pag. 45. sq., 273. sq.

274. Moleschott, J., Physiologie der Nahrungsmittel. Ein Handbuch der Diätetik. Zweite . . Auflage. Giessen. 1859. in 8. pag. 539.

275. Collins, M., Die schmerzlose Entbindung. Mit einem Anhange: Ueber die Pflege der Kinder. Von Clementine Lozier. Oppeln. 1873. in 8. pag. 32. sq.

276. Gyoux, Ph., Éducation de l'enfant au point de vue physique et moral, depuis la naissance jusqu'a l'achèvement de la première dentition. Paris. 1870. in 12. pag. 19.

277. Menville de Ponsan, Histoire philosophique de la femme, . . . Seconde édition. Paris. 1858. in 8. Tom. II. pag. 194. sq.

278. Böcker, F. W., Beiträge zur Heilkunde . . . Crefeld. 1849. in 8. Tom. I. pag. 227.

279. Poiseuille u. Bouvier, Recherches sur l'usage des corsets. — Canstatt's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin im Jahre 1853. Würzburg. 1854. in 4. Tom. VII. pag. 30.

280. Pettenkofer, M. v., Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Braunschweig. 1872. in 8. pag. 26.

281. Beneke, F. W., Ueber die Wirkung des Nordsee-Bades. Göttingen. 1855. in 8. pag. 128.

282. Liebermeister, Untersuchungen über die quantitativen Veränderungen der Kohlensäureproduction beim Menschen. — Revue des sciences médicales en France et a l'étranger. Paris. 1873. in 8. Tom. I. pag. 63. sq.

283. Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Leipzig. 1859—61. in 8. Tom. II. pag. 208.

284. Busch, D. W. H., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Leipzig. 1839—44. in 8. Tom. II. pag. 195.

Alphabetisches Register.

[Die Zahlen deuten die Seiten an.]

Namen-Register.

A.

Acton, W., 89.
Aelianus, Cl., 348.
Alibert, 270.
Ancillon, F., 282.
Aristoteles, 121.
Arnaud de Marveil, 402.

B.

Bagehot, W., 309.
Baird, R., 86.
Balbi, 74.
Barral, 158.
Beard, G. M., 85.
Bell, Ch., 119.
Beneke, F. W., 438.
Bergeret, L. F. E, 306.
Bergier, 344.
Bernard, Cl., 189.
Bickes, 12.
Bird, R. 188.
Boecker, F. W., 163. 433.
Bonstetten, Ch. V. de, 233.
Bossard, H., 186. 198. 207.
Bouvier, 435.
Brierre de Boismont, A., 77.
Brigham, A., 76.
Broca, P., 47.
Broeck, V. van den, 377.
Brosses, Ch. de, 251.
Broussais, C., 270.
Buckle, H. Th., 255.
Burdach, K. F., 52. 159.
Buret, E., 83. 315.
Busch, D. W. H., 111. 442.

C.

Cabanis, P. J. G., 222.
Cardanus, H., 117.
Carey, H. C., 38. 96.
Carlier, F., 94.
Carter, R. B., 240.
Carus, C. G., 41. 50. 64. 117. 134. 143. 151. 191.
Casper, J. L., 19. 74.
Cère, P. 175.
Cerise, L. A. Ph., 156.
Chasles, Ph., 353.
Cloquet, H., 137.
Collins, M., 431.
Coronel, S. Sr., 313. 366. 406.
Corradi, A., 110.

D.

Dalton, J., 165.
Darwin, Ch., 119. 146. 306.
David, 80.
Davis, J. B., 45.
Degerando, 364.
Demangeon, J. B., 232.
Denis, J., 7.
Descuret, J. B. F., 236. 267. 274.
Deseilligny, A. P., 416.
Devay, F., 388.
Dollfus, Ch., 230.
Domrich, O., 262.
Drobisch, M. W., 26. 243.
Duncan, J. M., 306.
Dupin, Ch., 112.

E.

Elsholtz, J. S., 149.
Engel, 101.
Espine, Marc d', 22.
Everest 85.

F.

Faucher, L., 82. 95. 104.
Feder, J. G. H., 184.
Feuchtersleben, E. v., 204.
Fischer, J. C., 244.
Ficker, W. A., 201.
Fletcher, J., 105.
Floegel, C. F. 200.
Foissac, P., 15. 289. 308. 328.

Fonssagrives, J. B., 155.
Foville, A., 85.
Franz, J. Ch. A., 130.
Froebel, F., 405.
Fuchs, S., 120. 134.

G.

Gaffard, A., 167.
Galton, F., 307.
Gavairon, 424.
Giacchi, O., 390.
Gioja, M., 30.
Goethe, J. W. v., 225.
Gosse, L. A., 217.
Guillard, A., 30.
Gyoux, Ph., 432.

H.

Hallé, 56.
Harless, Ch. F., 48.
Hartmann, E. v., 224. 276. 298. 426.
Hartsen, F. A. v., 70. 421.
Hauff, H., 172.
Heinzen, K., 241. 411.
Helvetius, 226.
Henze, A., 67.
Heyfelder, O., 312.
Hirsch, A., 302.
Hirt, L., 379.
Hoffmann, 109.
Holbach, 324.
Holland, G. C., 125.
Holland, H., 31.
Home, H., 114. 423.
Hügel, F. S., 192.
Hume, D., 281.
Huschke, E., 42.
Hypatia, 48.

J.

Ideler, K. W., 290.
Janet, P., 259.
Jeannel, J., 89. 98. 391.
Jessen, P., 219. 247.
Julius, N. H., 102.
Junghans, S., 359.
Juvenalis, D. J., 398.

K.

Kant, J., 205. 286.
Kay, J., 84. 414.
Klose, C. L., 111.
Knigge, A. v., 215.
König, H., 420.
Körösi, J., 17. 372.
Kolbe, P., 92.

L.

Laspeyres, E., 180.
Lauvergne, H., 329.
Lawrence, W., 36.
Laycock, Th., 48.
Le Canu, 188.
Lecky, W. E. H., 3.
Legouvé, E., 428.
Legoyt, A., 13. 28. 75. 181. 368.
Le Hardy de Beaulieu, Ch., 348.
Lehmann, C. G., 158.
Lenhossék, M. v., 193.
Leroy-Beaulieu, P., 374.
Lewin, P. A., 391.
Liebermeister, 439.
Liharžik, F., 36. 54. 58. 64.
Lippich, F. W., 56.
Litzmann, 60.
Logan, W. 88.
Loewenhardt, S. E., 419.
Lotze, R. H., 261.
Lubbock, J. 299.

M.

Maass, J. G. E., 265.
Manu, 295. 308.
Marat, J. P., 288.
Marenholtz, v., 405.
Marvaud, A., 162.
Maudsley, H., 238.
Menville de Ponsan, 305. 432.
Meynert, Th., 46.
Michelet, J., 310.
Modeste, V., 350.
Moleschott, J., 430.
Monfalcon, J. B., 31. 69.
Montaigne, M. de, 66.
Montesquieu, 300.
Moreau-Christophe, L. M., 83.
Moreau de la Sarthe, J. L., 55.
Moreau de Tours, J. 389.
Morin, A., 416.
Moser, 111.
Mügge, Th., 79.
Mulder, G. J., 408.
Murat, 56.

N.

Nahlowsky, J. W., 272.
Necker de Saussure, 5. 234. 425.
Neison, 105.
Nestroy, 46.
Neumann, K. F., 334.
Nichols, T. L., 83.
Nielsen, R., 240.

O.

Oesterlen, F., 28. 108. 367.
Oettingen, A. v., 79. 82. 90. 99. 101. 384.
Ollivier, C., 203.

P.

Parent-Duchatelet, A. J. B., 90. 126.
Patissier, 55.
Pettenkofer, M. v., 173. 436.
Phillips, B., 314.
Piderit, Th., 118. 128.

Poiseuille, 435.
Polemon, 54. 123. 143.
Porta, J. B., 123. 149.

Q.

Quatrefages, A. de, 35.
Quetelet, A., 20. 25. 33. 42. 49. 63. 67. 71. 83. 103. 106.

R.

Reinhard, F. V., 302.
Renan, E., 254.
Reveillé-Parise, J. H., 327.
Ritter, 52.

S.

Saint-Roman, 343.
Salgues, J. B., 335.
Schaedtler, O. H. v., 198. 210.
Schauenburg, C. H., 401.
Schoen, F. L., 228.
Schwabe, H., 381. 383.
Scotus, M., 140.
Ségur, J. A. de, 6.
Shirref, E., 428.
Siebold, E. C. J. v., 399.
Simon, J., 368. 375. 379.
Smith, A., 282.
Spencer, H., 248.
Spurzheim, G., 318.
Stahl, G. E., 189.
Stamm, A. Th., 287.
Stark, J., 23.
Stein, L., 337.
Strauss, J. J., 113.
Süssmilch, J. P., 10.
Symons, 83.

T.

Teichmann, 101.
Tellkampf, A., 14.
Tepe, G., 422.
Theophrastus, 348.
Thoms, W. J., 32.
Tiedemann, F., 165.
Tissot, C. J., 266.
Tylor, E. B., 249. 334.

V.

Villeneuve-Bargemont, A. de, 343.
Virey, J. J., 36. 141. 170. 237.
Voltaire, 294.
Vrolik, G., 61.

W.

Wagner, A., 73.
Wagner, M., 353.
Walter, F., 322.
Wappäus, J. E., 10. 40. 441.
Wichern, 101.
Wilkinson, J. J. G., 165.
Wilkinson, W. M., 165.

Z.

Zückert, J. F., 268.

Sach-Register.

A.

Aerzte, weibliche. 361.
Agenturen für Eheschliessung. 383.
Alkoholische Getränke. 162.
Alter. 326.
Alter und Fruchtbarkeit. 306.
Altersverhältnisse. 310.
Anwendung der Geisteskräfte. 254.
Arbeit. 364. 377.
" geistige. 368.
Athemzüge. 71.
Auflösung. 328.
Augen. 25. 401.
Augenbraunen. 134.
Auswanderung. 181.

B.

Bacchusthiere. 113.
Bad. 437.
Bank. 283.
Barbarei, civilisirte 4.
Barbaren. 3.
Bayern. 21. 100.
Becken. 58.
Bedürfnisse. 153.
Beischlaf. 439.
Belgien. 20. 33. 100. 367.
Betrug, geschlechtlicher. 306.
Bier. 432.
Bildung. 360.
Blaustrümpfe, sogenannte. 223.
Brahmanen. 295.
Brust. 54.
Brustkorb. 52.
Busen. 55.

C.

Capital. 337.
Charakter. 240. 293.
Cholerische Frauen. 200.
Coelibat. 394.
Conventions-Ehen. 385.

D.

Dänemark. 79. 369.
Denkkraft. 227.
Deutsche. 45.
Deutschland. 100.
Dialect. 250.
Dichter. 398.
Dickleibigkeit. 305.
Dienstboten 407.

E.

Egoismus. 285. 340.
Ehe. 379. 384.
Eheschliessung. 28.
Eheschliessung durch Zeitungen. 383.
Eheschliessung, verfehlte. 385.
Ehezwang. 324.
Ehre. 178.
Ehrgeiz. 287.
Einbildung. 229. 231.
Eigennutz. 285. 340.
Eigensinn. 241.
Einweiberei. 297.
Elend. 84. 315. 389. 402.
Emancipation. 374. 402.
England. 20. 82. 100. 104. 366. 414.
Engländer. 45.
Entartung. 400.
Enthaltung von Nahrung. 164.
Erbinnen. 307.
Erkrankung, Statistik der. 108.
Erröthen. 146.
Erziehung. 259. 324. 363. 414. 426.

Erziehungsinstitute. 425. 427.
Ewigweibliches. 225.
Extreme 1.
Extremer Besitz. 303.
Extremitäten. 62.

F.

Fabrikarbeit. 366. 370.
Fabriken. 313.
Fleisch. 432.
Fortpflanzung. 296.
Frankreich. 75. 78. 100. 105. 368. 370.
Franzosen. 45.
Frauen, gelehrte. 388.
„ heroïsche. 321.
Freier Wille. 239.
Freudenmädchen. 88.
Fruchtbarkeit. 304.
Fuss. 68.

G.

Geburtshülfe. 263. 410.
Gedächtniss. 228.
Gefühle. 259.
Gehirn. 45.
Geistesbildung. 388.
Geistesleben 440.
Geistesthätigkeit. 218.
Geldprotzen. 339.
Gelehrte. 394.
Gelehrte Frauen 223.
Gemüth. 442.
Gemüthsverfassung. 259.
Genf. 22.
Genie. 226.
Geographie. 418.
Gesang. 419.
Geschichtsunterricht. 235.
Geschlechtstrieb. 26.
Geschlechtswerkzeuge. 171.
Gesicht. 151.
Gesundheit. 336.
Gewürze. 434.
Glasgow. 83. 88.
Glückliche Liebe. 274.
Gymnastik. 439.

H.

Haar. 122.
Habsucht. 287.
Handarbeit. 406.
Handel. 406.
Hässlichkeit. 152.
Häuslichkeit. 375.
Halbwilde. 39.
Hals. 49.
Hand. 65.
Handarbeit. 365.
Handeln und Sprechen. 253.
Handwerk. 258.
Hannover. 13. 100.
Hebeammen. 363. 410.
Heirathen. 18.
Heirathsalter. 28.
Heirathstrieb. 26.
Heroïsche Frauen. 321.
Hilversum. 314.
Hochmuth. 286.
Höfe. 177.
Hundertjährige. 32.
Hygieine. 336. 428.

I.

Idealfrauen. 320.
Ideenassociation. 239.
Indianer. 38.
Industrie. 370.
Instinct. 246.
Interessantheit. 152.
Irländer. 45.
Italiener. 45.
Jungfräulichkeit. 316.
Jungfrauen, alte. 25. 209. 323.

K.

Kaffeeartige Getränke. 161. 433.
Kaufmannschaft. 177.
Keuschheit. 300.
Kindergarten. 404.
Kinderlose Frauen. 323.
Kinn. 143.
Kirche. 391.
Kleidung. 172. 346. 434.
Kleidung und Liebe. 270.
Klerus. 391.
Knauserei. 408.
Körpermaasse. 33.
Kopenhagen. 79.
Kopf. 41.
Krankenpflege. 363. 410.
Krieg. 12.
Krieger. 393.
Kunst. 320. 368.
Künstler. 397.

L.

Laibach. 86.
Lappländer. 45.
Laster. 81.
Launen. 213.
Laune, schlechte. 289.
Leben. 309.
Lebensdauer. 18.
Lebenszähigkeit. 15.
Leidenschaften. 236. 259. 286. 290. 442.
Leidenschaften, niedrige. 286.
„ religiöse. 290.
Liebe. 27. 170. 269.
Liebenswürdigkeit. 213.
Lippen. 141.
Literatur. 234. 345.
Liverpool. 82.
Lohn. 374.
London. 83.

Lüge. 419.
Luxus. 175. 343.

M.

Mädchen. 310.
Mässigkeitsvereine. 86.
Magerkeit. 305.
Materialismus. 283. 337.
Medicin. 361.
Melancholische Frauen. 205.
Menschenkenntniss. 229.
Missheirathen. 385.
Mitleid. 107. 266.
Mode. 174.
Monogamie. 297.
Mund. 141.
Musik. 419.
Muttersprache. 417.

N.

Nahrungsbedürfniss. 154. 429.
Nahrungsmenge. 158. 429.
Nase. 136.
Naturlehre. 113.
New York. 85.
Niederlande. 21. 369.
Niederländer. 45.
Nordamerika. 74. 76. 84. 102. 353.

O.

Oberarm. 64.
Obst. 431.
Oesterreich. 102.
Ohren. 148.

P.

Parfüme. 179.
Paris. 77. 90. 368.
Patriotismus. 393.
Peers von England. 307.
Pesth. 17. 372.
Phantasie. 229. 231. 442.
Philosophen. 394.
Philosophheit. 333.
Philosophie. 222.
Philosophische Frauen. 333.
Phlegmatische Frauen. 190.
Physiognomie. 268.
Physiognomik. 116.
Poësie. 398. 401.
Poësie der Liebe. 271.
Politik. 351. 412.
Polygamie. 279.
Presse. 103.
Preussen. 102.
Priesterthum. 356. 391.
Professorschaft. 357.
Prostitution. 87. 126. 389.
Pulsschläge. 71.
Putz. 174.

R.

Raubstaaten. 176.
Reisen. 181.
Rom. 7.
Rumpf. 52.
Runzeln der Stirnhaut. 119.
Russland. 100.

S.

Sachsen. 369.
Säuferei. 81.
Sanguinische Frauen. 184.
Satyre. 400.
Schädel. 41.
" , künstliche Gestaltung desselben. 217.
Schande. 178.
Schauspielerin. 320.
Schlaf. 439.
Schlechte Laune. 289.
Schnürleiber. 435.
Schönheitsbegriffe. 69.
Schönschreiben. 419.
Schottland. 23.
Schriftzüge. 67.
Schriftsprache. 250.
Schule. 404. 414.
Schulbesuch. 414.
Schwärmerei. 291.
Schwangerschaft. 431.
Schweden. 20. 45.
Schwimmen. 419.
Seelsorge. 356.
Selbstmord. 72.
Sentimentalität. 425.
Selbstsucht. 285.
Sinneswahrnehmung. 227.
Sittlichkeit. 336.
Sittlich-Schönes. 422.
Skrophelkrankheit. 315.
Socialwissenschaft. 336.
Soldaten. 391.
Spanien. 100.
Sprache. 248. 417.
Sprachunterricht. 234.
Staatsverwaltung. 356.
Starrsinn. 241.
Statistik. 9.
Stirne. 117.
Stirnfalten. 118.
Sumpfgegenden. 31.
Sympathie. 264.
Syphilis. 94.

T.

Tabak. 165.
Temperament. 182.
" , gemischtes. 209.
" , Umgestaltung. 216.
Theater. 320. 368.
Thierisches der Liebe. 271.
Tod. 309. 328.
Treue, eheliche. 386.

Trunksucht. 81.
Tugend. 317.

U.

Ueberfüllung der Wohnräume. 303.
Umgang. 178.
Unbewusstes Seelenleben. 247.
Unfruchtbarkeit. 304.
Ungarn. 17.
Unglückliche Liebe. 274.
Universität. 357.
Unkeuschheit. 302.
Unmässigkeit. 348.
Unsterblichkeit der Seele. 332.
Untergliedmassen. 67.
Unterleib. 58.
Unterrichtung. 230. 416.
Unverheirathete. 101. 381.
Unwahrheit. 419.

V.

Vegetarianismus. 430.
Venusthiere. 113.
Verantwortlichkeit. 244.
Verbrechen. 99.
Verkehrsanstalten. 409.
Verlieben. 278.
Versehen der Schwangeren. 232.
Verstand. 219. 442.
Verwaltung. 409.
Vielweiberei. 297.
Vorderarm. 64.

W.

Wachsthum. 33.
Wahnsinn. 76.
Wahrheit. 419.
Wangen. 144.
Waschung. 437
Weiblichkeit. 225. 310.
Weiber, alte. 326.
Wein. 432.
Werth der Frauen. 2. 297.
Wilde. 39.
Wille. 238. 442.
Wirthshaus. 283.
Wissen, heiteres und ernstes. 319.
Wissenschaft. 255.
„ der Frauen. 214.
Wittwenverbrennung. 334.
Wohlwollen. 281.
Wohnung. 179.
Würde. 423.

Z.

Zahl der Frauen. 9.
Zeichnen. 419.
Zeugungsbedürfniss. 167.
Zigeuner. 45.
Züchtigkeit. 301.
Zurechnungsfähigkeit. 242.
Zürich. 367.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Arbeiten des Verfassers:

Anthropologische Schriften:

Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. Berlin. 1872. Verlag von Fr. Nicolai. Ein Band in Lex. 8⁰.

Die Allgemeine Naturlehre des Menschen. Giessen. 1865. Verlag von Emil Roth. Ein Band in Lex. 8⁰.

Studien über die Volksseele. (In Ausarbeitung.)

Hygieinische und Aetiologische Schriften:

System der Hygieine. Leipzig. 1870—71. Verlag von Friedrich Fleischer. Zwei Bände in Lex. 8⁰.

Die Hygieine, deren Studium und Ausübung. Würzburg 1874. Verlag von A. Stuber. [2. umgearb. u. vermehrte Auflage von: **Die Hygieine und ihr Studium.** Erlangen. 1868. Verlag von Ferdinand Enke.] 1 Bändchen in Lex. 8⁰.

Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig. 1867. (2. Ausgabe. 1871.) Verlag von Ernst Fleischer. Ein Band in gr. 8⁰.

Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen. 1868. Verlag von Ferdinand Enke. Ein Band in Lex. 8.⁰

Lehrbuch der Allgemeinen Aetiologie und Hygieine. Erlangen. 1858. Verlag von Ferdinand Enke. Ein Band in Lex. 8⁰.

Ueber Ursachen und Verhütung der Nervosität und Geistesstörung bei den Frauen. Neuwied und Leipzig. 1872. Verlag von J. H. Heuser. Ein Bändchen in Lex. 8⁰.

Zur Staats-Gesundheitspflege. Leipzig. 1861. Verlag von Otto Wigand. Ein Bändchen in 8⁰.

Die Nahrungs- und Genussmittelkunde, historisch, naturwissenschaftlich und hygieinisch begründet. Göttingen. 1860—61. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht. Drei Bände in Lex. 8⁰.

Politisch-Moralische Schriften:

Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des Ehelichen Lebens. Cassel. 1864. Verlag von J. C. Krieger. Ein Band in gr. 8⁰.

Ueber Unsittlichkeit. Hygieinische und politisch-moralische Studien. Neuwied und Leipzig. 1866. Verlag von J. H. Heuser. Ein Band in 8⁰.

Studien über das tägliche Leben. [Medicinische Abhandlungen. Zweiter Band. Würzburg. 1874. Verlag von A. Stuber.]

Die Kirche der Menschheit. Neuwied und Leipzig. 1873. Verlag von J. H. Heuser. Ein Bändchen in gr. 8⁰.

Ueber die Bevölkerung im Alterthume. (Medic. Abhandl. Bd. I.)

Studien über die Feiertage. Nordhausen. 1874. Ferd. Förstemann's Verlag. 1 Bändchen in Lex. 8⁰.

Studien über die Frauen. Jena. 1875. Verlag von Hermann Costenoble. 1 Band in gr. 8⁰.

Populäre Schriften:

Medicinische Abhandlungen. (Band I.) Würzburg. 1871. Verlag von A. Stuber. Ein Band in Lex. 8⁰.

Grundriss der Hygieine. Würzburg. 1873. Verlag von A. Stuber. Ein Band in 8⁰.

Volks-Gesundheits-Pflege. Coburg. 1862. (2. vermehrte Ausgabe. 1866.) Verlag von Feodor Streit. Ein Band in gr. 8⁰.

Medicinische Chemie. Erlangen. 1857—58. Verlag von Ferdinand Enke. Zwei Bände in Lex. 8⁰.

DATE DUE			
SPRING	1979		